Preußens

ältere

Geschichte.

Von

August von Kotzebue,

Mitgliede der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften.

Vierter Band.

Hamburg, 1811.

T. Blaschke sc.

Preußens

ältere Geschichte.

Von

August von Kotzebue.

Erstes Kapitel.

Zwist im Innern des Ordens.

Friede war von aussen, doch innere Zwietracht gährte. 1438.
Der Stände abgetrotzte Mitgewalt schöpfte neuen Muth und Wachsthum aus der Ritter schwindendem Gemeingeiste.

Der alte Eberhard von Sansheim regierte noch in Deutschland, unzufrieden mit dem Hochmeister, dessen Verwaltung er des Ordens Abnahme zuschrieb. Ob und wie des Deutschmeisters Ehre, Eigensinn oder Eigennutz durch Paul gekränkt worden, darüber geben vorhandene Briefe nur zweydeutige Winke. Einige glauben, dessen Wahl sey angefochten, als ermangelnd hochmeisterlicher Bestätigung. Doch schon vor Rußdorffs Antritt der Regierung unterschrieb Eberhard als Deutschmeister die Unterhandlungen am See Melno. Glaublicher ist, daß jedes Opfer, welches Noth und Klugheit vom Orden heischten, dem alten, eisernen Manne strafbare Schwäche des Regenten und seiner Gebiethiger schien. Darum war jener einhellig begehrte, beschworne Friede ein Stachel in seiner Brust, und, dem Reiche höfelnd, weigerte er seine Unterschrift, gleich dem Meister von Liefland. Doch rechtlichen Vorwand zu Klagen mochten Verträge, vom Lande selbst laut gefordert, ihm nicht leihen; den scheinbaren zu finden, wird erbitterten Gemüthern nie schwer. Nothgedrungen, hatte Paul deutscher Comthureyen Güter veräußert, ja, zu Wien im Ordens-

hause, nicht gescheut, das Kirchensilber anzutasten; und der Land=Comthur mußte dort vom Kanzler die harten Worte hören: „Ihr beraubt Kirchen, wie soll es euch wohl gehen hier und in Preußen?"

Solchen Vorwürfen konnte Paul das Schild der päpstlichen Macht entgegen halten, denn Briefe, vom Papste Eugen erbethen, berechtigten ihn zum Ergreifen jener Nothhülfe. Der Deutschmeister forderte ihn auf, diese Briefe zu vernichten; mahnend zugleich an eine alte Schuld, deren Zins fünf Jahre lang unentrichtet geblieben. War vielleicht die letztere Beschwerde des Unwillens versteckte Quelle? Hüllte sich der Eigennutz, wie oft geschieht, in der Staatswohlfahrt bequemen Mantel? — Mit jedem Tage wuchs der Groll.

Erinnerungen, Vorwürfe, Mahnungen, Bitterkeiten belästigten und reitzten den Gegner unaufhörlich, bis endlich Pauls blinder Zorn den alten, unversöhnlichen Feind des Amtes förmlich entsetzte. Die Folge war voraus zu sehen. Eberhard versammelte sein Capitel, dem die Frage vorlegend: „ob der Hochmeister ihn zu verstoßen befugt sey?"

Die Antwort entsprach seinem Wunsche. Jetzt, der Seinigen gewiß, schritt er kühn zum offenen Angriffe. Die geheimen Statuten, die einst Werner von Orselen dem Ordensbuche beygefügt, zog er zum ersten Mahle ans Licht, bewirkte deren Bestätigung vom Kaiser und dem Baselschen Concilium. Mit dieser furchtbaren Waffe gerüstet, erhob er Klage, des übertretenen Verboths halber: „daß Ordensgüter nicht ohne Zustimmung der Meister von Lief= und Deutschland entfremdet werden dürfen."

Werner ahndete wohl nicht, es könne einst ein mißvergnügter Deutschmeister diese Verordnung zu einer Zeit mißbrauchen, wo Staatsklugheit forderte, selbst eines tadelnswerthen Hochmeisters Ansehen, gegen miß=

hällige, widerspänstige Ritter, gegen ein murrendes Volk zu schützen. Des Ordens Heil der Rachlust opfernd, ließ Eberhard eine förmliche Ladung an den Hochmeister ergehen, zu Mergentheim vor seinem Capitel sich zu stellen; eine Kühnheit, zu welcher jene Statuten ihn berechtigten.

Paul erschien nicht, sandte auch keine Bothen; und selbst zwey deutsche Land-Comthure blieben in der Versammlung dem Angeklagten treu. Jetzt donnerte der Papst dazwischen. Aber auch den Donner des Vaticans scheute Sansheim nicht. Er behauptete keck, die Briefe seyen erschlichen, dem Papste unbewußt. Eugen befahl, wenn Güte nicht fruchte, mit geistlicher Strenge, oder durch Bewaffnung des weltlichen Armes, den Widerspänstigen zu zähmen; und als unwirksam auch diese Drohung blieb, da sprach er entrüstet ein Urtheil: Gehorsam binnen zwanzig Tagen, oder Einziehung der deutschen Ordensgüter, Kirchenbann und Geldbuße.

Eberhard blieb dennoch unerschüttert, allein er suchte Mitschuldige an seinen Vortheil zu knüpfen, und benutzte schlau die Unzufriedenheit der Liefländer. Diese mußten nach alter Sitte, bey erledigtem Meisterthum, zwey Gewählte dem Hochmeister vorstellen, des Einen Bestätigung von ihm erwarten; aber eigenmächtig fiel ihre ungetheilte Wahl auf Heinrich von Bukenvorde. Noch war des Hochmeisters Gewalt zu groß, um seines Rechtes Kränkung still zu verschmerzen; doch auch bereits zu klein, um nicht für eine Scheinvergütung die Bestätigung zu verkaufen. Beherzt gemacht durch solche Nachgiebigkeit, wagten die Liefländer, nach Bukenvorde's Tode, zwey Jahre später, dieselbe Widerrechtlichkeit. Doch Gemeingeist war aus Liefland wie aus Preußen gewichen. In gespaltener Wahl erkohren die Oberdeutschen den Vogt von Jerwen, Hein-

rich Nottleben; die überlegenen Westphälinger Heinrich Finke von Querberg. Des Hochmeisters Machtbothen erschienen, den Ersteren zu bestätigen. Die stärkeren Gegner verwarfen deren Vollmacht, befestigten ihre Schlösser, und erzwangen den Beschluß: ihren Schützling, bis zu eines großen Ordens-Capitels Entscheidung, als Statthalter zu erkennen.

Kluge Machthaber kümmern sich wenig um Titel, wissend, daß ein geschmeidiges Volk den Glauben an gerechte Herrschaft bald mit jedem Titel verknüpft. Der neue Statthalter bewies ohne Säumen, daß er den Zwist, wenn nicht in Worten, doch im Wesentlichen, für entschieden hielt. Er entsetzte kühn dem Hochmeister ergebene curländische Gebiethiger. Dieß Beyspiel schreckte. Auf einer Tagfahrt zu Pernau bequemten sich Alle, und es gingen Abgeordnete an das Concilium zu Basel, Vollmacht sich erbittend zu beständiger, eigenmächtiger Wahl.

Doch dieser Ehrenhandel war nicht die einzige Quelle von der Liefländer Unzufriedenheit mit Rußdorff. Also lauteten ihre bittern Klagen:

„Seines Eides uneingedenk, hat er, um großer Gift und Gabe willen, stets aus zwey Gekohrenen den Untüchtigsten bestätigt; Parteyen im Orden begünstigt, die Westphälinger zu vordrucken, den Franke Kersdorp uns zum Meister aufgedrungen, obschon berichtet: er sey von Geburt kein Edelmann, des Meisteramtes unwürdig. Da sprach Walter Kersdorp, des Verschmähten Bruder: „er soll dennoch Meister in Liefland werden, es sey lieb oder leid, wem es wolle;“ und es geschah.“

„Gold, Silber, tonnenweis, von Ordensbeamten hinterlassen, hat Franke Kersdorp in seinen Säckel gestrichen, und Walter, sein Bruder, hinweg geführt.“

Als nach der großen Niederlage in Litthauen es gar übel mit uns stand, der Meister erschlagen war, und mit neuer Wahl wir nicht zögern durften; da hat Paul dem Gekohrenen die Bestätigung verweigert, vorwendend, man wisse nicht, ob Kersdorp wirklich todt sey. Daß zur selben Zeit wir Einen nur gewählt, war Nothgesetz, denn die Redlichsten lagen auf dem Schlachtfelde oder in Fesseln. Dennoch zögerte Paul ein Jahr."

„Vom Meister Querberg begehrte er Hülfe gegen Pohlen, und als der ihm den Landmarschall mit vielem Volke sandte, da ließ er die Unsrigen allein ziehen; im Geleite eines Bruders mit wenigen Knechten. Auch dieser Wegweiser entwich, als wir mit dem Feinde zusammen trafen; so wurden wir abermahls geschlagen, und mögen es lange nicht verwinden."

„Die Statuten Werners von Orselen nennt er untüchtig und erdacht; spricht, er wolle ihrer nicht achten; sendet Briefe zu Wasser und zu Lande, um Zwietracht unter uns zu stiften; 600 Gewaffnete nach Curland mit Achsen und Büchsenkraut, die uns überfallen und verderben sollen; ja, wider Gott, Pflicht, Ehre, Seligkeit, will er mit einem Heere uns bekriegen, und hat vom Herzoge Siegmund freyen Durchzug begehrt, wiewohl vergebens."

„Treue und Glauben brechend, verließ er Swidrigall; ohne beyder Meister Zustimmung schloß er mit Pohlen Frieden; warnte den Hauptmann zu Samayten, verrieth ihm sogar den Tag, an dem wir aufbrechen würden; darum unser Meister erschlagen worden sammt den Gebiethigern."

„Nun haben, durch solch unredlich Regiment, Pohlen, Litthauen, Rußland und Samayten sich verbunden, zu großem Unheile für die Christenheit, das

alles nicht geschehen wäre, hätte er Swidrigall'n Eid und Siegel gehalten." —

Wenn hier auch manches, oder vieles, vom Hasse entstellt erscheint, so kann doch schwerlich Pauls niedrige Habsucht abgeläugnet werden; für einen Regenten das gefährlichste Laster, Verachtung einflößend, Furcht vertilgend. Oft zwingen selbst Verbrechen dem Volke Bewunderung ab, denn große Laster, wie große Tugenden, heischen Seelenstärke, und sind mit Herrschertalenten nicht unvereinbar; gemeine Leidenschaften aber, vom Pöbel für die Seinigen erkannt, verwehen schnell den glänzenden Duft, der einen geehrten Thron umgeben muß.

Sansheim und Querberg verbanden sich enger gegen Rußdorff. Die aus dem Staube hervor gezogenen Statuten wurden öffentlich verlesen in der Thumkirche zu Reval. Dem Hochmeister sank der Muth. Friedensmittler, geistliche und weltliche, fanden Paul willig, Eberhard unbiegsam. Der Bischof von Braunsberg zog nach Mergentheim und entriß dem Alten ein Versprechen, zum Versuche der Güte in Frankfurt zu

1439. erscheinen. Dort mühten sich vergebens Churfürsten und Erzbischöfe den Hader zu schlichten. Eberhard stellte sich erschrocken über die Mehrzahl seiner Gegner, schien besorgt um Sicherheit und eilte in seine Herberge. Auch dahin folgte man ihm mit freundlicher Einladung nach Preußen. Wer ist mir Bürge, wandte er ein, daß nicht der Hochmeister an mir sich vergreife? — Man both ihm Geleitsbriefe, man sprach von Ehre und Treue; die verlachte er höhnisch. Endlich wankend, schrieb er selbst den Inhalt des Geleitsbriefes vor. Man fügte sich darein, obschon der bitterste Argwohn ihm die Feder geführt, und begehrte bloß dagegen, daß Markgraf Hans von Nürnberg für sein Betragen Bürgschaft leisten solle. Da zerschlug sich Alles. Je-

der zog heim, nur die Hoffnung nährend, daß auf einem neuen, verabredeten Tage zum Sunde, die Vernunft über abgekühlten Zorn siegen werde.

Dort erboth sich Paul, durch seine Machtbothen, zu einer allgemeinen Ordensprüfung nach alter Sitte, in Preußen, Deutsch- und Liefland; was sträflich befunden würde, abzuthun, es gehe oder rühre an, wen es wolle, es sey hoch oder niedrig. Eberhard hingegen verlangte Schiedsrichter. Mit einem Untergebenen zu rechten schien der hochmeisterlichen Würde verkleinerlich. Man versprach ein redlich Regiment. „Das haben wir längst begehrt," erwiederten Sansheims Wortführer, bestehend auf rechtlicher Entscheidung, weil schon zu Frankfurt bedungen sey, wenn Güte fruchtlos bliebe, das Recht anzurufen. „Wählt nach Gefallen, wen ihr des Vertrauens würdig haltet," sprachen sie trotzend: „laßt jeden Theil vier Gebiethiger und zwey Gelehrte senden; oder tretet mit uns vor das Concilium, den Kaiser, die Reichsfürsten, Bischöfe; oder befraget die Doctoren geistlicher und weltlicher Rechte zu Wien, Erfurt, Leipzig, Cöln, Heidelberg; oder bringt den Zwist an die Ritterschaft, an die Hansestädte; oder, kurz und gut, geht mit uns allhier zum Sunde auf das Rathhaus, wir wollen den Rath bitten, daß er uns fünf, sieben oder neun Richter bestelle."

Dieß Erbiethen klang so rechtlich, daß nur des Stolzes oder des Gewissens Widerspruch es ablehnen konnte. Abermahls schieden diese Brüder grollend aus einander. Vergebens forderte das Concilium zu Basel die Streitenden vor seinen Richterstuhl, „um die Söhne der Kirche im Schooße ihrer Mutter zu vereinen." Vergebens drohte es mit dem Bannfluche. Sansheim erklärte kühn das Hochmeisteramt für erledigt, sich selbst zum Statthalter, und forderte von

allen Comthuren in kurzer Frist entscheidende Antwort: ob sie ihm oder Paul gehorchen wollten?

Auf dieses Lärmzeichen bewegte sich der ganze Orden, wie ein Berg von Gluth gespalten. Der alte Deutschmeister erfuhr den Verdruß, daß viele Balleyen ihm entsagten, vielleicht nur die Gelegenheit benutzend, einem entferntem Oberhaupte mit Gehorsam zu schmeicheln, weil das nahe ihnen lästig war.

1440. Noch ein Mahl versuchten der Erzbischof von Mainz und der Pfalzgraf in Baiern, die Flamme zu löschen, allein vergebens. Sie loderte vom Ufer der Narowa bis an die Ufer der Etsch.

Die Erschütterung der alten Hoheit, obwohl im fremden Lande begonnen, wurde bald auch in Preußen gespürt. Der Nachlässige wiegte sich tiefer in den sichern Schlummer; der Herrschgierige hob ungestraft das Haupt höher; der Streitsüchtige durfte kühner seine Leidenschaft entzügeln. Keiner scheute den kranken Löwen. Ein Theil der preußischen Gebiethiger wagte sogar zur neuen Wahl zu schreiten; Conrad von Erlichshausen wurde als Hochmeister begrüßt, und selbst der Bischof von Ermeland ertheilte ihm diesen Titel. Allein der edle Conrad blickte tiefer in das durch Leidenschaften verworrene Gewebe. Nicht dem Steuermanne, nur den Stürmen, maß er des Schiffes Noth bey. Mit dem Ekelnahmen der Parteyen war Parteygeist nicht verschwunden. Jeder wollte gebiethen, keiner gehorchen. Brüder drückten Untersassen, wurden wiederum von Obern gedrückt. Jede Willkühr regte sich beherzter, an beyder Meister thätigen Groll sich lehnend. Darum verrath der weise Conrad die gefährliche Ehre; benutzte seiner Brüder Vertrauen nur, um Eintracht herzustellen.

Zweytes Kapitel.

Entstehung des preußischen Bundes.

Seufzend fühlte der verarmte Landmann, murrend der reiche Bürger, die Folgen zerrütteter Ordnung. Es war eine Zeit gekommen, wo jeder am Rechte gekränkte sich zur Wehre stellen, nicht mehr bitten, sondern fordern durfte. Wo etwa Furcht die gährenden Gemüther noch im Zaume hielt, da zogen die Landbewohner in die Städte; denn es ging die Rede, der Marschall sey befehligt, die Unzufriedenen zu überfallen, und vergebens ließ der Hochmeister, in Briefen nach Culm und Thorn, sich herab, der Sage als einem Mährchen zu widersprechen. Selbst mißvergnügte Ordensbrüder warfen Funken in den Zunder. Immer weiter fraß der Krebs des Argwohns um sich, immer beherzter trat der Ungehorsam auf. Leise prüften sich Fremde, lauter sprachen Bekannte unter sich, ohne Rückhalt murrte der Freund in Gegenwart des Freundes, täglich wuchs die Zahl der Vertrauten. Der eine litt, der andere klagte, dem dritten lieh empörtes Gefühl Beredsamkeit. Der Muthige trat hervor, der Furchtsame hinter ihn; der Kluge wollte Ehre, der Tapfere Ruhm ernten, der Unbedeutende zum ersten Mahle etwas gelten; der Reiche hoffte zu erhalten, der Arme zu gewinnen, jeder von dem Neuen das Bessere. Was lange hinter verschlossenen Thüren Einzelne sich ins Ohr geraunt, das wurde nach und nach in Versammlungen laut. 1438.

1439. „Wollt ihr länger dulden?“ so ward zu Culm gesprochen. „Klagen erschallen im ganzen Lande. Wer ist unter euch, dessen Aeltern, Brüder, Freunde, der Orden nicht mißhandelt? — Schneeweiß sind die Mäntel dieser Ritter, aber nicht ihre Herzen. Geladene Gäste morden sie; enthaupten ohne Urtheil und Recht; ersäufen Männer um schöner Frauen willen; bethören unsere Weiber, schmähen unsere Töchter mit Gewalt; bedrücken den Handel, verkaufen uns zu Wasser und zu Lande. Ja vor Zeiten, als Dusener, Kniprode und andere fromme Regenten lebten, da meinten sie das Land mit Treuen, bauten es, beschirmten Städte, ehrten Gott, und wo ein Armer litt, da halfen sie, daß er bey Nahrung blieb und nicht verdarb. Jetzt aber — Schwaben, Baiern, Franken rühmen keck, wir seyn nur ihre Leibeigene mit dem Schwerte gewonnen. Wie? hat nicht unserer Väter Blut dieß Land erobern helfen? — es taugt nicht, daß wir länger still sitzen, sondern will vonnöthen seyn, daß wir solch unleidlich Joch von den Hälsen schütteln.“

Also schlossen sich die Stände enger an einander, und ahndeten bald ihre eigene Wichtigkeit, als sie gewahrten, daß alle Parteyen um ihre Freundschaft buhlten. Denn nie berechnet Parteygeist, wie hoch ihm selbst künftig der Sieg werde zu stehen kommen, indem er alten Wahn zerstört, oder Fesseln der Gewohnheit lockert, oder, solche zu zerreissen, Kräfte weckt. Weder die stolzen Meister und Convente, noch der Hochmeister selbst, achteten unter ihrer Würde, was sie thaten, vor den Ständen, als vor ihren Schutzfreunden, zu rechtfertigen. So wurde das letzte Jahr von Pauls Regierung das erste der festeren Gründung ihrer Gewalt.

Zwar, den Hochmeister konnte nur die Noth vermögen, zuwider des Ordens Ehre und Gesetzen, um

der Stände Gunst zu werben; denn er mußte fürchten, den Vorwürfen seiner widerspänstigen Brüder einen scheinbaren Grund mehr zu leihen. Darum stemmte er sich, männlicher als sonst, gegen ungestüme Forderungen.

„Erfülle dein Gelübde," riefen hundert Stimmen; „schütze unsere Rechte; befreye uns von ungewohnten Bürden; halte das gemeine Gericht; dulde keine Mißbräuche."

Mit dürrer Weigerung oder geschraubter Antwort pflegte Paul sie abzufertigen; ja er ließ die Aeußerung sich entschlüpfen: nur den Bürgern in Städten, nicht den Landbewohnern, sey die culmische Handfeste verliehen. Das erregte lautes Murren.

„Mit nichten," sprachen die Kläger: „denn zu jener Zeit waren Bürger, Lehnleute, Pilgrime, allesammt ein Volk, hägten alle gleichen Muth für euch und den Christenglauben. So lange die Heiden draussen verheerten, wohnten jene mit uns in den Städten, folglich haben sie Ein Recht, auch von Alters her sich darauf gestützt. Denn begehrte man ihrer Dienste außer den bestimmten Gränzen, so haben sie bisweilen solche wohl geleistet, bisweilen aber auch nicht, ohne euren Widerspruch. — Um Beschatzung habt ihr uns gebethen, und das Gebethene erzwungen. — Das haben wir nicht um euch verdient; wenn ihr, ohne unsern Rath, Krieg begonnen, nimmer unsere Rechte vorgeschützt, sondern unser Blut mildiglich vergossen. Väter, Brüder, Freunde, wurden uns erschlagen, wir verheert, verbrannt, ein Mahl, drey Mahl, vier Mahl; unsere Freundinnen geschmäht und das Armuth. Wir haben unter den Zäunen gelegen mit Weibern und Kindern, und haben uns mit Mist zudecken müssen, und haben dennoch treulich bey euch gehalten, unsern Frauen und Jungfrauen das Geschmeide von den Hälsen ge-

schnitten, es euch gegeben, davor wir keinen Lohn haben. Nun sind wir verarmt und können nichts mehr geben. Beherzigt unsere Noth. Haltet das gemeine Gericht, denn solches ward erfunden, damit auch der Arme sich beklagen möge, so ihm Gewalt geschieht; sonst geht es, daß es Gott erbarme! — Wir haben Euch geschworen, doch Ihr uns nicht minder; so haltet euren Schwur!"

Wo Armuth und Bewußtseyn gebeugter Rechte in solche Töne der Verzweiflung ausbrechen, da ist es hohe Zeit, das Joch zu lüften, wenn geschwächte Macht den Unterjochten nicht mehr erdrücken kann. Allein der Hochmeister blieb taub, ja er mehrte noch den Unwillen durch eine Kränkung, die er Danzig widerfahren ließ. Als nähmlich dort die Pest ausbrach, verschloß Litthauen klüglich den Danzigern die Handelswege. Doch nun war längst die Gefahr vorüber; Paul hätte durch ein gutes Wort den Statthalter leicht vermocht, die Maßregel aufzuheben; das verweigerte er ungefällig und Erbitterung war die Folge. Danzig wandte sich unmittelbar an den jungen Großfürsten, der die Bitte freundlich gewährte, und — wer weiß — dadurch vielleicht schon damahls den Keim des Vertrauens in die Brust der Preußen pflanzte, der ihm köstliche Frucht einst tragen sollte.

Von Stadt zu Stadt murrten immer lauter die Klagen um versagte Hülfe, bewirkten endlich den Beschluß, auf einer nahen Tagefahrt zu Elbing das gemeinschaftliche Heil zu berathen. Mißvergnügter Adel, allein zu ohnmächtig, schloß sich an die Städte. Der Deutschmeister schürte den Brand. Von allen Seiten stiegen finstere Wolken um den Fürstenstuhl des Hochmeisters auf.

Die

Die Stände versammelten sich am bestimmten Ta- 1440.
ge und Orte, faßten ihre Klagen in kurze Sätze und trugen diese dem Hochmeister vor.

Seine Antworten, von den Gebiethigern eingehaucht, hätten vormahls vielleicht den Städten genügt, jetzt nicht mehr. Vergebens schlug er vor, „dergleichen „(nach seiner Meinung) nie zuvor von einem Herrn ge„gen seine Untersassen erhört worden," nähmlich Schiedsrichter zu erkennen, weise, gottesfürchtige Leute, Papst, Kaiser, Concilium, sie sollten wählen; allein sie blieben halsstarrig, und forderten in kurzer Frist eine Tagefahrt des ganzen Landes. „Vor Ostern," versetzte Paul, „kann ich keinen Tag versprechen." Da wagten sie einen neuen unerhörten Schritt, und beschlossen, im Nothfalle auch früher einen Tag eigenmächtig anzusetzen.

Alter, Schwäche, Nachgiebigkeit, verringerten des Hochmeisters Ansehen auch unter seinen Brüdern. Sein naher Tod öffnete dem Ehrgeitzigen Schranken, dem Habsüchtigen Schätze; darum widerstrebten sie den Ständen auch in zulässigen Dingen. Sonst wurden alte wackere Männer in den Orden gekleidet, jetzt Kinder, Jünglinge um Gunst, Adel oder Freundschaft willen. Wenige Rechtschaffene, denen es noch Ernst war mit dem Guten, wurden durch bittere Vorwürfe von Kleinmuth, Bestechung, Treulosigkeit, gekränket, geschreckt. Schwiegen sie dennoch nicht, so verwies man sie in Convente, oder machte sie zu Gebiethigern an der Gränze. Brüder aus verschiedenen Nationen höhnten und verachteten einander, Franken, Schwaben, Baiern, hielten sich allein für würdig, Aemter zu bekleiden. Die übrigen wurden selten oder nie ins Regiment gekohren. Es war eine gemeine Sage im Lande: „Rheinländer regieren demüthig und freundlich; darum möge Gott verzeihen denen, die zuerst das

Unkraut in den Orden gesäet. Drohte ein armer Mann, er wolle vor den Hochmeister gehen, so klopfte der Gebiethiger mit den Fingern auf seine Stirn, sprechend: „Siehe, ich will dir Hochmeisters genug seyn. Ihr Knechte, legt ihn in die Hundesbuffen.“ Nirgend wurde Paul geachtet. Der ehstländische Adel unterstand sich ihm zu drohen, und — was noch ärger — der Vogt zu Jerwen, Heinrich von Nottleben, obschon selbst ein Ordensbruder, erklärte frey heraus, wenn der Adel zu den Waffen greife, so könne er sich nicht von ihm trennen, sondern werde ihm beystehen mit seiner ganzen Macht. — Sogar in Rathsversammlungen schüttelten Neid und Hader ihre Fackeln; jeder sprach und tobte für das gemeine Beste, nur sich selbst als solches betrachtend.

Eines Tages, im Convente zu Marienburg, wurden die Gemüther so erbittert, daß die Edelmönche plötzlich wüthend aufsprangen, zu den Schwertern greifend. Paul, um dessen Rechte sie stritten, sah bestürzt, daß er unter seinen eigenen Brüdern des Lebens nicht mehr sicher sey. Gefahr und Verwirrung erzeugten in ihm den raschen Entschluß, sich in einen Schlitten zu werfen und nach Danzig zu entfliehen.

Mitten in der Nacht kam er vor die Thore dieser Stadt. Sie öffneten sich ihm, aber dumpfe Bestürzung ergriff die geweckten Bürger, als von Straße zu Straße, von Haus zu Haus die seltsame Nachricht erscholl: der Hochmeister ist in unsern Mauern! Er, den wir sonst mit stattlichem Gepränge einzuhohlen pflegen, ist still und heimlich bey nächtlicher Weile zu uns gekommen. — Unter mannigfaltigen einander zugeflüsterten Vermuthungen, oder in stummer Erwartung verstrich die Nacht. Kaum war der Morgen angebrochen, da ließ Paul die Bürger zu sich auf das Schloß entbiethen; doch sie, des von Plauen Tücke

gedenkend, weigerten sich zu erscheinen, luden hingegen den Hochmeister in die Heiligegeistkirche, die ringsum von geharnischten Bürgern besetzt, von dem Mißtrauen aller bewacht wurde. Der Gedemüthigte erschien, klagte laut, was ihm begegnet, bath um Schutz und Hülfe.

Der Anblick eines Greises, der in harten Wintertagen auf der Flucht vor eigenen Brüdern war; seine beweglichen Worte; die heilige Stätte, an der er sprach; die gewohnte Ehrfurcht vor dem Regenten des Landes; das heimliche Vergnügen, ihn hülfsbedürftig zu sehen, und das laute, ihm helfen zu können; alles das wirkte mächtig auf die Herzen der Danziger. Sie versicherten den Tiefgebeugten ihrer Ergebenheit und Treue, sagten Hülfe zu, ließen aber auch die Gelegenheit nicht entschlüpfen, eigenen Vortheil, wie Menschen pflegen, aus fremder Noth zu ziehen. Um Bestimmung eines Tages bathen sie mit Ernst, an welchem, über gutes Regiment im Lande, Schutz der Privilegien, Mittel gegen Willkühr, gerathschlagt werden sollte. Der Bedrängte, dem ohnehin ihr Vorsatz kund geworden, eigenmächtig zu vollbringen, was sie bittend jetzt begehrten, nannte willig einen Tag, an dem zu Elbing die Stände sich versammeln möchten. So tilgten sie den Vorwurf von Widersetzlichkeit, der bösen Schein auf ihr Beginnen warf, und konnten hinfort, mit der Pflicht gegen ihren Herrn, die eigenen Ansprüche verbinden oder beschönigen.

Kurz vor Ablauf der gesetzten Frist, brach in drey Conventen, Königsberg, Balga, Brandenburg, Empörung gegen den Obermarschall aus, dessen strenge Zucht, oder beschränkender Geitz, oder Parteylichkeit, der Brüder Herzen von ihm gewendet hatte. Paul Rußdorff war, nach alter Gewohnheit, um die Fastenzeit in die Niederlande gezogen, da trugen die Con-

vente ihre Beschwerden vor. Er verwies sie zur Geduld, bis er den Marschall zur Verantwortung gen Königsberg entbiethen werde. Doch ihre Erbitterung, jeden Aufschub verschmähend, trieb sie zu voreiliger Selbsthülfe. Sie überfielen den Angeklagten, raubten ihm das Siegel, die Schlüssel von den Thoren, und entsetzten ihn des Amtes; das doch en gar unerhört Ding ist in diesem Orden! rief der bekümmerte Hochmeister aus. Niemand war bey ihm als der Groß-Comthur, und die Comthure von Brandenburg und Balga, die, kräftig den Empörern das Wort redend, ihn zwangen, einen Rechtstag in Elbing zu verheißen. Auf der Heimkehr schied der Groß-Comthur von ihm, Krankheit vorschützend, eilte aber nach Marienburg, versammelte dort mehrere Gleichgesinnte, vertauschte Comthureyen nach Gefallen; ja er trotzte endlich dem Hochmeister die Bewilligung ab, die Obermarschallswürde den Händen des Comthurs von Thorn zu vertrauen.

Zwar büßte der Frevler mit Verlust seines eigenen Amtes; doch die neue Wunde, des Ordens Ansehen geschlagen, heilte nicht, und würde stärker noch geblutet haben, wäre nicht zum Glücke der neue Obermarschall eben jener wackere Conrad von Erlichshausen gewesen, der, immer rechtlich, friedlich, klug, treu, den Hochmeister männlich vertrat, den empörten Conventen in dessen Nahmen bald drohte, bald sie geschickt zu beruhigen wußte. Doch halsstarrig forderten sie noch immer den verheißenen Rechtstag.

Unter solchen, für den Orden finstern, für die
1440. Stände hellen Aussichten, kam die ersehnte Stunde, in welcher Land und Städte sich in großer Zahl versammelten. Auf allen Straßen wimmelte es von Hineilenden gen Elbing. Dort redeten Alle aus freyer Brust. Klagen häuften sich zu Klagen. Manches war

längst abgethan, manches übertrieben, jedoch das Meiste schwer wiegend. Was Heinrich von Plauen durch seine Entsetzung vorlängst gebüßt, wurde wiederum an's Licht gezogen, und dennoch — so leicht verwickelt Leidenschaft in Widerspruch — dennoch machten sie dem Orden es zum Vorwurfe, daß dieser Heinrich ohne ihre Zustimmung entsetzt worden. Einer andern, beyspiellosen Klage lieh jetzt Kraftgefühl eine Stimme; denn es ward gerügt, daß der Orden Bündnisse ohne Einwilligung der Stände geschlossen. Der murrende Adel lehnte sich auf gegen das harte Gesetz, dem zu Folge seine Töchter erbelos blieben, die Güter eingezogen wurden, wenn kein Sohn vorhanden war. Die Bürger kämpften für die bestrittene Freyheit, sich in Versammlungen zu berathen, wie von Alters her geschehen. Verkürztes Maß, geringhaltige Münze, neue Zölle, Mühlenzwang, Rechtlosigkeit, Willkühr, Bestechung, der Kreutzherren Schwelgerey, Ueppigkeit, Wollust, Mordlust, ihr ungeziemender Handelsgeist, ihr An=sich=reissen bürgerlicher Nahrungszweige, lauter Gegenstände bitterer Beschwerden. Es kam zur Sprache, daß der betrübte Landmann gezwungen werde, von des Ordens Speichern Getreide theuer zu kaufen, um es wohlfeil dem Verkäufer wieder abzuliefern. Es kam zur Sprache, daß die Ritter wuchernd Vorkauf trieben, sogar die See dem Schiffer sperrten, bis sie zuvor die eigene Waare versendet.

Nicht überzeugend hat in unsern Tagen ein Schriftsteller des Ordens Ein= und Umgriffe zu entschuldigen versucht; Pohlens Verbindung mit Litthauen; Erschöpfung durch Krieg; Verkauf der Ordensgüter; ein besoldetes Heer, sonst um Gottes Willen fechtend; hoher Preis vormahls ungekannter Kriegsbedürfnisse; veränderte Gestalt des nordischen Handels, ja sogar

der neue Weg nach Ostindien, Luxus bringend oder mehrend, sollen vereint jene Tyranney rechtfertigen. Wäre dem Regenten erlaubt, mit jeder neuen Welle, die der Zeiten Strom herab wälzt, auch nur eine Scholle vom Eigenthume der Unterthanen zu bedecken, wie bald würde alles verschlungen seyn, und wie, wenn Unterthanen, mit umgewandtem Spieße, dieselben Gründe für sich geltend machten? — Wenn Jahrhunderte Befugniß ertheilen, Verträge nach Belieben zu erweitern; warum nicht auch Stunden? denn jede Stunde wandelt der Dinge Gestalt.

So urtheilten auch die Stände, und im Gefühle ihres Rechtes, wie ihrer Kraft, beschlossen sie einmüthig, auf einem bestimmten Tag zu Marienwerder einen Bund zu besiegeln. Ritter und Knechte des culmischen Landes sollten in der Zwischenzeit die andern Gebiethe, große Städte die kleinern, zum Beytritte auffordern, auch die Gemeinden von der Einladung nicht ausschließen.

Nimmer hätte, ohne der Städte Anreitz, die Ritterschaft solch einen Schritt gewagt. Kühn war, der den ersten Gedanken faßte, kühner, der ihn aussprach; alle übrige, des Muthes unbedürftig, folgten bloß dem mächtigen Beyspiele. Doch allgemeine Zustimmung war vonnöthen, denn noch immer zählte der Orden Anhänger in kleinen Städten, deren geringer Handel minder durch die Zölle litt; auch unter dem Adel, der nach Gunst oder Würden strebte. Am thätigsten vor allen, den Bund zu fördern, war Danzig, dem, vom Geiste der Hanse belebt, gleich allen seinen deutschen Schwestern, nach Unabhängigkeit gelüstete. Feste Mauern, die einer unvollkommenen Belagerungskunst trotzen durften; Seltenheit der Feuerschlünde; Ueberfluß an Gold; Zuversicht auf mancherley Verbrüderungen; erleichtertes Anhäufen großer

Vorräthe von Kriegs- und Lebensbedürfnissen um geringe Preise; Zulauf von Söldnern, weil kein Fürst so reichlich sie bezahlen konnte; das waren in jenen Zeiten die Gährungsmittel, die so manche Stadt gegen ihren Landesherrn aufblähten und ermuthigten, ihm Rechte oder Freyheiten abzutrotzen.

Friede, Völkerglück — diese großen Worte, von jedermann mit Ehrfurcht ausgesprochen, bezeichnen oft nur einen Zustand, der — den Körpern Gedeihen und Behagen schaffend — die Geister tödtet oder gefangen hält. Ein Volk, das nie zum Schwerte greift, wird auch im ewigen Frieden, durch Weisheit oder Kunst, nie einen Kranz erringen. Kampf um wahre oder eingebildete Freyheit ist die Flamme, an der edle Keime sich entfalten, so wie am Fuße eines Vulkans edlere Früchte reifen. Oft wähnt der Menschenbeobachter, eines Volkes geistige Kräfte seyen gesunken, weil es etwa seit Jahrhunderten keine großen Männer zeugte; er befrage nur dessen Geschichte: eines langen Friedens süßer Schlaftrunk bindet alles Große. Wo aber ein Volk um Eigenthum oder Meinungen — (oft das edelste Eigenthum) — gefahrvoll kämpfen muß, da ersetzt Natur den Untergang träger Geschlechter, indem sie einzelne Männer zur Bewunderung der Nachwelt hervor ruft. Wenn einst die Grönländer das Joch abschütteln, so wird auch dieses, an Körper und Geist verkrüppelte Volk Weise und Helden zeugen.

Der gehorchende Stand in Preußen hatte der Geschichte noch keinen ausgezeichneten Nahmen überliefert, eben weil er bloß gehorchte oder genoß. Jetzt aber, da er stark genug sich fühlte, um ein edleres Daseyn zu ringen, traten plötzlich in jeder Stadt, in jedem Gebiethe, muthige, geistreiche Männer hervor, geschickt in Wort und That: unter allen der kühnste und

verständigste Hans von Bayſen, Wortführer des oſterodiſchen Gebiethes. Seine Herkunft, obwohl edel, iſt in Dunkel gehüllt. Man hält ihn für den Sohn eines wackern Ritters vom Harze, Conrads von Zailingen, der, nach der tannebergiſchen Schlacht, mit einer Anzahl Reiſigen dem Orden zu Hülfe kam, dann in Preußen ſich niederließ, und von einem erkauften Dorfe den Nahmen Bayſen erhielt.

Große Männer ſind immer ihres Stammbaums eigene Wurzel, und wenn die Nachwelt nach ihren Ahnen fragt, ſo geſchieht es nur, um dieſe in den Glanz der Enkel zu ſtellen.

Hans von Bayſen begann ſeine Laufbahn als Höfling, war Vorſchneider Heinrichs von Plauen. Doch ſchon in dieſem unbedeutenden Prunk-Amte zeigte er ſich Vertrauens in Staatsgeſchäften würdig, denn er war der Machtbothen einer, die der Hochmeiſter nach England ſandte. Fünf Jahre nach dem Falle ſeines Herrn, dem er treulich anhing, trieb ihn der Zeitgeiſt, Abenteuer in fremden Landen zu beſtehen, obſchon die Gunſt der neuen Machthaber und eine geliebte Braut in der Heimath ihn feſſeln wollten. Mit warmen Empfehlungsſchreiben verſehen, mit jeder Tugend der alten Ritterzeit geſchmückt, das Rauhe derſelben in erworbene Hofgeſchmeidigkeit verhüllend, ging er nach Portugal, kämpfte tapfer und ſiegreich gegen die Mauren, gewann des Infanten Achtung und Vertrauen, der ihn zu ſeinem erſten Waffenträger wählte.

Plötzlich erhielt er Kunde, daß man in Preußen ihn als einen Landesflüchtigen verſchreye, ja die reiche Braut aus des Bruders Wohnung mit Gewalt entführt habe. Alſobald eilte er zurück in die Heimath, wo das Volk einen im Zweykampfe von ihm beſiegten Mauren neugierig anſtaunte, der des Ueberwinders Großmuth ſein Leben dankend, bis an deſſen Tod ihn treu be-

gleitete. Hans von Bayfen trat vor den Hochmeister und überreichte ihm die wärmste Schutz- und Ehrenschrift vom fernsten Könige am damahligen Ende der Welt. Nicht bloß ritterliche Thaten erzählte der Monarch in diesem Schreiben; er rühmte auch, wie der Fremdling in des Landes Sitten sich so wohl gefügt, daß jedermann sein Freund geworden. Darum werde man es schmerzlich empfinden, wenn den Ritter, um der Dienste willen, die er Portugal geleistet, irgend ein Verlust im Vaterlande treffen sollte.

Des Königs dringende Empfehlung, oder die, durch des Mannes Gegenwart, lebendig gewordene Erinnerung an dessen Verdienste, gab ihm seine alten Rechte wieder. Schon Michael Küchmeister bediente sich in Staatsgeschäften seiner. Unter Pauls Regierung kohr ihn die Ritterschaft in den neu errichteten geheimen Rath des Hochmeisters.

So hatten früh Geschäfte, Reisen, Abenteuer, erlittenes Unrecht, Streben dagegen, den Mann in der Stille zu Rath und That, zum weisen Vormunde seiner Mitbürger gebildet. Jetzt, an der Spitze seines Gebiethes, dem Bunde beytretend, entsagte er freywillig dem Ehrenplatze im geheimen Rathe. Weder Volksaufwiegler, noch Schmeichler, belebte, leitete er den Bund mit so kluger Mäßigung, daß der Orden selbst dem erklärten Volksfreunde immer noch als dem treusten Vermittler und Rathgeber vertraute. Weit entfernt, die Gemüther zu erbittern, ging sein Bestreben lange nur dahin, beyder Theile grollenden Argwohn zu mildern, und dem Ausbruche einer Flamme vorzubeugen, die, einmahl vom Sturme ergriffen, dann durch keine menschliche Gewalt zu dämpfen seyn möchte. Erst als des Ordens blinde Herrschsucht ihn der geliebteren Pflicht entband, da weihte er sich dem gekränkten

Bunde mit Leib und Leben, mit Rath und gewappneter Faust.

Von Elbing sandten die Stände ihre Bothen an den Hochmeister in seinem Rathe sitzend, die sprachen mit beschiedener Dreistigkeit: „um Euch, unsern Herrn, zu beschirmen, des Ordens innere Zwietracht zu dämpfen, (deren Folgen die Pohlen bereits mit spähendem Auge berechnen) wie auch um Leib und Gut zu sichern, haben wir einen Bund geschlossen, und bitten Euch, als unsers rechten Herrn treue Leute, Ihr wollet bey wohl hergebrachten Rechten uns erhalten, Eurer Amtleute Willkühr steuern und wehren.“

„Ich will thun, erwiederte Paul, was in meiner Macht steht.“

„Herr!“ hoben sie aufs neue an: „Ihr sollt die „Macht haben, und wo sie Euch gebräche, da wollen „wir die Macht Euch geben.“

„So habt ihr Euch vereint,“ fragte der Hochmeister, „um Recht und Sicherheit?“

„Ja, darum haben wir's angehoben.“ Und der Groß-Comthur fügte bedenkliche Worte hinzu: „Gebe Gott, daß ihr's zur guten Stunde habt angehoben.“

Man denke sich nun die hastige, den Bund belebende Thätigkeit; das eilfertige Hin- und Herreisen der Abgeordneten von Stadt zu Stadt, von Gebieth zu Gebieth; das Verbotten und Versammeln auf Rathhäusern, Junkerhöfen, Gemeindegärten, Rittersitzen; die Morgensprachen der Gewerke und Zünfte; das Lauschen und Murren der geschreckten Ordensbrüder. Gern hätten sie, durch Drohung oder Bestechung, den Bund zu reifen gehindert, aber eine kurze Frist war klüglich zu dessen Versiegelung anberaumt. Schon kamen, mit wetteifernder Eile, Land und Städte zu Marienwerder am Tage Judica zusammen. Auch der Groß-Comthur fand sich unvermuthet ein, wollte,

im Nahmen des Hochmeisters, die Bundesbesiegelung auf spätere Frist verschieben; allein ihm ward zur trockenen Antwort: die Hälfte der Verbündeten habe schon gesiegelt, und die andere Hälfte sey bereit dazu.

Der Bund enthielt:

Wir wollen und geloben, daß jeder Unterthan getreulich thun solle, was er seinem Herrn schuldig; dafür müsse dieser unsere Rechte und Freyheiten ungekränkt lassen, alte Beschwerden abthun, keine neuen begründen. Geschähe aber dennoch Gewalt, so wollen wir es dem Hochmeister klagen; hilft der nicht, so soll der Kläger vor das große Landgericht treten; und bliebe er auch da hülflos, so wollen wir fest zusammen halten gegen den Gewaltthäter.

An des Adels Spitze siegelten Pannerführer und Landrichter, ein jeder für seinen Bezirk. Die Städte drückten ihr großes Insiegel unter den Bundesbrief. Von entfernten Insassen und kleinern Städten ward der Beytritt später zu Danzig unterzeichnet. Nur aus Samland und Natangen erhielt der Bund geringen Zuwachs. Vielleicht wurden die Bewohner, um ihrer Armuth willen, minder bedrückt; oder sie fürchteten des Ordens nahe Macht in Liefland.

Warme Freunde dieser Edelmönche haben falsche Gründe für den Bund ergrübelt, um den Einzigen, der am Tage liegt, wegzuläugnen. Aus den Ketzereyen der Hussiten soll er entsprungen, oder nur gestiftet seyn, um dem, durch Räthe schon bevormundeten Hochmeister noch ein zweytes Oberhaupt aufzudringen. Wahr, daß Hussens Lehre fast ganz Preußen angesteckt; auch möglich, daß zur Stimmung der Gemüther sie beygetragen; doch nur in so fern sie

denken lehrte. Der Päpstler durfte nicht denken, mußte nur glauben, zur Bequemlichkeit für geistliche und weltliche Regenten. Der Hussit hingegen, an die Vernunft gewiesen, beleuchtete mit ihrer Fackel Glauben, Pflichten an und gegen Gott und Menschen. — Darum mochten wohl die Preußen, durch jene prüfende Lehre, für verwandter Gegenstände Prüfung empfänglicher geworden seyn — doch empören konnte sie nur schwerer Druck. Daß aber Herrschsucht (von Macht unzertrennlich) die Stände blähte, mag nicht geläugnet werden; die reine Quelle wurde getrübt durch diesen Bergstrom.

Wahr, daß Kaiser Friedrich dem großen Salza uneingeschränkte Herrschaft über Preußen verlieh. Ob ihm das Recht zustand, solche zu verleihen, gilt hier gleich, und hätte nur von des Landes Urbewohnern mögen bestritten werden; nicht von Einzöglingen, lauter Deutschen, gewöhnt, dem Kaiser zu gehorchen, und eben durch bedungene Ausnahmen jene unbeschränkte Gewalt anerkennend. Noth, Klugheit gewährten ursprünglich die culmische Handfeste; Noth: denn das verwüstete Land mußte bevölkert werden; Klugheit: denn den Heiden wollte man einen behaglichen Zustand vorspiegeln, den auch sie zu erwarten hätten. Darum ist zu vermuthen, was freylich, nach verschwundener Noth, die Ritter gern läugneten, daß jene Handfeste allen Einzöglingen gleiche Rechte ertheilte; denn sonst dringt eine Frage sich auf: hat der Orden bloß das culmische Land bevölkern? das übrige Preußen aber menschenleer beherrschen wollen?

Zwischen diesem und jedem andern eroberten Lande ergab sich darum ein mächtiger Unterschied. Denn wo der Sieger schon Einwohner findet, da werden — selbst hart bedrückt — sie Heimath und Eigenthum schwerlich verlassen. Jene Deutsche zogen nur

nach Preußen, wenn sie dort ein besseres Vaterland zu finden wußten. Gefahren, nur durch große Freyheiten aufgewogen, umringten täglich wüster Länder Anbau. Dieses Ursprungs ihrer Rechte erinnerten sich die Preußen nur zu oft, die Edelmönche nur zu selten.

Indessen war es nie der letzteren Meinung, durch eingeräumte Privilegien auch die oberherrliche Gewalt mit den neuen Unterthanen zu theilen; dem widerspricht der Ordensgeist. Folglich gab es Anfangs keine Stände. Nur nachdem von Seiten der Regierung Despotie und Noth, von Seiten der Regierten Schutzwehre und Anmaßung der Stände Ursprung begründet hatten, so erfolgte ein halbgesetzlicher Mittelzustand, wo nicht mehr von Rechten selbst, sondern nur von Erweiterung oder Beschränkung derselben die Rede war; wo beyde Theile, unaufhörlich einander entgegen strebend, nicht mehr unbefangen wogen, was gut oder böse sey? sondern nur, ob der Gegner keine Ueberlegenheit gewinne?

Dieser gefährliche Zustand führte so augenscheinlich zu einer Erschütterung, daß nur zwey Mittel ihr vorbeugen konnten: Gewalt — oder, wenn Schwäche diese hinderte — Festsetzung der ständischen Rechte. Das letztere vollzogen, ehe noch Machtgefühl der Städte Muth in Uebermuth verwandelte, so hätte der Orden wenig von seinem Ansehen eingebüßt; denn nur zweydeutige Rechte sind gefährlich. Allein auch dieses Wenige hielt. der Stolz fest, und so wurde bestätigt ein Ausspruch Machiavell's: „wenn das Glück von seinem Lieblinge sich wendet, so geschieht es nicht, weil die Zeiten sich verändert haben, sondern weil der Glückliche stets unverändert bleiben will."

Drittes Kapitel.

Des Bundes nächste Folgen.

Paul fühlte wohl, daß ihm selbst in diesem Bunde eine mächtige Stütze erwachse, darum bestätigte er denselben, und mit ihm unterzeichneten neun und dreyßig Comthure, Gebiethiger und Beamte, einige dem Hochmeister gefällig, mehrere bloß der ersten Hitze nachgebend und Widerspruch auf gelegenere Zeit verschiebend. Die meisten aber schalten die Bundesgenossen Rebellen, sprachen knirrschend von feiger Nachgiebigkeit, und drohten, nicht zu ruhen, bis die Abtrünnigen gebeugt, getrennt, gezüchtigt worden. Auch blieb es nicht bey leeren Drohungen. In einer Nacht wurden siebzehn dem Bunde treu ergebene Edle überfallen, ihre Höfe in Brand gesteckt; und durch verborgene Thäter sonst noch mancherley Unfug getrieben. Denn gekränkter Uebermuth verhüllt in Trotz die Furcht oder Schwäche, deren er sich schämt.

Aber das Gefühl von Recht und Kraft, Tyrannen furchtbarer als Waffen, die es reicht, war in den großen Städten längst schon heimisch, erzeugt durch Verkehr mit fremden Völkern, genährt durch Wohlhabenheit, des Handels Frucht. Ja, noch eines mochte in jener alten Zeit die Städte leicht zum Widerstande reitzen: der kriegerische Geist war nicht mehr allein des Adels Erbe, der Soldaten Eigenthum; auch im Bürger hatte längst der Bund der Hansestädte ihn geweckt, jener mächtige Bund, der oft Könige besiegte.

Er war es, dessen Glück und Macht reicher Städte Bewohner das gefährliche Geheimniß lehrte: auch ihr bewaffneter Arm sey stark gleich der Ritterfaust; Helden und Wagehälse gehen auch aus ihren Ehebetten hervor; Waffenübung, wenn gleich nur Nebenbeschäftigungen, stärke sie zu Schutz und Trutz; ja im Nothfalle gelte es nur ein Opfer ihres Ueberflusses, um feile Söldner überall zu miethen. Dieß Vertrauen wußten bald die großen Städte den kleinern, wie dem Adel einzuflößen; darum blieb es unklug, den Bund noch mehr zu reitzen; er knüpfte sich nur fester, und dem ertappten Beleidiger seiner Genossen vergalt er mit gleicher Münze.

Des Bundes Zweck, der oft zugesagte, nie gehaltene Gerichtstag, wurde jetzt so dringend gefordert, daß Paul gezwungen ward, ihn anzuordnen. So 1440.
entstand das große Landgericht, zu welchem Bischöfe, Thumherren, Gebiethiger und Ordensritter, aus jedem dieser Stände zwey Glieder sandten, denn aber auch Land und Städte ihre Machtbothen beyfügten. Die letztern allerdings an Zahl den erstern weit überlegen; ob aber Stimmen-Mehrheit dadurch bezweckt worden, (wie einige behaupten) ist zweifelhaft. Sicher hätten die ohnehin entrüsteten Kreutzherren ihre Richterstühle leer gelassen, wenn ohne Rechenkunst voraus zu sehen war, daß sie, mit acht Stimmen gegen achtzehn, nichts durchsetzen konnten. Zum mindesten wäre das auffallende Mißverhältniß laut beschrien worden, und dann hätte irgend ein Zeugniß den Widerspruch der Nachwelt aufbehalten. Glaublicher, daß keine Zählung der Stimmen gefordert wurde. Der Orden schwieg, weil jeder Stadt und jedem Gebiethe das Recht zustand, Einen Abgeordneten zu senden. Die Stände schwiegen, durch Billigkeit belehrt, daß ein zufälliges Uebergewicht an Stimmen zu keiner Ent-

scheidung sie berechtigte. Ueberhaupt schien das Ganze noch so neu, daß, sehr begreiflich, von beyden Theilen nicht alles voraus berechnet war. Nur ein Zweck schwebte klar dem Bunde vor — das Landgericht.

Es sollte gehalten werden über Große und Kleine, ohne Ansehen von Person oder Stand. Der Kläger traten so viele auf, daß, auch bey ungetreumter Sitzung, Aufschub der meisten Klagen unvermeidlich geworden wäre.

Der ersten Einer war Hans von Bayfen selbst. Um ein Beyspiel aufzustellen, klagte er kühn gegen einen der vornehmsten Prälaten, den Bischof von Ermeland, der selbst mit zu Gerichte saß. Einen See, zu Bayfens Gebiethe gehörig, hatte ihm dieser entzogen. Schon war früher die Beschwerde dem Hochmeister vorgetragen; der, um des Prälaten zu schonen, dem Kläger anderswo doppelten Ersatz gebothen hatte. Doch Bayfen forderte nur Recht, nicht Gewinn; er begehrte streng das Seine, aber auch nur das Seine, und nur von dem, der es zu rauben gewagt. Der See ward ihm zugesprochen.

Durch dieses Beyspiel angefeuert, erhoben jetzt sich tausend Stimmen, von Klagen wiederhallend, die sämmtlich des Ordens Ruhm nicht mehrten. Viele schrien um Rache wegen Verführung ihrer Weiber und Töchter. Andere forderten vertriebene Freunde zurück. Ein Verwandter des ermordeten Conrad Lezkau trat auf und heischte Blutrache. Ein Sohn jammerte, daß er, seines mißhandelten Vaters wegen, vergebens von Meister zu Meister, von Lande zu Lande, von Rechte zu Rechte Hülfe gesucht. Alte und neue Beschwerden durchkreuzten einander, die Richter betäubend. Lebendige und Todte wurden vorgeladen, Großes und Kleines mit gleichem Ungestüme gefordert. Man beschloß,

schloß, und mußte beschließen, jetzt nur die neuesten Klagen zu hören, gegen Lebende gerichtet, oder Mißbräuche der heutigen Regierung rügend. Auch hier war Auswahl schwierig, die Stimmen blieben getheilt, und als, nach langem Gezänke, man endlich überein kam, des Ordens mancherley Gebrechen zu beleuchten, da waren die Ritter, umgeben von zahlreichen Knechten, zu ihrer Vertheidigung besser mit Waffen als Gründen versehen. Sämmtliche Kreutzherren, sowohl Richter als müßige Zuschauer, deren viele zugegen, hatten schon lange, mit kaum verbissenem Grimme, den Unterhandlungen zugehört; jetzt fuhren sie plötzlich von ihren Sitzen auf, stampften und lärmten, daß der Kläger wie der Richter Stimmen vergebens durchzudringen versuchten, zwangen die letztern ihre Stühle zu verlassen, und schieden mit der Drohung: „Land und Städte sollen den Tag nicht wieder erleben, an dem sie über ihre Herren richten!"

Wirklich blieb hinfort jedes Bestreben fruchtlos, dieses ehrwürdige Landgericht wieder zu versammeln, bis man, wie die Chronik spricht, „mit den stolzen Herren einen andern Gang ging."

Indessen aber der größere Theil der Ordensbrüder dem Bunde trotzig Hohn sprach, barg der kleinere sich unter dessen Flügel. Jene drey empörten Convente, ihrer Vermessenheit Strafe scheuend, näherten sich schmeichelnd den Städten. „Unser Zweck," sprachen sie, „ist einzig nur, die schwer bedrückten Unterthanen, durch ein besseres Regiment im Lande, aufzurichten; darum gewährt uns Zuflucht, wenn Hochmeister und Gebiethiger mit den Waffen drohen; liefert uns nicht aus, bevor Land und Städte förmlich in der Sache gesprochen, an deren Entscheidung soll uns genügen. Bewirkt, durch einhellige Fürbitte, solch einen Rechtstag; uns aber sicheres Geleit zu demselben. Auch wir

haben wohlhergebrachte Freyheiten, die begehren wir zu erhalten, gleich den Ständen. Man berufe die Meister von Deutsch- und Liefland, man schlichte jeden Zwist in Güte und stelle Eintracht wieder her."

Statt dieß Verlangen, wie es sich ziemte, höflich abzulehnen, und nicht durch Einmischung in fremde Rechte den bösen Schein der Händelsucht auf sich zu laden; vertrauten es die Königsberger den Elbingern, die wiederum die Danziger um ihre Meinung befragten.

„Es ist ehrlich und billig," sagten diese: „darum rathen wir, so bald ihr gewahrt, daß den Conventen Gewalt droht, so beschicket den Hochmeister und verbittet euch die Gewalt. Thut es Noth, so wollen wir selbst in den Handel uns mischen. Indessen mögt ihr Allen Schutz und Herberge gönnen, die sich auf der Stände Spruch berufen. Sollte, Trotz Abmahnens, der Hochmeister dennoch zu Gewalt schreiten, so werden die Städte gegen ihren Eid nicht handeln, wenn sie gerüstete Mannschaft werben.

Die von Königsberg befolgten Danzigs Rath, füllten ihre Mauern mit Bewaffneten, und trugen das in den Mund G. legte dem Hochmeister vor: „Gedenke Gottes, der Gerechtigkeit und deines Ordens Ehre. Betrübe nicht also manch Biedermannes Kind, dem Land und Städte so gut geschworen, als dir, dem Hochmeister." Drohend ward hinzu gefügt: „Geschähe den Conventen etwas Leides, davon würde solche Zwietracht aufstehen, daß wir und unsere Kinder nicht sollten verwinden können."

Die kühne Sprache wirkte. „Wir sind nicht Mörder," sagte Paul, „und ist unmöglich, daß wir solches an unsern Brüdern thäten." Tagefahrt und Geleite wurden angelobt. Frohlockend meldeten die Sendebothen den drey Conventen ihren leichten Sieg. — So weit war es gekommen; daß Paul die eigenen wider-

spänstigen Brüder im Schutze der Unterthanen sehen mußte.

Am Himmelfahrtstage eilten die Verbündeten zahlreich gen Elbing, zu der abgetrotzten allgemeinen Versammlung. Auch die Convente schickten ihre alten Gebiethiger, die sich im voraus mit den Städten freundlich besprachen, und gegenseitige Hülfe in allem, was rechtlich, zusagten.

Dann gingen die Stände vor den Hochmeister, bittend, in einem Tone, der keine Weigerung duldet, um Abschaffung der Zölle. „Ihr haltet auf eure Rechte," sagte Paul, „so will ich auch die meinigen beweisen."

„Laß uns frey von Zöllen," war die Antwort, „wie du uns gefunden und wir dir gehuldigt; wir bitten um Ja oder Nein." Da schlug er ein gemischtes Gericht im Lande vor, um beyderseitige Rechte zu prüfen. „Warum sollen wir rechten, wo die Sache klar ist?" versetzten sie: „gib uns nur einen schlichten Bescheid mit Ja oder Nein."

Die Gebiethiger legten sich ins Mittel. Man lasse die Abschaffung des Pfundzolles anstehen, meinten sie, bis zur Ankunft beyder Landmeister. Einsammeln möge ihn gemeinschaftlich der Orden mit den Ständen, zu beyder Theile Nutzen. Die Städte sprachen Nein.

Ohne Zustimmung der Landmeister, fuhren jene fort, kann und darf der Hochmeister dieses Recht nicht aufgeben. Aber die Städte riefen: „Niemand soll unsern Herrn kränken, wenn er das gerechte Begehren erfüllt."

Selbst Hans von Baysen versuchte, einen Mittelweg einschlagend, die Gemüther zu vereinigen. Man nehme, war seine Meinung, den Zoll von Fremden, nur nicht von des Landes Einwohnern. Auch dieser Vorschlag wurde verworfen. „Von Zöllen," hieß es,

„soll der Orden nichts behalten Finden Land und Städte, gemeinen Nutzens halber, in Zukunft nöthig Zölle anzulegen, das stehe ihnen frey.“

Als der Hochmeister sah, daß auch Bayfens Stimme nicht mehr durchdrang, da ließ er durch den Groß-Comthur die begehrte Zusage thun, nur sollten sie seine Getreuen bleiben.

Nicht minder Glück brachte der Städte Vorwort den drey abtrünnigen Conventen; es kam ein Vergleich zu Stande, den sie, unbeschützt, nie zu hoffen wagen durften.

Noch schmeichelhafter war den Ständen die erlaubte Einmischung in den Streit zwischen Paul und seinen Landmeistern. Vergebens hatte selbst der Papst die deutschen Gebiethiger drohend ermahnt zu Friede und Gehorsam. Ja man erzählt sogar, durch eine päpstliche Bulle sey der alte Eberhard seines Amtes entsetzt, die Bekanntmachung des Spruches jedoch verhindert worden. Jetzt, nach jenen fruchtlosen Unterhandlungen in Frankfurt und zum Sunde, genoß Danzig im Herbste das stolze Vergnügen, beyde Meister in seinen Mauern zu erblicken, beyde wetteifernd, der Stände schon kostbare Gunst zu gewinnen. Aber diese bedachten klüglich, daß ihr eigenes Heil fordere, in keine der streitenden Wage ein Uebergewicht zu legen, am mindesten den Hochmeister unterdrücken zu lassen. Darum wollten sie bloß vermitteln, und gewannen schlechten Dank, denn beyde Meister verließen Danzig unfreundlich. Was etwa hier die Städte für Paul gethan, oder vielmehr gegen ihn zu thun unterlassen hatten, dafür forderte sogleich ihr Eigennutz Vergeltung, indem sie abermahls auf Abhülfe bst wiederhohlter Beschwerden drangen.

Der Hochmeister, von allen Seiten gequält, durch Alter geschwächt, sein Ansehen von Brüdern verwundet, von Unterthanen beschränket, unterlag seinem Schicksale, fiel in Schwermuth, aus dieser in Krankheit, die ihm kaum noch Erhohlung zu einem feyerlich traurigen Tage gönnte, an dem er zu Marienburg sein beschwerliches Amt niederlegte, und wenige Tage nachher auch des Lebens Bürde abwarf.

Geitz befleckte seinen Charakter; sonst war er ein sanfter, ehrlicher Mann, für ruhige Zeiten geboren. Stürmen zu widerstehen gebrach es ihm an Kraft. Dieses Mangels Gefühl warf ihn bald diesem, bald jenem Rathgeber in die Arme. Von jedem nur zu eigenen Zwecken benutzt, erntete Paul keine andere Frucht seines gutmüthigen Vertrauens, als Gleichgültigkeit, aus mangelnder Achtung entspringend; oder Haß derer, die durch unerreichte Wünsche sich dazu berechtigt hielten. So wahr bleibt: daß selbst ein böser, aber kluger Regent, einem Lande mehr als ein schwacher frommt.

Pauls Tod endigte den Streit mit beyden Landmeistern, denn im nächsten Ordens-Capitel wurde Liefflands Statthalter bestätigt, und Werners Statuten traten wieder in die alte Kraft.

Pohlen half in diesem Jahre seinen jungen König auf den ungarischen Thron erheben. Dessen Bruder, Casimir, hatte durch den Tod des Großfürsten die Statthalterschaft über Litthauen gewonnen. Friedrich der Erste, Churfürst zu Brandenburg, starb. Begebenheiten, die des Ordens Aufmerksamkeet erregten und verdienten.

Zu Copenhagen bewarben sich die Städte um Erneuerung alter Privilegien — sie wurde zugestanden;

um Ersatz erlittener Schäden — es blieb unabgemacht; um Genugthuung von den Holländern, für geraubte Schiffe — es ward verglichen.

Ganz im Stillen suchten auch die Stände ihres Bundes Bestätigung vom römischen Könige, und ge-
1441. wannen oder erschlichen dieselbe, ohne daß der Orden, oder, wie sich später zeigte, der König selbst darum wußten. Es standen darin bedenkliche Worte: „daß kaynerley Freyheit, etwa von des Königs Vorfahren ertheilt, den Bund irren solle, in kain Wege." Das hieß, die Axt an alle Wurzeln der Ordensgewalt legen.

Die Nachricht von Pauls Tode ereilte bald die heim kehrenden Landmeister, allein sie folgten der Einladung zur neuen Wahl nicht eher, bis förmliche Geleitsbriefe ihnen Sicherheit verbürgten; ein schimpfliches Bekenntniß von der Brüder fortdauernden Zwietracht. Daß endlich diese schwinden werde, ließ die aufgehende Sonne hoffen, denn Conrad von Erlichshausen ward zum Hochmeister gekohren.

Viertes Kapitel.

Conrad von Erlichshausen.

1440 — 1449.

Ein schöner, ansichtiger Mann (so nennt ihn die Chronik) mit gelbem Flachshaar und kurzem Bart. Ein Friedensfürst, fügt sie mit Recht hinzu, denn die biedere Seele entsprach der Wohnung. Schon früher hatten Paul Rußdorffs Gegner die hochmeisterliche Würde ihm aufdringen wollen. Seine damahls bewiesene kluge Redlichkeit brachte ihm jetzt die Ehre einer freyen, einstimmigen Wahl; und was er, in jenen stürmischen Tagen, dem Meisteramte durch sein Bemühen an Würde geschützt, erhalten hatte, das kam ihm selber jetzt zu gute. Dennoch trat er eine bedenkliche Regierung an. Lauernder Groll umgab den Stuhl des neuen Fürsten, und Argwohn deutete alles böslich. Von dieser Stimmung zeigt folgende bekümmerte Rede aus Conrads Munde: 1441.

„Liebe Ritter, Knechte und Getreue," sprach er zu den Ständen mit jenem unverkennbaren Tone wehmüthiger Herzlichkeit: „wir vernehmen, daß zwischen uns und euch ist etlicher Unglaube, darum daß wir unsere Häuser mit Mundvorrath versehen, aus Noth und weil das Getreide wohlfeil ist. Item daß wir zusammen reiten, ist geschehen, weil wir geladen worden von unserm Herrn römischen Könige gen Frankfurt in eigner Person. So mußten wir schicken an Seine Gnaden Sendebothen, die uns entschuldigen, daß wir in eigner Person nicht kommen könnten, und darum mußten wir zusammen reiten. Auch kamen zwey Herren aus

Baiern, die begehrten unsers Ordens, und kamen in ihrem Harnische geritten nach alter Gewohnheit, und ritten eine kurze Weile bey den von Elbing (den Comthur), da meinten etliche, man wolle sie überfallen."

„Liebe Ritter und Knechte, wir bitten euch, setzet nicht auf uns solchen Unglauben. Weiß Gott, wir haben ein solches nie Willens gehabt, und ist auch nie in unsere Herzen noch Gedanken gekommen. Gott weiß, daß uns nicht lieb ist Unfriede oder Zwietracht, denn wie mag uns bas seyn, als daß wir mit euch und ihr mit uns in Eintracht, Liebe und Freundschaft lebet?"

„Kehret euch nicht daran, ob etliche Unwissende oder Unvorsichtige auf den Häusern (in den Conventen) etwas reden, das da möchte einen Mißglauben gebären. Wir wollen schreiben und alle Gebiethiger ernstlich ermahnen, daß sie jedermann warnen, daß er fein zusehe, was er redet. Geschähe es dennoch und würden die Gebiethiger säumlich befunden, so wollen wir selbst, nach Klage und Antwort, also viel dazu thun, als sich das von Rechte wird gebühren."

„Darum legt ab all solchen Unglauben und vertraut uns; wir wollen thun als die getreuen Herren; wir wollen wahrlich thun, als wir vor Gott und aller Welt verantworten mögen."

Also bestrebte sich der edle Conrad, jedem Argwohn durch freymüthige Erklärung vorzubeugen, und seinen frommen Worten konnten nur verstockte Herzen den Eingang sperren. Leider schon zu weit hatte der Bund gegriffen; er fürchtete den Mann, der zwar mit kluger Mäßigung seiner schonte, aber auch keinen Schritt in Behauptung eigener Rechte wich. Um jetzt mehr zu ertrotzen, blieb kein anderes Mittel, als bewaffnete Selbsthülfe, ein Schritt, zu dem nur höchste Noth vermögen konnte. Darum wurde nicht ein Mahl auf das große Landgericht gedrungen, dessen erste Sitzung der

Kreuzherren Uebermuth zerriß. Von Jahr zu Jahr ließ der Bund durch allerley Vorwand sich vertrösten, theils aus erzwungener Achtung vor dem neuen Hochmeister, theils weil dessen Gesinnung Bürge war, daß ohnehin jeder Klagende vor ihm Recht finden werde.

Nur um Bestätigung ihrer Privilegien bathen die Stände glückwünschend, aber Conrad begehrte zuvor die Huldigung. Diese ward verzögert durch eine bedenkliche Abänderung in der Eidesformel. Die Stände wollten nur dem Hochmeister, nicht dem Orden schwören, beriefen sich auf altes Herkommen und magdeburgisches Recht. Nach manchem Hin- und Wiederreden gelobten sie endlich auch Gehorsam dem Orden, doch nur nach des Hochmeisters Tode, bis zur Wahl seines Nachfolgers. Hierauf empfingen sie die Zusage ungekränkter Freyheiten; aber was sie sonst noch anzubringen gedachten, wurde verschoben auf einen Landtag, der in diesem Jahre nicht erfolgte. Hingegen hörte Conrad, bey der, nach alter Gewohnheit, angestellten Huldigungsreise, willig einzelne Beschwerden; verlieh Rittern und Knechten Gerichtsbarkeit in ihren Gränzen; erließ versäumte Abgaben; verwilligte den Töchtern die väterlichen Güter; versprach den Handel in der Fremde kräftig zu beschirmen. Auch dem Ehrgefühle der Verbündeten schmeichelnd, ließ er in allen Conventen die Brüder warnen, nichts gegen den Bund zu reden, sich damit unverworren zu lassen, und durch solche Milde bewog er die Stände bisweilen zu gegenseitigem, freundlichem Nachgeben. Auf einer Tagefahrt zu Elbing wurden viele Beschwerden erwogen, manche abgestellt, das Meiste verschoben, das Landgericht versprochen; allein der schwierige Punct: ob die culmische Handfeste auch auf die Insassen auszudehnen sey? blieb unberührt; man half sich

durch die allgemeine Formel: sie solle gehalten werden, denen es gebühre.

Ein Bauernaufruhr im Stifte Ermeland drohte Störung der innern Ruhe. Seit Errichtung des Bundes stand der Bischof mit dem Orden in engerer Vertraulichkeit, die alte Eifersucht vergessend bey gemeinschaftlicher Gefahr. Denn nicht minder als den Kreutzherren, war den Prälaten des Bundes Macht bedenklich, indem auch ihre Städte und Landschaften in gleicher Gährung zu jenen des Ordens sich gesellten. Jetzt hatte sogar der Geist der Widerspänstigkeit Menschen ergriffen, die keinen Theil am Bunde hatten, Bauern eines Kammeramtes, die nun schon über Jahr und Tag ihre Zinsen und Frohnen den Thumherren verweigerten. Daß ihres Vogtes Härte, wie es heißt, sie dazu getrieben, ist möglich, denn er war ein Kreutzherr, doch möglicher, daß einige Jahre früher selbst ein schwererer Druck zu keinem Widerstande sie würde gereitzt haben; obgleich im Stifte keine bewaffnete Macht Gehorsam erzwingen konnte, wie im Ordensgebiethe. Allein was jetzt rings um sie her täglich vorging, erzeugte schnelles Vertrauen auf wahre oder eingebildete Rechte, und der Bürger muthige Kühnheit verwandelte sich unter Bauern in verwegenen Trotz. Vielleicht nahmen auch manche vom niedern Adel an der Empörung Theil; des Wortführers Nahme, Benedict von der Gayle, berechtigt zu dieser Vermuthung.

Nachgeben oder Gewalt schienen gleich bedenklich. Die Thumherren wandten sich zuerst an ihren Bischof, der mehr als eine gütliche Ermahnung an die Bauern verschwendete. Darauf gedachten sie vom römischen Könige einen Befehl an den Orden auszuwirken, daß er hundert Mark löthigen Goldes von den Bauern erzwingen solle; denn um so viel straft die goldene Bulle jeden Frevler, der am Eigenthum der Kirche sich vergreift.

Der Bischof widerrieth solche Schritte, der schweren Kosten halber, die den armen Landmann nur noch mehr erbittern würden. Hingegen schlug er Schiedsrichter vor, welchen sich die Thumherren murrend, die Bauern willig unterwarfen. Als aber das Urtheil, von Rittern und Städten zu Elbing gesprochen, die letzteren verdammte, da gereute sie die Unterwürfigkeit. Ein halbes Jahr verstrich, dem Spruche ward kein Genüge geleistet, vielmehr verbanden sich die Widerspänstigen nur fester, und strebten auch des Bischofs Bauern aufzuwiegeln. Daß ihnen wirklich zu viel geschehen, ist nicht erweislich, aber möglich, da keiner ihres Gleichen mit zu Gerichte saß, und keine günstige Feder sich einem Stande weihte, der seine Gründe selbst aufzuzeichnen unfähig war. Man darf vermuthen, daß nur Uebermaß der Bürde jochgewöhnte Menschen zu verzweifelten Schritten aufreitzen konnte. Ueberall, wo die Geschichte auf schwächere Bedrückte stößt, deren Klaggeschrey in fernen Jahrhunderten längst verhallt ist, da scheint Mißtrauen gerecht.

Conrad, von den Thumherren aufgefordert, sandte Vermittler zu den Bauern, redliche Männer von Ansehen, die, nach seinem Ausdrucke, ohne Bedenken vor Papst und Kaiser treten mochten; auch diese ermahnten vergebens; Hohn, Ausflüchte, Ungehorsam, waren die Früchte ihrer Mühe; die Flamme griff um sich, und Conrad erkannte unzögernde Gewalt für das letzte Mittel, dem Unfuge zu steuern.

Diese Meinung, obgleich verhüllt, trug er den Ständen vor, warnend vor gefährlichen Folgen, nach dem Beyspiele der böhmischen Unruhen. Er hoffte, sie würden selbst um Zwangshülfe ihn ansprechen; allein sie schwiegen, Trotz seiner sichtbaren Unzufriedenheit; ergötzten sich vielleicht im Stillen an diesen Händeln, schürten sie wohl gar, und meinten kühl, man müsse

noch ein Mahl die Güte versuchen. Da ließ endlich der Bischof, des Zögerns müde, die Rädelsführer in den Thurm werfen, wo Hunger sie geschmeidig machte;
1442. Conrad zeigte Ernst; der Rath zu Braunsberg vermittelte; die Bauern ergaben sich in des Bischofs Gnade. Einige mußten ihr Vaterland meiden, Geldbuße erlegen, frohnen, zinsen wie zuvor, doch der harte Vogt wurde seines Amtes entsetzt, und dieses in der Folge keinem Ordensbruder mehr verliehen. Zwey Jahre währte dieser Kampf, merkwürdig für des Bundes Geschichte, weil dessen Macht und Geist auch hier sich deutlich offenbarten; der Geist — denn jeder Bedrückte wurde gleichsam Bundesgenosse, fand Schutz, Aufmunterung, seine Klagen ohne Scheu zu verlautbaren, weil dieses Recht, selbst gemißbraucht, dem Schwächern stets offen bleiben müsse. Die Macht — denn der Hochmeister brannte vor Begierde, die Empörer mit dem Schwerte zu züchtigen, und wagte dennoch nicht, in einer Sache, die den Bund nichts anging, ohne dessen Zustimmung zu handeln. Furcht war das nicht, nur kluges Weichen vor überlegener Stärke. Auch der Bischof gab einen Beweis erzwungener Achtung vor dem gehaßten Bunde, indem er künftige Klagen der Bauern mit Zuziehung der Stände zu entscheiden versprach.

Gefühl des Rechts, ohne Gefühl der Macht (die leider nur allein Rechten Kraft verleiht), pflegt selten den Ton der Zuversicht in den Mund des Begehrenden zu legen; doch versuchte Conrad diesen Ton ein Mahl, als er zur Genüge erfahren, daß weder Schmeicheleyen noch Bewilligungen des Bundes Argwohn einzuschläfern, dessen Starrsinn zu beugen vermochten. Auf einem Landtage zu Elbing forderte er des Ordens Recht, Zölle nach Bedürfniß anzulegen, mit fester Stimme zurück, weil Armuth seiner Gebiethe, Aemter und Zins-

leute, ihm nicht erlaube, weder seines Amtes Würde zu behaupten, noch die Ordensschlösser nothdürftig zu unterhalten. (Er hätte auch die Hospitäler nennen mögen, in welchen man nicht einmahl Betten fand.) Den Ständen wurde zugleich die Urkunde Kaiser Friedrich des Zweyten vorgelegt, welche dem Orden jenes Recht verlieh, und Conrad schloß mit der Ankündigung, daß er hinfort den Pfundzoll wieder heben werde.

Einige wandten nichts dagegen ein; andere zögerten und lauschten, wie die großen Städte sich erklären würden; deren bestimmte Weigerung entschied auch ihren Schluß. Zu Marienburg geriethen der Städte Machtbothen mit dem Hochmeister in fruchtlosen Wortwechsel, sie für gelobte Freyheiten, er für landesherrliche Rechte streitend.

Der erste Versuch war mißlungen, doch Conrad unabgeschreckt. Er kannte den siegbringenden Satz: trenne und herrsche, darum versuchte er die Einigkeit der Städte zu untergraben, und befreyte, in Rücksicht der culmischen Handfeste, Culm und Thorn von den Zöllen. Allein die Städte erklärten, sie würden in gemeiner Landessache nie sich trennen. Vergebens ließ Conrad Culm und Thorn allein zur Antwort fordern; Alle gingen mit, und bestrebten sich, des Zolles schädliche Folgen für den fremden Handel darzulegen.

„Mit den Fremden" sprach der Hochmeister, „will ich wohl fertig werden; allein ich weiß, worüber euer Argwohn brütet. Ein albernes Mährlein, von Müßiggängern ausgeheckt, läuft herum, als habe das Kalb, auf dessen Haut das alte kaiserliche Privilegium geschrieben, vor einem Jahre noch geweidet; der Bischof von Riesenburg und der Pfarrer zu Danzig

hätten mir kunstreich ihre Feder geliehen; auch schmiede der Orden heimliche Anschläge, Danzig zu überfallen. Ich sage euch, alles ist erlogen."

Die Städte glaubten, oder stellten sich zu glauben, was Conrad herablassend vortrug, sprachen selber mit Verachtung von jenen lügenhaften Gerüchten, und bathen nur, daß er die Danziger Schiffe frey wolle segeln lassen.

„Wir hindern niemand," sprach der Hochmeister: „will jemand segeln, der gebe, was uns gebührt, und segle in Gottes Nahmen."

Gern hätten die Städte eine Abschrift des Privilegiums besessen, und die Verweigerung derselben schien allerdings verdächtig; daher blieben sie finster und mißtrauisch; auch dann noch, als der Volksfreund Hans von Bayseu, zu einer freundlichen Berathung, vom Hochmeister selbst mit abgeordnet wurde. Da nahm endlich Conrad ernsthaft das Wort und sprach: „Wir haben den Pfundzoll angesetzt, dabey bleibt es. Unser Recht dazu wollen wir dem römischen Könige vorlegen."

Die Städte stutzten und verbathen sich den unerhörten Gang. Conrad beharrte trocken auf seinem Entschlusse, brach die Unterhandlung ab, und nahm wirklich seine Zuflucht an den Hof des Kaisers.

Warum machte dieser Schritt die Städte so bestürzt? warum legten sie so großes Gewicht auf die vorgezeigte Urkunde? die verweigerte Abschrift derselben? warum beriefen sie nicht kurz und gut sich auf das Recht, dem der Orden entsagt, dessen der Hochmeister bey der Huldigung aufs neue sich begeben hatte? — Sie fürchteten einen Rechtsgang; schwere Kosten; üblen Ruf; Acht und Bann; sie fürchteten ei-

nen Richter, der das von ihm selbst ertheilte Privilegium wohl schützen werde und müsse; sie fürchteten endlich die westphälischen Vehmgerichte, deren Unfug über jede Gränze schweifte: dazu gesellte sich noch jene Beklemmung, die stäte Begleiterinn eines zweifelhaften, bisher nie gewagten Unternehmens; jene, durch Jahrhunderte fortgepflanzte Scheu vor dem Kaiser, und der Wahn vor dessen Weltherrschaft. Völlig fremd zu Wien, blendete sie der ferne Glanz des Kaiserhofes, und sie lernten erst nach Jahren, daß freygebige Unterthanen auch dort Mittel fanden, ihre Herren zu besiegen. Diesen Weg zeigte jetzt der Orden ihnen selber, und erkaufte theuer gegenwärtigen Vortheil durch unheilbaren Riß, den er, für künftige Reue, in sein köstlich jus de non appellando machte.

Prälaten, Ritter, Knechte, zogen furchtsam sich zurück. Die kleineren Städte lauschten. Ihnen brachte der Pfundzoll nur entfernten Nachtheil, darum bewilligten einige ihn geradezu, andere mit Vorbehalt der Zustimmung ihrer mächtigeren Schwestern. Wollte Conrad sie einzeln erforschen, so bezog sich immer eine auf die andere, je nachdem ihre Nahrung von jener abhängig war, und am Ende blieben immer die großen Städte des Ringes Mittelpunct. Doch auch deren Standhaftigkeit hatten des Hochmeisters Drohungen erschüttert; ihre Antworten begehrte er einzeln; ihr Umstimmen nannte er Aufwiegelung. Nur in geheim wagten sie, den Rath des Landes und der Prälaten sich zu erbitten. „Gebt nach," rieth der Bischof von Heilsberg, „denn im Vertrauen sage ich euch: die kaiserlichen Ladungen sind schon unter Weges. Erbiethet euch zu einer Vergütung; setzt andere Steuern fest für einige Jahre."

Der wohlgemeinte Vorschlag wurde einmüthig verworfen; fruchtlose Unterhandlungen dauerten fort, bis

endlich die kaiserlichen Ladungen wirklich eintrafen; da eilten die Städte erschrocken zum Hochmeister, der fest bey seiner Erklärung beharrte: „Wollt ihr die Ladungen heben, so räumt mir den Pfundzoll ein.“

Seufzend entsagten sie nun der erst vor zwey Jahren mühsam errungenen Freyheit. Nur das Recht, den Zoll mit einzusammeln, behielten sie sich vor, nebst einem Drittel des Ertrags zur Bestreitung auswärtiger Bothschaften. Im Grunde blieb der Vortheil doch auf ihrer Seite, denn sie gewannen Geld zur Durchsetzung ihrer Ansprüche, und hatten nun erfahren, daß der Orden höchstens wage, sie vor dem Kaiser zu befehden, nicht aber unter ihren Mauern.

Fünftes Kapitel.

Verhältnisse mit Brandenburg.

Des Hochmeisters vermehrte Einkünfte erleichterten bald nothwendige Ausgleichungen zwischen ihm und Churfürst Friedrich II. von Brandenburg, mit dem, ein Bündniß einzugehen, er abgelehnt. Schon dessen Vater, nachdem er die Mark von Kaiser Sigismund erkauft, machte Ansprüche auf die Neumark, als zu jener gehörig; gab sie aber wieder auf, weil der Kaiser, durch den Kaufbrief selbst, das Gegentheil erwies, und dieß Land dem Orden zu ewigen Zeiten verlieh. Friedrichs Sohn erneuerte den väterlichen Anspruch ernstlicher, des Sinnes, während seiner Regierung alle von Brandenburg abgerissene oder veräußerte Stücke wieder zu vereinigen; vor allen die

Neumark, der wichtigsten eines. Der Verkauf schien ihm ungültig, darum begehrte er sie einzulösen um billigen Ersatz.

Lange schon gährte Unmuth zwischen beyden Fürsten, wozu von Seiten Friedrichs Empfindlichkeit über das versagte Bündniß beytragen mochte. Conrad klagte, daß der Markgraf Ordensfeinde in seinem Lande häge; erzählte dem Deutschmeister: Friedrich habe, der Neumark halber, sein Hofgericht besucht, sey auch heimlich an's Concilium gegangen, und drohe, mit Gewalt zu nehmen, was ihm in Güte versagt werde. Dann warnte er den Vogt jener Provinz, er solle fleißig Acht auf Schlösser und Städte haben, „denn ihr sehet wohl, wie es jetzund in der Welt gelegen ist, daß die Herren nachgrifflich seyn." Ein anderes Mahl brach er in die Worte aus: „denn die Welt itzunder seltsam und fremde ist, daß man nicht weiß, vor wem man sich hüthen soll." Den Ordensanwald zu Rom ging er dringend an, päpstliche Briefe über die Neumark auszuwirken, „denn uns täglich vorkommt, daß Markgraf Friedrich mit unsers Ordens Besten nicht umgehen solle." Diese Bestätigung hatte der Papst bisher unter dem seltsamen Vorwande verweigert: daß die Erzbischöfe von Trier und Cöln ihm noch nicht Gehorsam geleistet. So wohl dieß Hinderniß, als „etwanige Gebrechen an der Mündigkeit des jungen Herrn" sollte der Anwald zu heben suchen.

Der Markgraf unternahm noch ein Mahl den Beweis, daß sein Vater die Chur- und Neumark zugleich erhandelt und bezahlt. Sigismund, der Schutzredner des Ordens, und sein eigener in dieser Sache, war nicht mehr, und Friedrich wähnte, der Zeitpunct sey gekommen, sich nach Belieben mit dem Orden ab-

zufinden, auch nicht einmahl die ganze, von diesem aufgewandte Summe zu erstatten. Dieses erhellt aus verschiedenen Rechtsfragen, welche der Orden, nach zweyjährigen fruchtlosen Unterhandlungen, mehreren Gelehrten, besonders zu Basel, vorlegen ließ; denn damahls achteten die Gewaltigen es noch bisweilen der Mühe werth, Gründe zu beherzigen, die nicht aus Fäusten, sondern aus Köpfen hervor gingen.

„Konnte Sigismund das Land dem Orden übergeben? — gehört es zur alten Mark und folglich zum Churfürstenthume? — ist dessen Trennung der goldenen Bulle zuwider? — wird es geachtet für ein Reichslehen? und durfte selbst in diesem Falle nicht auch der König schalten? — Hat der Orden sein Pfandrecht verloren, weil er das Pfand in Kauf verwandeln lassen? — sind beyde durch die Gabe unkräftig worden? — und so dem also wäre, darf der Orden nicht zum mindesten wieder fordern, was er aufgewandt? — endlich, wer soll entscheiden? Kaiserliche Richter oder Geistliche?“ Alle diese Fragen wurden von den Baselschen Gelehrten zwar verschieden, doch zu des Ordens Vortheil beantwortet.

Den förmlichen Rechtsgang scheute Friedrich selbst und wünschte gütlichen Vergleich. Auf Bitten der unterhandelnden Machtbothen erschien er persönlich zu Frankfurt. Da ward einmüthig beschlossen:

„Markgraf Friedrich, sammt seinen Brüdern, begibt sich aller Ansprüche, — wird auch — jedoch auf Kosten des Ordens — die Bestätigung des Verzichts von Kaiser und Reich ohne Aufschub bewirken. Dagegen zahlt der Orden noch 30,000 rheinische Gulden, und gelobt, weder neue Zölle zu Cüstrin anzulegen, noch den Handel auf der Oder zu beschweren.“

Von beyden Theilen wurden die Bedingungen getreulich erfüllt, Vertrauen und Einigkeit so fest begründet, daß bey jedem Zwiste, der etwa in der Folge zwischen dem Vogte der Neumark und den benachbarten Fürsten, oder auch den Untersassen sich erhob, der Markgraf stets erkohrner Schiedsrichter war. Eine Klage des letzteren über Ordensbrüder, die sich ungebührliche Reden über ihn erlaubt, beherzigte der Hochmeister alsobald, und ließ in allen Conventen das unnütze Geschwätz scharf untersagen. Ein zweyter Beweis, wie oft die Edelmönche durch unbedachtes Plaudern ihren Orden in böse Händel verwickelten.

In der Hauptsache beruhigt, blieben nur noch zwey kleinere, gegenseitige Beschwerden zu tilgen übrig. Conrad klagte: daß der Markgraf eine Brücke bey Czantoch (oder Santok) über die Warthe auf des Ordens Ufer habe schlagen lassen; und Friedrich klagte: daß der Orden, für Lösung der Briefe aus der kaiserlichen Kanzelley, die Gebühren zu erlegen zögere. Von letzteren erwies der Hochmeister das Gegentheil durch Quittungen, und hielt zu fernern Schenkungen an des Kaisers Räthe sich unverbunden.

Den Brückenbau betreffend, so hatte allerdings Friedrichs Betragen den Schein von Händelsucht, oder bekam ihn durch den Mund des Dritten; denn auf Conrads Abmahnung erging die kurze Antwort: „wenn die Brücke fertig, könne darüber gehandelt werden.“ Doch bald unterwarfen beyde Theile sich dem Ausspruche des biedern Markgrafen Hans von Nürnberg, der auch hier seinen Geist der Gerechtigkeit und Billigkeit nicht verläugnete, sprechend, nach Beyrüfung von des Ordens Urkunden: es soll beym Alten bleiben. Friedrich wollte sogar dem Orden Czantoch überlassen,

und begehrte nichts dafür, als einen Dienst zu ziemlichen Zeiten von dem Inhaber.

Nur ein Mahl wurde noch das gute Vernehmen durch kurzen Argwohn unterbrochen. Ein Gerücht erscholl, als sey der Churfürst gesonnen, in Verbindung mit benachbarten Fürsten, den Orden anzugreifen, und seine Unterschrift der neulichen Verträge, als die eines damahls Unmündigen, für ungültig zu erklären. Conrad schrieb deßhalb an den Markgrafen Hans, ihm entdeckend, daß eben jene Fürsten (die er niederländische Herren nennt) den Orden selbst gegen Friedrich aufzuhetzen versucht. Er bath ihn, als Vermittler im Nothfalle aufzutreten; allein es war überflüssig. Beyde Markgrafen erklärten mit edlem Unwillen: nie sey in ihren Sinn gekommen, solch einen schnöden Vorwand zu gebrauchen. Ein Freundschaftsbündniß befestigte das gegenseitige Vertrauen.

Man glaubt gemeiniglich: bey Zwistigkeiten zwischen Fürsten, die, fern von einander, ihre Rechte und Ansprüche in fremde Hände legen, sey die Persönlichkeit der Streitenden, Privat-Haß oder Neigung, Achtung oder Geringschätzung, von unbedeutendem Einflusse, indem sie bloß ihr Volk darstellten, keiner Leidenschaft, wie Einzelne sie hägen, unterworfen. Allein so ist es nicht, und man darf kühn behaupten, daß, seit Länder regiert, Verträge geschlossen, Zwistigkeiten ausgeglichen werden, noch nie ein Regent ganz ohne persönliche Rücksichten gehandelt habe. Nichts wäre darum dem Staatsmanne schwerer zu verzeihen, als die mit seiner Kunst unverträgliche Schwärmerey: er dürfe den Fürsten ganz vom Menschen trennen, und seine Entwürfe bloß auf des Volkes Heil gründen. Wären Conrad und der Churfürst minder offen, Markgraf Hans minder redlich gewesen; hätten nicht Alle gegen-

seitig persönliche Achtung für einander gehägt, und als fürstliche Biedermänner die Händel geschlichtet, es möchte leicht aus Argwohn, Mißverstand und Zuträgerey (diesem Gifte für Fürstenohren) ein schwerer Krieg erwachsen seyn.

Zwischen Hans und Conrad entspann sich eine stille Vertraulichkeit, die immer wuchs. Der Hochmeister, von Dankgefühl beseelt, war Sinnes, zwischen der Dänen-Königinn Dorothea, des Markgrafen verwitweten Tochter, und dem pohlnischen Casimir eine Verbindung zu stiften. Doch der neue König Christian kam ihm zuvor, und vermählte sich mit der zwanzigjährigen Witwe, der edlen Stammmutter aller folgenden Könige aus dem Hause Oldenburg. Wäre Conrads Entwurf gelungen; hätte er dem Orden eine treue Freundinn auf dem pohlnischen Throne erworben, vielleicht herrschte noch jetzt ein Hochmeister in Preußen.

Sechstes Kapitel.

Verhältnisse mit Rußland, Litthauen, Pohlen.

Mit den Russen kam der Orden nur durch Liefland in Berührung. Dort war der Meister Sinnes, mit König Christoph von Dänemark sich zu verbinden. Conrad widerrieth ihm solches, erinnernd, wie viel Unheil aus dem Bunde mit Swidrigall entstanden. Doch fügte er hinzu: wenn der Meister die Gelegenheit der Lande Dänemark und Schweden besser kenne, so stelle er es ihm anheim. Auf diesen Fall entwarf er selbst die Artikel des Bundes gegen Rußland, dem er feindselig zu schaden trachtete, bey großen und kleinen Veranlassungen. Bald sandte er eine Anzahl Wespener zu Schiffe nach Reval, berichtend, daß Wallachen und Tatarn sich rüsteten zum Beystande der Russen; bald unterstützte er mit großen Summen, die er selbst erst leihen mußte; bald warnte er den Landmeister vor Einem aus Mähren, der den Feinden 600 Pferde zu Hülfe führe. In einer Hungersnoth, die Rußland traf, forderte er die Lübecker und Dänen auf, kein Korn dahin zu verschiffen, drohend, man werde es wegnehmen. Pfalzgraf Ludwig bey Rhein, durstig nach Abenteuern, erboth sich zu einem Feldzuge gegen die Russen. Conrad meldete ihm: die Liefländer würden zu Johanni über die Narowa sprengen; wer Ritterschaft üben wolle, der sey willkommen, jedoch auf eigene Zehrung und Kosten. Unter gleicher Bedingung ersuchte er auch die Lübecker um bewaffneten Beystand. Herzog Georg von Rußland, zurück kehrend von einer

Wallfahrt zum heiligen Blute von Wilßnack, wollte durch Preußen heim ziehen, aber Conrad versagte ihm das Geleite, weil er Hauptmann der Nowogoroder sey. Also ließ er keine Gelegenheit entschlüpfen, den Russen Abbruch zu thun. Aber endlich rieth er doch zum Frieden, denn die Nachricht erscholl: die Städte in Liefland würden den Hochmeister beschicken, um dieser Kriege willen, deren sie müde waren; ja sie drohten, einen andern Herrn zu suchen, oder auch in den Preußischen Bund zu treten. „Verhüthet das in Zeiten," schrieb Conrad an den Meister: „am gedeihlichsten möchte Friede seyn." So lähmte der Bund des Ordens Macht schon durch den Schrecken seines Nahmens. Darum verdiente sich der Schweden König Conrads Dank durch das Erbiethen, einen Waffenstillstand mit den Russen zu beteidingen; der Meister in Liefland aber, der indessen mit wechselndem Glücke focht, verwarf diesen Mittler; schlug die von Reval dazu vor, und klagte, daß in Nowogorod die Gefangenen hart gehalten würden.

Mit merklicher Freude meldete Conrad endlich, zwey Jahre vor seinem Tode, dem Deutschmeister: der Friede mit Rußland sey auf 25 Jahre geschlossen.

Eingreifend in diese Begebenheiten waren öfter die Verhältnisse mit Litthauen. Großfürst Casimir ver- 1444.
sprach, den Nowogorodern nicht zu helfen, wenn sie den Frieden verschmähen würden; und seiner Briefe Ton beweist, daß auch ihm der edle Conrad Achtung und Vertrauen einzuflößen gewußt. Im Stillen theilte er, zum Beyspiele, dem Hochmeister die Nachricht mit, daß vier böhmische Herren ihn zum Könige machen wollten, und ihr Bothe habe gesagt, er ziehe nach Preußen, um dort die spitze Frage vorzulegen: warum der Orden das Kreutz trage? ob gegen Heiden oder

Christen? denn als der König die Heiden bekriegt, habe der Orden ihm nicht geholfen.

Nur über die Liefländer brach der Großfürst oft in Unwillen aus, und meinte, sie wären ihm gehäffig, weil er den Nowogorodern einen Hauptmann gegeben. „Seit Witolds Zeiten," fuhr er klagend fort, „ist solches üblich gewesen; und was vermag denn ein Hauptmann mit seinem Hofgesinde? hat doch der Meister in Liefland nicht eher Krieg begonnen, bis er gewußt, daß sich die Russen an uns gewandt um einen Hauptmann. Hingegen mit den Pleskowern, unsern Feinden, hat er auf zehn Jahre Frieden geschlossen. Auch greift er über unsere Gränzen und hägt Verlaufene." — Conrad entschuldigte die Liefländer, so gut er konnte, und versprach, „sich zu bearbeiten," daß es anders werde.

Aber es wurde nicht anders, denn zwey Jahre
1416. später klagte Casimir aufs neue über Gränzverletzung und Verspottung seiner Bothen. Er fügte die zwar kränkende, doch nicht grundlose Frage hinzu: „Wir „begehren zu wissen, ob der Meister in Liefland dem „Hochmeister Gehorsam schuldig oder nicht?" — Conrad wich aus, und versprach, wie gewöhnlich, einen Tag zu halten. Das war nur eine Redensart; die Wirkung solcher Tage selten bedeutend; das Band zwischen Preußen und Liefland schon zu locker.

Zwar, die Anklage der Verspottung wälzten die Liefländer von sich ab, und was sie erzählen, ist abermahls ein Beweis, wie oft in jenen Zeiten ein Wort, eine Geberde, Krieg erzeugte, weil ein regeres, obschon falsches Ehrgefühl die Handelnden beseelte. Wenn in unsern Tagen nur für Länderraub das Schwert gezogen wird, unbekümmert um Urtheil, Spott oder Fluch der Welt; so geschah es damahls häufig, um ein

Schmähwort zu rächen oder ein Hohnlächeln zu bestrafen. Die Liefländer erzählten: „ein Pleskower sprach, der Vogt zu Salburg lege Steine in die Düna, so scheiterten die Russen daran, und verlören ihre Güter.“ Der Landmarschall versetzte: wie kommen denn unsere Leute durch? — dann, war die Antwort, nähme der Vogt die Steine jedes Mahl weg. Die Umstehenden, der Gegend kundig, mußten darüber lachen; das sey alles.

Im Ganzen mochte den Liefländern wohl nicht zu viel geschehen, wenn sie der Händelsucht bezüchtigt wurden, denn ihre Zahl bestand zum Theile aus des Ordens Auswurf, den, um Strafe, Zucht und Besserung willen, der Hochmeister in dieß entlegene Land verwies. Ja, auch der Deutschmeister verbannte seine liederlichen Brüder dorthin, wie noch gerade um diese Zeit mit mehreren geschah.

Der ewige Friede mit Pohlen währte noch. König Uladislaus und der Hochmeister bewirtheten einander köstlich, und dieser Gastmähler schönste Feyerlichkeit war der Schwur, der jenen Frieden aufs neue bestegelte. Von Pohlens Vereinigung mit Ungarn hatte der Orden so lange nichts zu fürchten, als der König, was er dort an Macht erworben, auch dort verwenden mußte. Allein er fiel in dem unglücklichen Treffen bey Warna; Ungarn trennte sich wieder von Pohlen.

Der junge Großfürst von Litthauen, Trotz seines Hasses gegen Liefland dem Hochmeister ohne Wanken ergeben, schrieb vertraulich, man habe ihn gedrängt, 1446.
die pohlnische Krone anzunehmen; doch sichere Nachricht sey ihm zugekommen, daß sein Bruder noch lebe; darum wolle er „auf dessen Stuhl nicht sitzen.“ Zugleich meldete Swidrigall, er sey des Großfürsten treuer Diener worden.

Bald nachher sandte Casimir eine heimliche Bothschaft, um engere „Verbindung und Freundschaft" zu stiften, wie sie mit seinem Vetter zu Rußdorffs Zeiten bestanden. „Haltet die Werbung geheim," bath er den Hochmeister, „theilt sie nur wenigen Eurer Gebiethiger mit." Es schien auf Pohlen gemünzt, welches, müde seiner Weigerung, zur Wahl eines neuen Königs schreiten wollte.

Conrad ging zu Rathe und antwortete klüglich: „die Bothschaft ist weitgreifend, erklärt euch schriftlich, in welcher Weise die Verbindung seyn soll? ist sie dem ewigen Frieden unschädlich, so wollen wir ferner unterhandeln." Der Antrag blieb ohne Folgen; dennoch ward des Großfürsten achtungsvolle Freundschaft durch die Weigerung nicht geschmälert, denn, auf Conrads Vorwort, versöhnte er sich mit Herzog Georg, und gab sein väterliches Erbe ihm wieder.

Nur der Liefländer Neckereyen konnte und wollte er länger nicht ertragen; das erklärte er, mit dem Zusatze: „ich habe lange genug gelitten." Conrad vermahnte mit großem Ernste den Landmeister zur Ruhe; und als Casimir, von seines Bruders Tode end-
1447. lich überzeugt, den pohlnischen Thron bestieg, da legte der Hochmeister seine Achtung durch eine glänzende Gesandtschaft an den Tag, die das Krönungsfest verherrlichte.

Die enge Verknüpfung Litthauens mit Pohlen zeigte dem Orden abermahls eine drohende Zukunft. Des letzten Königes Fall, des neuen verzögerte Wahl, hatte müßigen Köpfen Anlaß gegeben auszuklügeln, welche Vortheile der Orden aus der nachbarlichen Verwirrung ziehen könnte? man murmelte von Kriegsrüstungen, und daß er vom ewigen Frieden, durch das Concilium zu Basel, sich habe los sprechen lassen. Doch Conrad,

dem Friede so werth als dem Orden heilsam war, widersprach unwillig dem bösen Gerüchte, vertilgte es gänzlich durch eingehohlte Zeugnisse des Conciliums selbst. An den jungen König schrieb er mit gewöhnlicher Treuherzigkeit: „Wir haben doch ein offen Land, man mag die Quere oder Länge dadurch ziehen, das ist nicht wider uns, sondern sehen es gerne, und man mag erfahren, ob wir irgend Versammlungen haben, oder gehabt haben. Es kann also heimlich noch verborgen nicht seyn.“

Casimir glaubte dem Biedermanne und die nachbarliche Ruhe wurde nicht unterbrochen, vielmehr durch erneuten Friedensschwur befestigt. Conrad war sogar bemüht, ihm eine liebenswürdige Gemahlinn zu verschaffen. Die junge königliche Witwe von Dänemark täuschte seine Wünsche; allein der Land-Comthur in Sachsen, Friedrich von Polenz, schrieb: der Herzog von Braunschweig habe erfahren, daß Casimir ein Junghherr und noch unvermählt sey; der Herzog habe eine Tochter, die schön und gerade von Leibe, und von der Mutter wegen eine Brandenburgerinn. Da nun der Hochmeister in des Königs Gunst stehe, so solle er die Verbindung einleiten, doch als von sich selbst. Conrad ließ sich willig finden, allein der junge Monarch vermählte sich erst lange nachher mit Elisabeth von Oesterreich.

Noch einen letzten Beweis liefern die Handschriften von des Hochmeisters Achtung und Gefälligkeit für seinen Nachbar. Herzog Michael, dessen Mitbuhler um den Großfürstenhut von Litthauen, der ihm selbst um einen Meuchelmord nicht zu theuer schien, wollte, geächtet, mit wenigen Pferden sich durch Preußen stehlen. Der König meldete es dem Hochmeister, und bath, den Feind nicht durchzulassen. Conrad versprach es zu hindern, obgleich der Herzog einen Diener sandte,

mit wehmüthiger Bitte, „sich in Preußen enthalten zu dürfen, um seinen Leib zu retten," oder ihm wenigstens den Durchzug nach Liefland zu verstatten. Als sein Begehren (so wie schon sechs Jahre früher eine Bitte um Geld) ihm abgeschlagen wurde, drang ihn die Noth zu einem Wagestück. Er kam mit 14 Pferden durch die Wildniß und schlich durch Königsberg, doch nicht unerkannt. Der Obermarschall setzte ihm nach, hohlte ihn ein unweit der Memel, und führte ihn zurück. Auf dem Wege entrann der geängstete Flüchtling noch einmahl, ritt in die Wälder und Brüche mit nicht mehr als 4 Pferden, ließ endlich auch diese laufen und ging zu Fuße. Da fand man ihn im dichten Walde wieder. Er wurde auf einem Wagen nach Königsberg geführt, jedoch nicht ausgeliefert; man zeigte ihm nur, sammt seinen Gefährten, Tages darauf den Weg durch die Wildniß, den er gekommen war, und ließ ihn ziehen. Lange wußte niemand, wo er hin gerathen, bis endlich Conrad erfuhr, und sogleich dem Könige berichtete: Herzog Michael sey, mit zwey geringen Pferden, zu dem Herzoge von Oelze, dem alten weisen Fürsten, geflohen, der nun für ihn bitten wolle.

Um die Folge der Begebenheiten richtig zu beurtheilen, bleibt es von großer Wichtigkeit, sich dieser mannigfaltigen Verhältnisse zu erinnern, die, durch Achtung und Freundschaft geknüpft, bis zu Conrads Tode nie sich auflösten. Offenes Entgegenkommen, unverletzte Treue, ungebeugte Geradheit, sprechen das rühmliche Zeugniß für den Charakter beyder Fürsten.

Siebentes Kapitel.

Verhältnisse mit Dänemark.

Unvermuthet landete bey Danzig, bald nach Conrads Wahl, der vertriebene König Erich von Dänemark. 1441.
Der Hochmeister ritt ihm bis an die Weichsel entgegen, und führte ihn selbst in die Stadt. Dort erhob der König laute Klagen über seine Absetzung, und erboth sich, den Orden als Richter zu erkennen. Es ward ihm Vermittelung zugesagt; wirklich ergingen um seinetwillen mehrere Briefe an König Christoph; allein der vornehme, lästige Gast wurde höflich nach Stolpe zu seinem Vetter gewiesen. Von dort aus wiederhohlte er schriftlich sein Begehren, sich berufend 1442.
auf Conrads Versprechen, und seltsam erinnernd: der Orden sey gestiftet, „um Fürsten zu beschirmen.“ Conrad verweigerte thätigen Schutz; nur das Richteramt zu übernehmen war er willig. Erich bevollmächtigte ihn dazu durch einen offenen besiegelten Brief. Sein Gegner wurde eingeladen, nach Danzig Machtbothen zu senden. Auch die Stände der Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden wünschten friedliche Unterhandlung, klagten aber, daß Erich indessen die ihrigen beraube und in Fesseln schmiede. Friedrich von Eppingen, im Nahmen des Hochmeisters, ging nach Dänemark, sich erbiethend, gegen Verpfändung von Gothland, den alten König nach Standesgebühr in Preußen zu unterhalten. Man lehnte es ab. Man zögerte Jahre lang.

1445. Bey der Vermählungsfeyer des Dänen-Königs trafen des Ordens Gesandte zu Coppenhagen den biedern Markgrafen Hans von Nürnberg, des Königs Schwiegervater, der sich mündlich erboth, selbst nach Preußen zu kommen, um ein Bündniß zwischen Dänemark und dem Orden zu stiften. Doch sollte es geheim bleiben, denn, sprach er, „ihr wißt wohl, wie ihr mit Euern Städten daran seyd, und der König mit den seinigen ist auch nicht gar wohl daran."

Christoph versprach, in Person nach Danzig zu kommen, um Erichs willen. Das meldete Conrad dem vertriebenen Könige, der jetzt auf Gothland hauste. Die Bothen wurden von den Schweden aufgefangen, beraubt und auf der See hin und her geführt. Einen Theil von Gothland besetzten die Schweden, und, mit den Dänen gleichgesinnt, wollten sie den König Christoph nicht nach Danzig ziehen lassen. Dem mißfiel ihr feindliches Beginnen; er befreyte die Gefangenen alsobald, ließ Unterhändler nach Gothland schiffen, und ersuchte den Hochmeister, ein Gleiches zu thun. Diesem einseitigen Begehren, nicht von Erich unterstützt, wich Conrad aus, schien überhaupt um diese Zeit mit Christoph unzufrieden, weil er das Bisthum Oesel zu beschirmen sich unterwand; ein Eingriff in des Ordens Rechte, welchen abzuwenden Markgraf Hans gebethen, auch an die Königinn mit ritterlicher Artigkeit geschrieben wurde; des Briefes Aufschrift lautete: Der schönen jungen Frauen Dorotheen.

1446. Endlich entschlossen sich die beyden Nebenbuhler zu einer persönlichen Zusammenkunft auf Gothland. Christoph erschien, von drey Bischöfen und vielem bewaffneten Volk umringt, Erich mit allen den Seinen, die er aufzubringen vermochte. „Warum geharnischt?" fragte dieser, „sind wir doch gekommen zu

einem freundlichen Tage; solch Mißtrauen aber ist nicht freundlich." Hierauf entharnischten sich die Trabanten, jeder König nahm zwölf Räthe zu sich, und ließ sein Volk zurück, so weit der Schuß einer Armbrust reicht. So begegneten sie einander auf freyem Felde, und Erich sprach: „Seyd Gott willkommen, lieber Herr, und meiner Schwester Sohn!" — Christoph erwiederte: „Gott dank euch, lieber Herr, und meiner Mutter Bruder!" — Die Räthe begannen zu teidingen. Das währte beyden Königen zu lange. Erich zog seinen Neffen bey Seite, und sprach eine geraume Zeit mit ihm. Zurück gekehrt, ward von Beyden in geheim etwas besiegelt, und sie schieden freundlich, ja der alte König versorgte den jüngeren mit aller Nothdurft. Nur übel zu sprechen war er auf die Reichsräthe, die, statt der geforderten Schlösser, ihm den Rath ertheilt, im Kloster Gott zu dienen; welchen Beruf er nicht in sich verspürte.

Um wieder nach Preußen zu ziehen, ward ihm von Conrad ein Geleit bewilligt. Bald nachher fiel, durch den Tod Herzog Boguslavs, ihm Pommern zu. Da erboth er sich, dem Orden Gothland abzutreten, wenn man in Pommern ihn entschädige. „Ich gunnte niemand das Land lieber, denn dem Orden," so hatte er gesprochen, „denn ich bin dem Meister hold, und bin ein alter Mann." Conrad war entschlossen, noch vor Winter hin zu senden, und bath seinen Freund, den Markgrafen, es in Copenhagen glimpflich anzubringen. Doch, als mit Erich es zur Sprache kam, läugnete der Launenhafte sein Erbiethen, dessen Zeuge Graf Albrecht von Naugarten gewesen, und ließ sich spöttisch vernehmen: „wenn jemand eine schöne Tochter habe, so pflege er wohl zu warten, bis man um sie werbe, nicht aber sie auszubiethen." 1448.

Wohl 500 Seeräuber hatte er damahls um sich versammelt, beschädigte alle Küstenländer täglich, und drohte, daß im nächsten Jahre noch 1000 Pommern zu ihm stoßen würden.

Henrich Hattenik klagte, im Nahmen des Hochmeisters, über das seeräuberische Hofgesindel. Dem antwortete Erich ganz treuherzig: „sie hätten nichts „anders, wenn das sie nähmen; er gäbe ihnen sonst „nichts." — Als Henrich warnte: „Gnädiger lieber Herr, ich befare mich, es will die Länge nicht gut Alter nehmen;" da sprach er: „lieber Henrich, sage deinem Herrn, daß er die Hände in den Busen stoße, und lasse mich allhier mein Abenteuer bestehen."

Der Machtbothe trug noch eine andere Beschwerde vor; denn Erich zwang jedes Schiff, das aus Preußen nach Gothland segelte, ihm eine halbe Mark Silbers zu entrichten; „und das ist recht," gab er zur Antwort: „Lübeck nimmt Accise, der Orden einen Pfundzoll, die ungewöhnlicher und gröber sind als dieses. Wir sind ein armer, vertriebener König, und unser Königreich ist klein. Wir müssen ja etwas haben, davon wir uns ernähren. Wer da kommt, der gebe, wer das nicht mag, der bleibe daheim."

Noch ein Mahl warnte ihn der Hochmeister, und auf Begehren der Hansestädte verboth er, irgend ein Bedürfniß ihm zuzuführen. Doch schon war des langen Unfugs Rächer nicht mehr fern. Christian von Oldenburg bestieg, nach Christophs Tode, dessen Thron und Ehebett, führte eine mächtige Flotte gegen Gothland, verjagte den Seeräuber-König, und zerstörte Wisby, den vornehmsten Stapelort für russische Waaren. Hierdurch erlangte Preußen doppelten Gewinn:

Si-

Sicherheit und Handelswachsthum; denn nach Wisby's Untergang wurde Danzig von der Hanse zur Hauptstadt des Viertels in Preußen und Liefland erkohren. Jetzt wollte Erich das ihm entrissene Gothland dem Hochmeister abermahls verkaufen, aber Conrad lehnte es klüglich ab. Erich floh nach Pommern und starb in Dürftigkeit.

Achtes Kapitel.

Verhältnisse mit Holland und England.

Zwey und zwanzig Schiffe hatten die Holländer den 1441.
Preußen genommen. Der Fehde Ursprung war eine Plauderey; denn gewöhnlich sind es Zungen, welche Schwerter entblößen. Auf einer Gesandtschaftsreise, klagten jene, habe Henrich Vorrath, Burgemeister zu Danzig, in Flandern sie verhöhnt, sprechend: „Eure Schiffe haben keine Ruder, und wenn wir wollten, so müßtet ihr verhungern," sammt noch mehr dergleichen Worten, „die zu Kriege dienen." Die Holländer antworteten keck: „gebt acht, unsere Schiffe werden Ruder gewinnen, daß man noch über hundert Jahre davon reden soll." Und damit hätten sich „die Kriege angehoben." — O wie oft sucht der Geschichtsforscher eines blutigen Krieges Ursprung in großen Weltbegebenheiten, indessen der Hauch eines einzigen unbedachten Wortes die Flamme entzündete.

Nebenher beschwerten sich die Holländer: man habe auch ihnen, mitten im Frieden, zwey Schiffe geraubt, ihre Brüder gefangen, verbothene Waaren

bey Nacht geladen. So kam es zur Sprache in Coppenhagen unter dänischer Vermittelung. Conrads Machtbothen widerlegten: „der Hohnsprecher, Heurich Borrath, ist um Bestätigung der Privilegien nach England und Flandern geschickt worden; hat er mehr geworben, als ihm befohlen, das wissen wir nicht. Ihn selber haben wir vernommen, er läugnet, sich berufend auf Zeugnisse der Kaufleute zu Brügge und Antwerpen. Das schrieben wir dem Herzog von Burgund, und es blieb Friede, länger denn achtzehn Monath. Daß man Euch zwey Schiffe geraubt, ist wahr; doch hat nicht unser Hochmeister sie alsobald zurück gegeben? und waret ihr nicht zufrieden? — Was später geschehen, ist nur Vergeltungsrecht."

Hierauf wurde gütlich unterhandelt. Der Orden forderte 15,000 Pfund Groschen für 22 Schiffe, die Holländer bothen 8000, und forderten noch obendrein allerley Begünstigungen ihres Handels in Preußen. Als die Sendebothen erklärten, dazu wären sie nicht bevollmächtigt, so sprachen jene trotzig: „haben wir nicht zuvor gekriegt, so wollen wir nun kriegen." — Und damit gingen sie aus einander. Doch gegen Abend besannen sich die Holländer eines Bessern; man trat noch ein Mahl zusammen; ein Vergleich kam zu Stande. Mit Bewilligung des Herzogs von Burgund ward ein Zoll auf dessen Unterthanen zum Ersatze der Schäden gelegt, und freundlich ersuchte Conrad den Herzog, selbst einen Mann nach Preußen zu senden, der Zeuge sey, nicht bloß von Einforderung des Zolles, sondern auch von dessen Verwendung zu dem angekündigten Zwecke.

Auch zwischen England und Preußen gab es ähnlichen Zwist; doch nur die Seefahrer beyder Nationen befehdeten einander; die Regenten hingegen bezeigten

sich wechselsweise in höflichen Briefen Achtung und Gewogenheit. Englische Kaufleute klagten vor dem Parlament über harte Behandlung in Preußen, und das Parlament beschloß, den Bund der Hanse aller Freyheiten zu berauben, wenn diesen Klagen nicht gesteuert werde. Conrad läugnete deren Wahrheit, verfuhr jedoch nicht rasch, wie die Lübecker begehrten, sondern schickte kluge Männer nach England, die Händel zu schlichten, und nebenher eine alte, zwanzigjährige Schuld von mehr als zwanzig tausend Nobeln einzumahnen. Auch der König ernannte Machtbothen zu gütlichem Vereine und Tilgung alles dessen, was gegen die Tractaten bisher geschehen war. 1449.

Im Ganzen wurde jeder Grund zu Klagen von den Preußen öfter als von fremden Nationen vermieden. Eine Menge von Conrads Briefen an Dänemark, Burgund, die Hansestädte u. s. w. heben mit den Worten an: „der oder der hat uns wehmüthiglich geklagt.“ Der stärkste Beweis von dem gesunkenen Ansehen des Ordens; denn in fremden Ländern ist eines Fürsten Macht gewöhnlich der Maßstab für die seinen Unterthanen erwiesene Gerechtigkeit.

Neuntes Kapitel.

Verhältnisse mit kleineren Fürsten und Herren.

Kaum war Conrad Hochmeister geworden, als schon die niederländischen Fürsten ihm durch den Herzog von Stolpe ein heimliches Bündniß gegen Brandenburg antrugen, ihm zuraunend: der Markgraf trachte nach der Neumark. Conrad begehrte, der verschwiegene Herzog solle ihm alle Fürsten dieses Bundes nennen, auch erklären, ob Angriff oder nur Vertheidigung dessen Zweck sey? Da die Antwort ihm nicht genügte, so ließ er die Sache fallen.

1443. Aus unbekannten Gründen überzog Herzog Heinrich von Mecklenburg die Neumark mit Raub und Mord, ohne zuvor — was damahls ehrlos genannt wurde — durch einen Absagebrief die Fehde anzukünden. Der Hochmeister bath den Markgrafen Friedrich um Hülfe, erinnernd: daß der Orden jederzeit ein Spital für den deutschen Adel gewesen; die treffendste Schilderung, die, mit einem einzigen Worte, von dieser naturwidrigen Verbindung sich entwerfen ließ. Nach Liefland sandte Conrad Bothen, von dem Meister begehrend, daß er zwanzig Gleffner sechs Monathe lang in der Neumark halten solle, mit Versprechen und Drohung, eine alte Schuld desselben zu schenken oder einzufordern, je nachdem der Bothe ihn willig oder säumig finden werde. Ein neuer Beweis, daß in Liefland der Hochmeister nicht mehr gebiethen konnte, sondern zu Bestechungen seine Zuflucht nehmen mußte.

Der Markgraf von Brandenburg erklärte: wenn nicht binnen vierzehn Tagen Herzog Heinrich zu Ehre und Recht vermocht werden könne, so sollten die Kreutzherren ungehindert durch sein Land ziehen. Mecklenburg blieb halsstarrig und Conrad zeigte Ernst. Schon waren 5000 Mann zu Roß und zu Fuß, von Heinrich Reuß befehligt, über die Oder gegangen; da schien den Markgrafen sein gegebenes Wort zu reuen; er nannte Mecklenburg sein geholdetes, ansterbliches Land; er war besorgt um die Mark, die bey dem Durchzuge würde Schaden leiden; er wirkte einen Friedebrief von Herzog Heinrich aus; „doch," — fügte er, seinem Worte treu, hinzu: „wollt ihr den uffnehmen, so ist es uns lieb, wollet ihr dennoch ziehen, das wollen wir euch auch wohl gönnen. Aber uns däucht unbillig, daß ihr Ehre und Recht ausschlagen solltet." Nun hatte zwar der Orden theure Zurüstungen gemacht, ungern zog er seine Waffen zurück; allein aus Achtung für den Markgrafen, eigenen guten Ruf, und um der böhmischen Söldner willen, deren Raub- und Mordlust, in Freundes Lande, selbst ihre Hauptleute nicht zu bändigen vermochten, ließ er sich gefallen, daß der Herzog von Stettin, als erkohrner Schiedsrichter, den Zwist ausglich.

Geringere Händel gab es mit Herzog Blotko von Masovien, welcher klagte: daß Ritter, Knechte, Bauern, ihm aus dem Lande liefen, in des Hochmeisters Gebieth, wo man sie freundlich aufnehme. Er forderte deren Auslieferung, wie es Brauch sey zwischen Pohlen und dem Orden.

Ein Fürst, dem seine Unterthanen entweichen, sollte zuerst sich selbst anklagen, und, um die Flüchtigen zurück zu nöthigen, nie eines andern Mittels sich bedienen, als: sein Land so wohl zu regieren, daß

man es nirgend besser finde. Denn welche Gewalt auf Erden kann des Menschen ersten Trieb, erste Pflicht, sein eigenes Glück zu suchen, hemmen? — Für Conrads mildes Regiment ist jene Auswanderung der schönste Lobspruch. Er war nicht gleichgültig bey den Beweisen von Vertrauen, welches Fremdlinge auf ihn setzten: er zögerte lange, und verstand sich bloß zu Haltung eines Tages, das hieß gewöhnlich, zu nichts.

Eine blutige Fehde mit einigen Edeln Mandüwel, genannt de Dusenmerke, verglich er friedlich. Die angebothene Verpfändung der Lausitz, durch die Herren von Bleuburg, lehnte er behuthsam ab.

Zehntes Kapitel.

Verhältnisse mit dem Kaiser und dem Könige von Ungarn.

Der Reichsgerichtsbarkeit suchte Conrad sich auf alle Weise zu entwinden. Ein langer Rechtshandel mit einem gewissen Scholin zog dem Orden eine Ladung zu. Als Widerspruch erfolgte, berief der Kaiser sich auf die geistlichen Churfürsten, die ja solchen Ladungen gleichfalls willig unterworfen wären; auch erinnerte er, noch vor kurzem habe der Orden einen vom Reichsoberhaupte ernannten Richter, den Markgrafen von Baden, sich gefallen lassen. Allein Conrad wandte sich nach Rom, werbend um eine Bulle: daß in Preußen, Liefland und der Neumark der Kaiser nicht Macht habe zu richten. Durch den Papst Eugen erreichte er seinen Wunsch bey jenem

schwebenden Handel, und achtete nicht des römischen Königs Unwillen, den ohnehin um diese Zeit ein Comthur zu Botzen, Ludwig von Lamze, durch Einmischung in Landeshändel, schuldig oder unschuldig, erregt hatte. Die Begebenheit ist dunkel. Der Zwist betraf einen Herzog Siegmund. Vermuthlich denselben, der später auch mit dem Bischofe von Brixen in Fehde gerieth, und dessen Vormund Friedrich war. Der Hochmeister rieth dem Comthur, sich krank zu stellen, wenn die Landschaft Tage halten wolle. Der König drang sogar auf dessen Absetzung. Dennoch ging ein Gerücht, er wolle den Abgesetzten in seinen eigenen Rath kiesen, und ein späteres Schreiben Conrads an diesen Ludwig von Lamze enthält die räthselhaften Worte: „Nun denn die Sache mit dem römischen Könige beygelegt ist, und ihr den Herrn in sein väterlich Erbe zu seinen Landen und Leuten gebracht, und gewaltiglich darin gesetzt habt, und ihr in seinem Rathe seyd, so hören wir dieß zumahl gern, und ist uns auch ganz wohl zu Willen, daß ihr in seinem Rathe bleibet."

Vielleicht geschah es mit Hülfe dieses bedeutenden Mannes, daß Conrad eine Bestätigung aller Ordens-Privilegien vom Kaiser bewirkte; eine werthe Gunst in solchen mißlichen Zeiten.

Aus dem Erzählten geht klar hervor, der Hochmeister habe, als Beherrscher Preußens, vom Reiche sich trennen, und diesem nur das Deutschmeisterthum unterwerfen wollen; obgleich der Hunger nach kaiserlichen Privilegien, und die den Verbündeten zugezogene Ladung, in seltsamem Widerspruche damit stehen. Bald genug erzwang die gebietherische Noth eine andere Sprache.

Zehntes Kapitel.

Der römische König verlangte Beystand gegen Ungarn; Conrad entschuldigte sich, als mit den Russen im Kriege begriffen. Die Königinn von Ungarn begehrte Rath und That gegen Pohlen; er schützte den ewigen Frieden vor. Auch gegen die Türken wurde vergebens Ordenshülfe aufgebothen, wenn gleich dessen Stiftung ihm Kampf gegen Ungläubige zur Pflicht machte; doch so lange das Bundesgespenst in Preußen erschien, geboth Klugheit, diese Pflicht unerfüllt zu lassen. Wäre es überhaupt dem Papste ein Ernst gewesen, die Kreutzherren unablässig gegen Heiden zu bewaffnen, so mußte er nie ihr Schwert mit einem Zepter verbinden.

Eugen der Vierte wollte damahls durch eine große Flotte den Türken wehren in Europa einzudringen; Preußen half diese Seemacht ausrüsten, doch nur mit Geld.

Diese kurze Uebersicht von Conrads Verhalten gegen Freunde, Feinde, Nachbarn, Fremde, liefert das schönste Zeugniß für seine Klugheit, Vorsicht, Rechtlichkeit und Friedensliebe. Wie manche Bündnisse, die in Fehden ihn verwickeln konnten, hat er abgelehnt; unsichern Gewinn verschmäht; wie manchen Zwist nachgiebig oder standhaft geschlichtet; wie klug und herzlich seine Freunde bis an den Tod sich zu erhalten gewußt.

Auch Geschenke sparte er nicht zur Erreichung dieses Zweckes, Geschenke, damahls von großem Werth, so gering sie auch in unsern Tagen scheinen mögen, nähmlich preußische Falken, die, an gebildetem Raub-Instincte, alle europäische Vögel ihrer Art weit übertrafen. Preußen war die einzige hohe Schule für Falken, und in manchem Jahre wurden deren fast zwey hundert an Fürsten und Herren weit und breit versendet. Wer da bedenkt, welch eine Menge

Zeitlücken, jetzt bey den Großen durch schöne Künste oder kriegerische Uebungsspiele ausgefüllt, damahls allein durch die Jagd in genußreiche Stunden verwandelt wurden: und wer da weiß, wie viel geneigter überhaupt die Fürsten Männern sind, die ihren Zeitvertreib befördern, als solchen, deren Verdienste bisweilen lieb, bisweilen lästig werden; der wird Conrads Falken nicht zu den Kleinigkeiten zählen; denn wer kann berechnen, wie mancher Tropfen Menschenblut durch eines Repphuhns Tod gerettet worden?

Auch die geistlichen Herren waren lüstern nach jenen Raubvögeln, und überhaupt nach allem Viehe, das Kurzweil gewähren konnte. Des Hochmeisters Bruder, Jörgen von Erlichshausen, Thumherr zu Würzburg, wurde bey der Falkenspende nie vergessen, und dem Erzbischofe von Gnesen sandte Conrad einst zwey Affen, mit den Worten: „als wir die reinlichsten auf dießmahl gehabt heben."

Auf solche Weise, nichts verschmähend, weder Großes noch Kleines, um geneigte Gemüther zu fesseln, gelang es diesem Hochmeister, dem Stamme, dessen Mark ein Wurm zernagte, die grünen Blätter noch eine Zeit lang zu erhalten, und Fremde, unvertraut mit der innern Zerrüttung, warben nach wie vor um die Ehre, das Ordenskreutz zu tragen. Der Graf von Werthheim schwur dem Orden Treue, obschon ihm nur die Brüderschaft verliehen wurde. Der Burgemeister Colmann von Lübeck bath um seines Sohnes Aufnahme, ein neuer Beweis, daß nicht immer der Stammbaum unentbehrlich war. Auch den Ruf gebildeter Sitten hatte der Marienburger Hof zu erinnern gewußt. Heinrich von Schomburg bekannte: der Hochmeister habe auf sein Bitten ihm vergönnt, ein Viertel- oder halbes Jahr an seinem Hoflager zu verweilen „nicht um Geld oder Gut, oder eingerley Be-

gabung zu begehren, sundir alleyne, daß ich mich die berurte Zeit bey seinen Gnaden endhalden und etwas deutsch lernen moge."

Eilftes Kapitel.

Benehmen der Geistlichkeit in Preußen.

Der Mann, der in ganz Europa Hochachtung zu gewinnen wußte, erzwang sie auch in seinem Lande. Wohl hüthete er sich, durch Antastung des Bundes, den innern Frieden zu gefährden, aber ruhig, wachsam und gerüstet stand er fest auf seinem Platze; ein Schwert hielt das andere in der Scheide.

Bedenklicher war die Lage der Prälaten, weil unter geistliche Waffen prüfender Freyheitssinn nimmer sich schmiegt. Darum — die alte Eifersucht vergessend, oder doch verschiebend (denn nie vergißt das Priesterthum) — knüpfte Furcht sie enger an den Orden.

Beyspiele mehrten diese gerechte Furcht. Nicht immer stritt der Bund nur für verweigertes Recht; nur zu oft lockte Machtgefühl ihn über die vorgesteckte Gränze. So begehrte Hans von Baysen einst mit Ungestüm: nach seinem Gutdünken solle der Bischof von Ermeland eine erledigte Pfarre besetzen. Der gekränkte Prälat befragte sich bey Land und Städten: ob sie Herrn Hans von Baysen solche heimliche Worte mitgegeben ihn anzufahren?

„Ich habe," sprach er, „viel hochliche und trotzige Worte leiden müssen." Drohend fügte er hin-

zu: „hab ichs helfen gut machen, so will ich auch wieder helfen es arg machen."

Es war ihm Ernst mit dieser Drohung. Er begriff und ahndete, daß der Prälaten Demüthigung dem Orden, als stillem Zuschauer, wohl gar ein erwünschtes Schauspiel sey; darum beschloß er, ein Opfer nicht zu scheuen, wenn er dadurch seines Stiftes Heil dem Hochmeister näher an das Herz legen könne.

Um die Erlangung des Rechtes, ermländische Pfründen zu besetzen, hatte Conrad schon längst zu Rom geworben, seinem Anwald gebiethend, ihm solches auszuwirken, „es koste auch, was es koste." Mit Golde und Gründen wollte er die Bewilligung erfechten. Ein Bekenntniß vom ersten Bischofe von Ermeland war in seinen Händen: „daß die Kreutzherren das Land von den Ungläubigen gewonnen, der Bischof sein Drittel unverkürzt erhalten, das übrige hingegen vom Orden zu Lehne trage. Dieses Zeugniß sandte er jetzt nach Rom, mit der Bemerkung: daß jener Bischof, Anselmus genannt, ein Ordensbruder, zuerst die Thumereyen gestiftet.

Dennoch hatten die Nachfolger dieses Anselmus stets hartnäckig und mit Glück um ihre Unabhängigkeit gekämpft. In Besetzung der übrigen Bisthümer und Capitel durfte der Orden beliebig verfahren, nur in Ermelands Wahlen nie sich mischen. Jetzt gab der Bischof das theuer errungene Vorrecht freywillig auf. Seiner Eingebung und Conrads Bitten gemäß, übertrug der Papst dem Orden, als oberstem Schutzherrn der Kirche, das Recht, mehrere Pfründen zu besetzen. Der Bischof erreichte seinen Zweck. Die Pflicht des Hochmeisters, das Stift zu beschirmen, war unausweichlicher. Wie schutzbedürftig es sey, lehrte tägliche Erfahrung.

Eingriff in Privilegien hatte die Braunsberger empört, und zu so kräftigem Widerstande gereitzt, daß der Bischof vor das Concilium sie laden wollte. Aber schnell hielten sie dem geistlichen Geschoß den Bundesschild entgegen. Kaum hatten die Städte ihre Klagen vernommen, als sie, zu Rath und Hülfe bereit, den Hochmeister ersuchten: „er wolle den Bischof bis auf die nächste Tagefahrt vertrösten, damit die Sache nicht außer Landes käme, und weder Seiner Gnaden noch den Städten fördere Mühe noch Bekümmerniß daraus erwachsen möchte. In den letzten Worten lag versteckte Drohung.

Conrad warnte den Bischof, der sich fügen mußte. Doch die Wunde, dem geistlichen Stolze von Untersassen mit Bundeshülfe geschlagen, heilte nicht. Der erste Ausbruch seiner innern, nur durch Schlauheit gezügelten Wuth offenbarte sich in frommer Verhe-
1446. tzung sämmtlicher Prälaten, die er bewog, auf einer Tagefahrt in Elbing zu versuchen, ob das einst furchtbare Fantom der, auf Seelenkindheit berechneten, Priestergewalt noch schrecken werde. Sie traten auf und sprachen mit hoher Salbung: „wir erfüllen unsere Pflicht als Seelsorger, indem wir euch eröffnen, daß euer Bund wider die Gesetze Gottes und der Natur, wider päpstliche und kaiserliche Rechte streitet. Solches gründlich zu erweisen sind wir erböthig, im Hofe zu Rom oder anderswo. Zehrung und Kosten wollen wir tragen, es möge der Ausgang für oder wider uns seyn.“

Die Abgeordneten stutzten, faßten sich aber schnell, und bathen um Abschrift des seltsamen Antrags. Dann eilten sie zum Hochmeister, um zu vernehmen, ob das Beginnen der Prälaten sich auf sein Vollwort stütze? — „Ich weiß darum,“ versetzte Conrad, „doch ob

und wie ihr die Sache den Eurigen vorbringen wollet, das steht bey euch."

Zufrieden mit dem Bescheide, und des freyen Geistes gewiß, der die Städte beseelte, theilten sie jetzt selber Abschriften der bischöflichen Sätze aus, damit gleichsam die öffentliche Stimme über sie richten sollte. Und diese richtete streng. Murrend lief es von Mund zu Mund: nur gegen Gewalt und Unrecht haben wir uns vereint; darum sind wir keine Rebellen, wie die Prälaten uns beweisen wollen; wir könnten es aber werden, wenn man uns länger so verunglimpft."

Dergleichen trotzige Aeußerungen wurden bald so laut, so allgemein, daß Conrad nöthig fand, auf einer hastig angesetzten Tagefahrt in Elbing mündlich zu versichern: die Prälaten hätten es so böse nicht gemeint; nur freundlicher Gewissensrath, kein ehrenrühriger Vorwurf, sey in ihren Sinn gekommen. — Mit Galle im Herzen und Honig auf den Lippen, bestätigte solches mündlich der Bischof von Ermeland; ja die schriftliche Erklärung, die der von Riesenburg ablesen mußte, enthielt nichts Geringeres, als Widerruf und Abbitte. Man überwand sich sogar zu bekennen: „Wenn wir von euch, als frommen, frauwürdigen Leuten, etwas Unbilliges, Unehrliches vernähmen, so würde uns geziemen, euch zu verantworten."

Dasselbe versicherte der Hochmeister und die Städte dankten ihm. Eine kurze, klare, obschon ungelehrte Abfertigung des bischöflichen Anmuthens überreichten sie bald nachher; sie schloß mit der bedenklichen Frage: „ob die Prälaten auch, gleich dem Hochmeister, ihre Unterthanen bey Rechten und Freyheiten erhalten wollten?" Es wurde bejaht.

Darauf wandte sich der Städte kühner Wortführer an Conrad, ohne durch der Bischöfe Gegenwart sich im mindesten irren zu lassen. „Ihr habt gelobt," sprach er, „gegen Verleumdungen uns zu vertreten; so haltet jetzt euer Wort, denn in großen Unehren hat der Bischof von Heilsberg des Bundes bey andern gedacht."

„Dem ist nicht also," erwiederte der Bischof, „ich fordere Zeugen."

„Es lohnt nicht der Zeugen," entgegnete der Redner, „denn auch vor ihnen würdet ihr läugnen; darum, wenn künftig Land und Städte mit dem Herrn Hochmeister zu handeln kommen, so sähen wir lieber, ihr bliebet daheim."

Gern! sagte der entrüstete Prälat, und entfernte sich auf der Stelle.

So scheiterte die geistliche Tücke an dem Felsen bürgerlicher Eintracht, und der Versuch, sich aufzuraffen, hatte nichts bewirkt als Offenbarung der Ohnmacht.

Zwölftes Kapitel.

Versuch, den Bund aufzulösen.

Eines Tages redete Conrad, mit dem ihm eigenen Tone, die Verbündeten also an: „Lieben Ritter und Knechte und lieben Getreuen! wir wollen mit Euch reden, und bitten Euch, daß ihr das zu Gute aufnehmet, wenn Gott weiß, daß wirs zu Eurem Besten thun. Als Euch allen wohl wissentlich, daß in unserm Orden etliche Zwietracht entstanden war, so habt Ihr unter Euch eine Verschreibung und Vereinigung gethan, darum wir Euch denn nicht verdenken, wenn ihr das um Gefahr willen vielleicht Eures Leibes gethan habt in solcher Zwietracht, als es denn stunde in unserm Orden. Sundern ihm hat Gott der Allmächtige seine Gnade gegeben, daß der Hader, Gott sey gelobt, mit Eurem und vieler andern guten Leute Rath und Hülfe, getilgt und abe ist, daß wir Euch danken als unsern lieben Getreuen. So vernehmen wir, daß in und außer Landes man fast Rede darauf habe und spreche: daß wir mit Euch und Ihr mit uns nicht Eins sind um solcher Verschreibung willen. Darum bitten wir Euch mit begehrlichem Fleiße, Ihr wollet die gedachte Vereinung abe thun. Wir wollen Euch wiederum eine erbare billige Verschreibung tun, als man auch hie davon eine Abschrift wird lesen, damit wir hoffen, daß ihr bas versorgt und verwahrt sollt seyn, und bitten Euch, daß Ihr solches in Güte aufnehmet, und uns eine gute Antwort darauf gebet, wenn wir hoffen und ge-

trauen, daß davon viel Liebe und Eintracht kommen solle."

Diese Rede mußte den Verbündeten willkommen seyn, denn sie enthielt ihres Regenten ausdrückliches Bekenntniß: daß er sie nicht darum verdenke, und die daraus entsprungene Hülfe ihnen danke. Allein der überraschende Vorschlag, den Bund aufzulösen, wurde dennoch nicht auf der Stelle beantwortet, sondern, zur allgemeinen Berathung, an die Aeltesten gebracht. Auch hier hatte Conrad klüglich vorgebaut; Hans von Bayfen war von ihm gewonnen und that redlich, was er vermochte. Hätten nur die Ordensbrüder sich still verhalten, so möchte es vielleicht nach Wunsch gelungen seyn; denn scheinbare Gleichgültigkeit, die Gegner sicher machend, fördert ein Geschäft oft mehr, als unruhige Thätigkeit. So aber fand man jetzt auf allen Straßen die Gebiethiger, hastig eilend von einer kleinen Stadt zur andern, jede um ihre Meinung vertraulich befragend, und im Tone der Frage lag bereits die vorgeschriebene Antwort. — Doch die kleinen Städte schützten klüglich ihre Einfalt in solchen hohen Dingen vor, beriefen sich, wie vormahls, eine auf die andere, bis zuletzt der Ring in den großen Städten wiederum zusammen lief. Noch manche Begebenheit weckte das sc[illegible]mernde Mißtrauen aufs neue. Hier war ein Comt[illegible] begleitet von einem gewonnenen Burgemeister zu Thorn, umher gezogen, und sein Gefährte hatte überall reuig erklärt, er habe, nach erkanntem Irrthume, vom Bunde abgelassen. Dort war dem Bischofe von Heilsberg die Drohung entschlüpft: man werde nun bald mit Ernst der weltlichen und geistlichen Waffen sich bedienen, man werde „ein Messer nehmen, und die Verbündeten abschneiden vom christlichen Glauben." Die Brüder liefen hier und dort, nach alter böser Gewohnheit, ihren

Zun-

Zungen freyen Lauf. Hans von Bayſen klagte es dem Hochmeiſter bitterlich: „Die Sache war auf gutem Wege, wollte Gott, es wäre dabey geblieben. Ich hab' es Ew. Gnaden oft geſagt und auch geſchrieben: man ſoll betrachten den wilden, ungewiſſen Lauf der Welt, wie gar leichtlich zu verderben, was ſchwerlich oder nimmer wieder kommt. Ich habe getreuen Fleiß mit den Meinen gehabt, das zeuge ich mit Gott, und will das nimmer laſſen, wo ich Ew. Gnaden mag Treue leiſten, da ſoll an mir nicht Gebroch ſeyn. Sunder man mag ſo viel verterben, das ich dazu zu ſchwech wer wedder zu bringen." Der Biedermann befand ſich ſelbſt in einer mißlichen Lage, die er am Schluſſe mit den Worten ausdrückte: „Ueberall muß ich mich vorſichtig halten gegen die Leute, daß ich Glauben behalte."

So wurde Conrads klug eingeleiteter Plan durch muthwilligen Vorwitz der Kreutzherren zerſtört. Der Tag erſchien, an dem der großen Städte verſammelte Bothen einander die Vollmachten ihrer Aelteſten, Schöppen, Zünfte und Gemeinden vorlegten; Alle ſtimmten auf des Bundes Erhaltung und Vertheidigung. Ritter und Knechte, ſammt den kleinern Städten, traten willig bey; das Gelübde wurde erneuert: wir wollen feſt am Bunde halten, mit Leib und Gut ihn ſchirmen, nicht wider des Ordens Rechte, nur wider Gewalt und Unbill. Solches freymüthig erklärend, traten ſie vor den Hochmeiſter, und der ſprach: „Ich hab' es gut gemeint, will Euer Beſtes Euch nicht aufdringen."

„Der Biſchof von Ermeland," klagten Jene, „fährt fort, den Bund zu verleumden."

„Ich werde ihn abmahnen laſſen," verſprach Conrad, „ſo wohl durch meine Gebiethiger, als durch da-

Capitel zu Frauenburg. Er soll berichtet werden, daß es mir leid ist und ohne mein Wissen geschieht." — Befriedigt nahmen die Städte dankbarlich Abschied.

Der weise Hochmeister, aus dem Zeitgeiste die Erfahrung schöpfend, daß jede Prüfung den Bund nur enger knüpfte, ließ hinfort sich nimmer bewegen, ihn anzutasten, sondern bediente sich zu dessen Schwächung des einzigen wirksamen Mittels: einer löblichen, gerechten Regierung. Je länger er dem Bunde jeden Anlaß zu Beschwerden aus dem Wege räumte, je länger setzte er dessen Kräfte außer Uebung. Zeit und Ruhe mußten ihn endlich erschlaffen, wenn nur die Gebiethiger, frey von Leidenschaften, diesen sichern Umweg nicht verschmähten.

Dreyzehntes Kapitel.

Das Erzbisthum zu Riga.

Die alte Eifersucht zwischen diesem Land dem Orden war auch während Conrads Regierung wach. Die Prälaten in Liefland — so ging ein Gerücht — wollten das Land unter sich theilen und einer fremden Herrschaft unterwerfen. Sie litten nicht einmahl, auf eine Bulle sich berufend, daß die geldbedürftige Ritterschaft dem Orden ihre Güter versetzte. Aus solchen Gründen begehrte der Hochmeister dringend, das Bisthum wieder an den Orden zu bringen.

Fast liefen die zwölf Jahre zu Ende, in welchen, einem Vertrage zu Folge, Riga von den Kreutzherren

durfte beſeſſen werden; ſchon erinnerte der Erzbiſchof daran, und beſorgt meldete Conrad es dem Landmeiſter. „Es däucht uns nicht Noth ſeyn," antwortete dieſer, „daß Ihr ihm etwas Sonderliches darauf zu antworten bedürftet." Er rieth, die Sache glimpflich hin zu ziehen.

Conrad ließ nicht ab, in Rom an ſeines Ordens geiſtlicher Machtverſtärkung zu arbeiten, und die Ueberredungsgründe, deren er bisweilen ſich bediente, bewieſen ſeine Menſchenkenntniß. „Sagt dem Papſte, wir haben ſeiner Wahl zu Ehren ein Te Deum geſungen," ſchrieb er dem Ordensanwalde, „auch in Liefland ein Gleiches verordnet. Aber dort wird vielleicht der Erzbiſchof es hindern; das könnte nicht geſchehen, wenn künftig der Orden im Beſitze der Kirche wäre."

Faſt mit gleichem Eifer trachtete Conrad nach der Danziger Pfarrkirche; ja um alle Kirchen bewarb er ſich, bauend auf die Gunſt, deren zu Rom ſein Anwald genoß; den der Papſt zum Kämmerlinge ernannt, und ihm ſogar die Engelsburg zur Wohnung eingeräumt hatte.

Endlich ſtarb der Erzbiſchof zu Riga. Alſobald erneuerte der Hochmeiſter ſein Anliegen am päpſtlichen Hofe, betheuernd: längſt ſchon würde der ruſſiſche Krieg eine andere Geſtalt gewonnen haben, hätte nur ein Ordensbruder auf dem biſchöflichen Stuhle geſeſſen. Er ſchlug ſeinen Capellan Sylveſter vor, und, nachdem er berichtet worden, daß ſolches nur durch klingende Opfer zu erlangen ſey, bewilligte er zu dieſem Zwecke drey bis vier tauſend Ducaten. Die Größe der Summe gibt den Maßſtab für Roms Habgier und ſeines Wunſches Heftigkeit.

Der Landmeiſter ließ indeſſen, noch ehe der Erzbiſchof begraben war, einen Vorbehalt an die Kir-

chenthüren schlagen. Propst, Dechant, Ritterschaft, wollten es nicht dulden, nach Rom sich wenden, zur neuen Wahl schreiten. „Papst Eugen, „sprachen sie, „hat zwar das Bisthum dem Orden verliehen, Papst Martin jedoch es widerrufen. Auch haben Meister und Capitel sich verglichen, daß nie ein Ordensbruder der rigischen Kirche Haupt seyn solle, und das Concilium hat den Vergleich bestätigt.“ Darum hefteten auch sie ihren Widerspruch an die Kirchenthür, und wählten dann den Bischof zu Lübeck, „wenn sie meinten, daß der ein groß bekannt Mann im Hofe zu Rom sey.“

Aber Conrads Ducaten drangen durch.

Vierzehntes Kapitel.

Vom Ablaßgelde und Peters-Pfennige.

Die Päpste spielten damahls mit einer geliebten Puppe: Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche. Schon früher wollte man zu Florenz sogar die Indier und Cophten im Schooß der römischen Mutter versammeln. Zu diesem sehnsuchtsvoll gewünschten Zwecke hatte nun das Baselsche Concilium einen verkäuflichen Ablaß verordnet. Auch in Preußen war gesammelt worden, aber mit dem Zwecke nahmen es die Herren vom Concilium nicht sehr genau; denn wo Geld vonnöthen war, das keiner geben mochte, da stellten sie unbedenklich Anweisungen auf die Summen aus, die der Ablaßkram eingetragen.

Eine solche empfing auch Conrad zu Winsperg, des Reichs Erbkämmerling und des Conciliums

Protector, zum Ersatze des Aufwandes, in dieser Eigenschaft von ihm gemacht. Der bath den Hochmeister oft und lange, schriftlich und durch Sendebothen, dringend und beweglich, hob endlich an zu drohen: „wenn nicht in kurzer Frist das Geld erlegt werde, so wolle er die Preußen mit ihren Gütern fahen, wo er sie nur finde, je mehrere je lieber.“ Sogar der Herzog von Burgund ward um Zwangshülfe von ihm angesprochen, und wenigstens befragte Philipp sich bey dem Hochmeister um der Sache Bewandtniß. Da schrieb Conrad:

Der Orden hat mit dem Ablaßgelde nie zu schaffen, und dasselbe nie in seiner Gewalt gehabt. Vor langen Zeiten schon forderte ein Gleiches, mit Bullen bewaffnet, ein krakauischer Doctor, dem ward geantwortet: er möge sich halten an die, so es anginge, „daran er ein gut Genügen hatte, und uns unbekümmert ließ.“ Am Schlusse des Briefes schlug der Hochmeister den Markgrafen Hans zum Schiedsrichter vor.

Der Deutschmeister meldete: Winsperg werde sich wohl mit einer kleinen Summe abspeisen lassen. „Aber wir haben es nun einmahl nicht,“ erwiederte Conrad, „auch gebiethet ja die Bulle nur, den Winsperg nicht zu hindern. Der römische König und die Churfürsten ersuchten, ihm behülflich zu seyn. Jenem Befehle und diesem Gesuche haben wir Folge geleistet; die Bulle nach Liefland befördert; Prälaten, Land und Städte in seines Dieners Gegenwart verbottet, und ein offenes Bekenntniß der Prälaten ihm dargelegt, daß der Orden mit dem Gelde nichts zu schaffen habe.“

Später mochte dem Hochmeister doch wohl einleuchten, daß, wenn die Beyträge seiner Unterthanen

zu dem angekündigten Zwecke nun einmahl nicht verwendet werden sollten, der Orden deren bedürftiger sey als jener Fremdling; darum bath er zu Rom wenigstens um die Hälfte, der schweren Kriege mit den Russen halber. Auch gelobte er, den dritten Theil in die päpstliche Kammer zu liefern, und zwar (um doch die Bestechung anständig zu verschleyern) den Ungarn zum Beystande gegen die Türken.

Indessen verordnete seine Rechtlichkeit: die Prälaten sollen, von einem Gebiethiger begleitet, in die Städte ziehen, wo das Ablaßgeld in Verwahrung liegt, es einfordern und nach Marienburg bringen. Dort sollen die Summen, genau verzeichnet, in Kasten mit drey Schlüsseln niedergelegt werden. Den einen Schlüssel behält der Prälat, in dessen Stift das Geld gefallen; den andern die Stadt, die es bis jetzt verwahrte; den dritten der Hochmeister, der bis zu päpstlicher Entscheidung sich dafür verbürgt.

Endlich erschien eine günstige Bulle vom Papste Nicolaus, deren Styl es anzumerken, daß Seine Heiligkeit nicht ungern dem Concilium zuwider handelte. Des Ordens Vorwand, daß er selbst, durch langen Kampf gegen die Ungläubigen geschwächt, des Geldes zu seiner Erhohlung bedürfe, erklärte der Papst für gültig, entband ihn jeder Verbindlichkeit, nahm ihn vor üblen Folgen in Schutz, und sprach von Conrad von Winsperg in zweydeutigen, herab würdigenden Ausdrücken.

Zu des biedern Hochmeisters Ehre darf man vermuthen, er habe mehr das schamlose Aussaugen seines Landes hindern, als den Ordensschatz bereichern wollen, denn ein noch vorhandener Zettel beweist, daß der Ertrag der letzten Sammlungen versiegelt den Städten wieder zugestellt worden.

Auch den Peters-Pfennig betreffend, hatte Conrad Anfechtungen. Ein päpstlicher Legat, Baptista, schrieb aus Pohlen: er werde kommen, den Orden zu visitiren und jenen Pfennig einzuheben. Eilig meldete Conrad nach Rom, solches gebühre nur dem Bischofe von Oesel, Kraft einer Verwilligung Papst Eugens. Früher hatte er versucht, dieses Geschäft dem Ordensanwalde zuzuwenden, um dadurch in den Ordensschatz eine neue Quelle zu leiten. Man könnte ja nachher, fügte er damahls hinzu, dem Papste jährlich dreyßig bis vierzig Ducaten davon schenken.

Es wäre wohl der Aufmerksamkeit eines der Geschichte kundigen Rechners würdig, den Augenblick zu bestimmen, in welchem Deutschland seinen letzten Heller in den bodenlosen Abgrund der päpstlichen Kammer würde geschüttet haben, wenn Luther nicht dazwischen getreten wäre. Es bedurfte wahrlich keiner anderen Lockung, um die Fürsten der Reformation geneigt zu machen als die Befreyung von schamlosen Gelderpressungen, die, unter tausend verschiedenen Nahmen, tausend Mahl wiederkehrten.

Funfzehntes Kapitel.

Die Vehmgerichte.

Wohlthätiger noch wurde für Preußen die päpstliche Huld, indem sie, auf Conrads Verwendung, es gegen die Vehmgerichte schützte.

Wenn jemahls geheime Inquisition gerecht genannt zu werden verdient, so mögen auch jene Richterstühle im Anfange ihrer Stiftung wohl vertheidigt werden; denn ihr löblicher Zweck ging dahin, die so genannten himmelschreyenden Sünden zu strafen, die der Rache schweigender Gesetze sich entzogen; dem Unfuge der Unschuldsproben entgegen zu arbeiten, und, mit des Verbrechers Gewissen im Bunde, bis in die fernsten Schlupfwinkel ihn zu verfolgen. Doch in ihrer Grundeinrichtung lag auch bereits die Nothwendigkeit, bald ungerecht, und, selbst dem Schuldlosen, schrecklich zu werden. Wie und wann ihre Ausartung begonnen, ist unbekannt; denn ein Gerichtshof, unter kaiserlicher Belehnung und bischöflichem Schutze, durch altes Herkommen berechtigt, seine Urtheile und deren Vollstreckung, gleich dem Schicksale, in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen; unsichtbar allgegenwärtig zu richten; Beklagte unerhört ins Blutbuch zu schreiben, wenn nur sechs Zeugen die Anklage beschworen — ein solches Gericht, von Menschen gehägt, konnte lange unentdeckt Werke der Finsterniß häufen.

Vereinte Beschwerden der Reichsfürsten bewogen Kaiser Sigismund zum ersten Mahle, an Verbesserung dieser furchtbaren peinlichen Rechtspflege zu denken, doch erst seinem zweyten Nachfolger war des heilsamen Gedankens Ausführung vorbehalten.

Von den Kaisern begünstigt, hatten, mit der Zahl der Vehmgerichte, auch deren Anmaßungen sich vermehrt. Allmählich ihre Gerichtsbarkeit über die Gränze von Westphalen, in die Gebiethe aller Reichsfürsten hinaus schiebend, waren die Ladungen der Freyschöpfen wirklich schon bis Preußen gedrungen, obgleich päpstliche und kaiserliche Privilegien dem Orden das Recht verbürgten, keinen seiner Unterthanen vor ein fremdes Gericht zu stellen. Allein der Zeitraum, in welchem die mißvergnügten Stände des Ordens eigene Gerechtigkeit in üblen Ruf brachten, gebar die Streitsucht mit ihrem häßlichen Gefolge von Chicanen. Jeder unruhige Kopf eilte vor fremde Richterstühle, selbst mit mißlichen Ansprüchen, diese beschönigend durch vorgeschützten Mangel inländischer Rechtspflege. So hatte vor Kurzem ein Ordensunterthan zwey von Adel in Wien verklagt; der römische König übertrug das Richteramt dem Herzoge von Mecklenburg, der gegen den Hochmeister die bittere Bemerkung sich erlaubte: „er habe gefunden, daß der Kläger nothgedrungen worden, außer Landes Recht zu suchen.“ Ja, selbst elende Kleinigkeiten trug Händelsucht nach Wien, denn um dieselbe Zeit wurde der Vogt zu Leske dahin geladen, weil er einem Bürger sein Fenster verbaut hatte.

Doch wer den Gegner am meisten bekümmern wollte, der wandte sich an die Freystühle, und zeigte diesen den Weg nach Preußen. Schon in den ersten Monathen von Conrads Regierung führten die Städte, Schutz heischend, Beschwerden über solche Anfech-

tungen. „Liebe Getreue," sprach damahls der Hochmeister, „Ihr habt uns gebethen, Euch davor zu schirmen; Gott weiß, wir wollten es gern thun, wüßten wir Mittel und Wege dazu."

Selbst kaiserliche Schutzbriefe fruchteten wenig; denn obgleich der Entwurf zu heilsamer Umschmelzung der Freystühle bereits kund geworden, so blieben sie doch immer noch zu Ladungen berechtigt, wenn nur der Kläger vorgab, ihm werde daheim das Recht verweigert. Ob sein Vorgeben wahr oder falsch, darnach fragten die Freyschöpfen nicht, und gerade in den Jahren, wo Kaiser Friedrich, durch den Erzbischof zu Mainz, die Vehmgerichte zu beschränken suchte, wurde der Orden durch einen Freygrafen Mangolt am meisten bekümmert. Der Hochmeister warnte ihn: „Hüthe dich! es sind im Orden auch viele Bischöfe, Priester und Wissende, dennoch unausgeschlossen von deiner Ladung, die wollen bittere Klage über dich führen."

Aber Mangolt sprach: „Ihr habt Eure Rechte vom Reiche, und ich habe Macht zu richten über Alle, die vom Reiche belehnt sind." — Conrad sah sich gezwungen, seine Beschwerden vor des Kaisers Thron zu bringen.

Der unstäte Mensch, der hierzu Veranlassung gab, verdient zwar keinen Platz in der Geschichte; auch geschieht es überall, daß dann und wann Thoren oder Betrieger auftreten, die durch eingebildete Ansprüche, Halsstarrigkeit oder Schelmerey Richter und Gegner ermüden: allein die folgende Erzählung stellt ein ungewöhnliches Beyspiel auf, wie ein einzelner Bürger sich erlauben durfte, seinen Fürsten ungestraft Jahre lang zu necken; und mag daher, als Beweis der mangelhaften Rechtspflege jener Zeiten, hier eine Stelle finden.

Ein Mann aus Liebstadt trieb daselbst einen Kramhandel, und, so lange er lebte, wußte er sich Vertrauen zu erhalten. Doch bey seinem Tode blieb er den beyden Ordensschäffern, deren Amt mit sich brachte, die kleinen Städte mit Kaufmannswaaren zu versorgen, eine ziemliche Summe schuldig, weßhalb sie beyde Beschlag auf seine nachgelassenen Güter legten. Diese reichten aber nicht hin, die Schuld zu tilgen; nur Einer wurde zu Theile befriedigt, der Andere ging leer aus.

Um so befremdender schien, als, nicht lange nachher, des Mannes Sohn, Hans David, mit einer Forderung an den Orden hervor trat, die so ansehnlich war, daß, wenn man alle Häuser in seiner kleinen Vaterstadt verkauft und alle Bürger beschatzt hätte, doch kaum die Hälfte derselben wäre zu erschwingen gewesen. Durch Briefe wollte er sie begründen, die Michael Küchmeister vor langen Jahren an seinen Vater sollte ausgestellt haben. Er wurde abgewiesen, doch ihm vergönnt, sein Recht vor Papst oder Kaiser zu suchen. Er, damahls unter pohlnischem Schutze lebend, fand für gut, sich zuerst an den König von Pohlen zu wenden, der seinen Erwartungen zwar nicht genügte, indem er keine Gerichtsbarkeit sich anmaßte; doch bath er für ihn um sicheres Geleit zu einer neuen Untersuchung.

Der Hochmeister schwor auf seine Ehre, daß er dem Kläger nichts schuldig sey. Der Brief wäre falsch; dem ganzen Lande wohl bewußt, wie viel dem Orden selbst noch zu fordern übrig bleibe; man habe ihn aber nicht gemahnt, seiner bekannten Armuth wegen. Seine Forderung sey schon oft treulich erwogen, ihm auch gern erlaubt worden, überall zu klagen, wo der Orden zu Recht stehen möge. Wolle er in Preußen noch

ein Mahl sein Heil versuchen, so solle er dort so sicher seyn als noch vor Kurzem.

Ob Hans David wirklich diese Erlaubniß zu benutzen gewagt, davon finden sich keine Spuren. Erst neun Jahre nachher verließ er Weib und Vaterland, um, nicht etwa vor Kaiser oder Papst, wie sich's geziemte, den Orden zu belangen, sondern vor den unbefugten Freystühlen; wo er doch auch lange am Rhein herum zog, von vielen wackern Männern abgewiesen wurde, ehe Reinhart von Dalwig, im Vehm-
1441. gerichte zu Freyenhagen, sich seiner annahm. Hierauf ließ Freygraf Mangolt dreiste Ladungen ergehen, sich der harten Worte bedienend: „weil der Orden mit dem Schwerte und sachtem Morde und Brande richte."

Beleidigt an Ehre und Gerechtsamen, schien es dem Hochmeister nicht genug, daß eilf andere Freygrafen, auf sein Begehren versammelt, ihren Mitbruder Mangolt für straffällig erklärten; er wandte sich auch an den Kaiser, der unverzüglich durch ein Mandat an alle Reichsstände dem Orden Genugthuung gab, indem er des Freygrafen Anmaßung nichtigen Frevel nannte. Hans David, als er nach Cöln mit hessischem Geleite kam, ward verhaftet, oder — wie die Sprache jener Zeit bedeutender sich ausdrückt — in Kummer gelegt, mußte auch, Trotz Dalwigs Einspruch, über zwey Jahre darin verharren: Doch unerschöpflich an Ränken war dieser Mann; denn daß der Kaiser, nach jenem Mandate, dennoch dem Erzbischofe von Cöln die Untersuchung aufgetragen, und bald darauf wiederum dem Markgrafen von Baden, und endlich, erst drey Jahre später, Befehl ertheilt, die Acten der kaiserlichen Kammer einzusenden, auch den Kläger, gegen Bürgschaft oder Eid, der Haft zu entledigen, damit er sich zu Nürnberg stellen könne —

alles das erhellet aus Urkunden; doch wie es damit zugegangen, bleibt unbegreiflich.

Zwey Jahre wurde nun die Sache zu Wien herum gezogen, und endlich klar bewiesen, daß der Schuldbrief von dem Kläger selbst, mit Hülfe eines elbingschen Schülers, geschmiedet worden. Da verwies der Kaiser, statt den Unverschämten zu züchtigen — die Parteyen an den Papst, weil — Hans David, um das Maß zu füllen, einen Comthur, Eberhard Dyn, persönlich angetastet hatte, und dieser, als eine geistliche Person, keine Genugthuung am Kaiserhofe suchen wollte.

Also auch nach Rom mußte der Orden folgen, und, wenn gleich überall Sieger, so war es doch verdrießlich, kostspielig, unrühmlich, zwanzig Jahre lang die Chicanen eines Landstreichers dulden zu müssen; und dennoch blieb das Ziel noch immer unerreicht. Selbst nachdem man schon zu Wien den Abenteurer in Bann gethan, wußte er das Endurtheil zu Rom noch drey Jahre zu verzögern, und erst nach Conrads Tode sprach solches der Cardinal Nicolaus Jossi Kraft päpstlicher Vollmacht. Hans David und sein Spießgesell, Paul Frankleuen, nebst dem Freygrafen Mangolt, wurden zu ewigem Schweigen und einem Schadenersatz von 6000 rheinischen Gulden verdammt, im Falle der Widerspänstigkeit in Bann gethan, für vogelfrey erklärt. Dennoch mußte derselbe Cardinal, zwey Jahre später, abermahls den Kaiser um Beystand des weltlichen Armes zur Vollstreckung des Urtheils ersuchen.

Indessen versank der Kläger in Elend, schlich zu Wien herum, hatte bey den Meisten allen Glauben verloren, wußte aber auch noch Manchen zu täuschen. Das erfuhr der Ordens-Capellan, als er daselbst, nach vielem Widerspruche und Erduldung öffentlichen Unwil-

lens, des Streites Ausgang und des Betriegers Entlarvung an die Kirchenthüren schlagen ließ.

Des Schuldbriefs Unechtheit erwies der Orden klärlich, denn da war ein zerkratztes und wiederum beschriebenes Pergament; da waren unter den Zeugen Ordensbrüder als Comthure genannt, die nie Comthure gewesen; Andere, die den Schuldbrief nie mit Augen gesehen; da war eine Beglaubigung und eine Vollmacht vom Schöppengerichte zu Paßnaw, in dessen Protokollen nichts davon zu finden; da mangelte sogar das hochmeisterliche Siegel, was bey so wichtigen Urkunden nie zu fehlen pflegte.

Sollte man für möglich halten, daß, Trotz alle dem, der Verbannte, Abgewiesene, Beschimpfte, doch noch einen Versuch bey dem Freyenstuhle des Grafen Walrabe von Waldeck wagen durfte, den der Orden abermahls mühsam hintertreiben mußte?

Theils konnte das wohl nur zu einer Zeit geschehen, wo Buchdruckerkunst und Posten die schnelle Bekanntmachung solcher Händel noch nicht erleichterten; größten Theils aber kam dem durchtriebenen Kläger die Kunst zu Hülfe, überall, wo er zum ersten Mahle erschien, Mitleiden zu erregen. Jeder bessere Mensch ist ohnehin geneigt, den Schwächeren in Schutz zu nehmen und dessen Vorgeben zu vertrauen. Seltenheit der Schicksale verschafft leicht Gehör, und mehr bedarf es nicht für einen listigen Betrieger, dem Stimme, Thränen und Geberden zu Gebothe stehen. An schlauen Lügen unerschöpflich, ließ er, in den ausgewirkten Schriften, sich Laicus Varmiensis nennen, ja der Cardinal Jossi gab ihm sogar den Titel nobilis. Dem Grafen von Waldeck erzählte er, daß ihm der Orden 15,000 Gulden und ein Leibgeding gebothen, wenn er die Klage wolle ruhen lassen; man hätte gern gesehen, wenn er zu Cöln aus dem Gefängnisse entwichen wäre,

aber seiner Freyheit habe er Recht und Wahrheit vorgezogen. Seine Aussage zu prüfen, hatte der Graf keinen andern Maßstab, als des Klägers Zuversicht. Was Wunder, daß er hintergangen wurde, wie er solches treuherzig mit den Worten bekannte: „Hans David habe sich so ehrlich und kläglich zu stellen gewußt.“ — Wie schwer und kostbar für den Orden! alle jene bald geschriebenen, bald gesprochenen Lügen immer gründlich zu widerlegen, vor so vielen von einander unabhängigen Richterstühlen, in so weiten Entfernungen, nach so langen Zwischenräumen; durch Gesandten, Zeugen, Bothen, die, alle vom Orden bekösstigt, bald nach Westen, bald nach Süden reisen mußten. Auch an Geschenken durfte der Orden nicht sparen in jener feilen Zeit.

Zwar verschlang endlich der Krieg die letzten Hoffnungen des Landstreichers, und, seinem Charakter getreu, von erprobten Talenten unterstützt, nährte er sich zuletzt als Wahrsager und Zeichendeuter; aber es war ihm doch gelungen, drey Hochmeister hinter einander, länger als zwanzig Jahre, vor Kaisern, Päpsten, Freygerichten, herum zu ziehen, und ein Gleiches konnte jeder thun, der feindselige Schlauheit mit hartnäckiger Unverschämtheit verband.

Um vor solchen nichtswürdigen Befehdungen, zu welchen dreiste Abenteurer besonders durch die Vehmgerichte beherzt gemacht wurden, sich in Zukunft sicher zu stellen, wandte sich der Hochmeister an den Papst, und, während er dessen Schutzbriefe erwartete, (die, zu allgemeiner Freude, bald wirklich ankamen) bestä- 1448.
tigte er gern den Beschluß der Stände, also lautend:

„Wer den Gegner vor die Vehmgerichte ladet, ohne glaubwürdigen Beweis, daß ihm Gerechtigkeit daheim verweigert worden; oder wer, nach bereits im Lande rechtlich abgethaner Sache, den Gegner dennoch wie-

der mit den Freystühlen bekümmern wollte; der soll dieses Landes empören zu ewigen Tagen, und dessen Gränzen nicht wieder betreten, bey Verlust der Güter und des Lebens."

Sechzehntes Kapitel.

Sitten und Gesetze unter Conrads Regierung.

Viel Böses war eingerissen, dem der Hochmeister nicht immer steuern konnte, weil, außer ihm, nur wenige steuern wollten. Wenn ein ehrlicher Mann mit seinem Weibe — so klagten die Handwerker von Marienburg — Abends von einem fröhlichen Gelage heim kehrt, so rauben und schänden Trunkenbolde die Frau mit Gewalt. — Unzucht, Kindermord, Abtreiben der Frucht, gewaltsame Entführungen, waren keine seltene Verbrechen. — Blutrache griff zuweilen dem Schwerte der Gerechtigkeit vor. Ein Hofjunker Conrads ermordete ein Fräulein von Banthlow um eines spitzigen Einfalls willen, und wurde wiederum ermordet. Preußische Edelleute erschlugen in der Herberge einen Ritter mit sechs Knechten. Sie büßten durch Verbannung. Bisweilen aber empfing ein Mörder auch Geleitsbriefe, und erschien ungestraft Wochen lang auf dem Schauplatze seiner That.

Hussens Lehre war allgemein verbreitet, und dennoch herrschte dicker Aberglaube. Böse Geister trieben Besessene in Wasser und Feuer. Am Ostsee-Strande neckten reitende Gespenster die Bernsteinfischer. Zauberer trieben ihr Wesen. Heidnische Gebräuche schlichen

noch

noch im Finstern. Die Kirchen standen öde. Biersäufer zogen im Lande umher, und trieben es so arg, daß man sie brandmarken mußte. Durch Arbeit oder Krämerey wurden Feyertage entweiht. — Gierige Priester verkauften das Himmelreich für Erbschaften, thaten, um eines unbezahlten Pferdes willen, Bauern in den Bann. — Unter keinem Stande war so tief das Verderben eingewurzelt; denn was zu jener Zeit verbothen werden mußte, war ohne Zweifel oft geschehen. „Kein Priester soll sich üppig kleiden," geboth der Bischof von Culm, „Waffen tragen, Krüge besuchen, spielen, tanzen, Weiber verführen, in das Baderhandwerk pfuschen, Wucher treiben, Processe führen, sein Amt erkaufen, seine Kirche verlassen, um nach Belieben im Lande herum zu reisen; keiner soll Aberglaube verbreiten, Sporteln erpressen, aus der Beichte schwatzen, künftige Sünden vergeben, Blutgerichte hägen, das Heiligthum entweihen durch Blut oder Samen. — Wenn der Priester Lebenswandel solche Gesetze nothwendig machte, was durfte man von Laien erwarten?

Reichthum minderte sich zugleich mit dem Handel. Vormahls tauschten Antwerpen, Brügge, Gent, die Waaren des Nordens hier gegen die des Südens ein; jetzt brachte des Hansebundes Verfall und die Entdeckung eines neuen Weges nach Ostindien, dem nordischen Handel empfindlichen Nachtheil. Dennoch verarmten viele durch Luxus, und Spielwuth riß ein. — Handwerksunfug trieben die Gesellen. — Vorkauf drückte Arme. — Fremde Krämer entzogen Bürgern die Nahrung. — Verschuldeten Bauern wurde von strengen Herrschaften das Ackergeräth abgepfändet. — Das Gemählde enthält der dunkeln Züge schon mehr als zu viele.

Conrad versuchte redlich, durch strenge Gesetze alle diese Uebel auszurotten. Sein Ohr stand jedem Bedrückten offen, Einzelnen wie Ständen, und sein Auge wachte über die Beamten. Die schlaue, mittelbare Weise, wie er manchem Unfuge vorzubeugen strebte, wäre empfehlungswerth für jeden Gesetzgeber. Heimliche Zauberey verwies er an die Bischöfe. Wer zu berüchtigten Geisterbannern fuhr, dem durfte jedermann Wagen und Pferde nehmen. —

Arbeit an Feyertagen blieb allein vergönnt, um Witwen oder Waisen zu helfen, und auch diesen nur um Gottes willen, nicht einmahl Speise und Trank durfte man zum Lohne erwarten.

Kein Preuße sollte in deutschen Dörfern oder Städten dienen. Nicht absondern wollte Conrad die Preußen von den Deutschen durch dieses Gesetz, das beweist die Ausnahme, welche er hinzu fügte: es möge doch geschehen, wenn die Preußen daheim im Christenthume verabsäumt würden. Es sollten also nur dem Ackerbaue der Preußen keine Arme entzogen werden; denn Deutsche waren wohl zu stolz, sich bey den Preußen zu vermiethen, und so das Gleichgewicht wieder herzustellen. — Der Entführer einer Jungfrau, sammt Gehülfen, gingen aller ihrer Güter und jedes Erbrechts verlustig. Gleiche Strafe drohte der Jungfrau. Hatte jedoch der Jüngling redlich um sie geworben, und sie vor ehrbaren Leuten ihren Willen offenbart, so waren beyde schuldlos. —

Ein Kind, das seine Aeltern verließ, sollte nicht erben, nur gehorsamen Kindern das Erbe zufallen; ein Gesetz, das dem Herzen des kinderlosen Hochmeisters Ehre bringt.

Wenn ein Bauer seinem Herrn nichts schuldig war, so mochte er sein Erbe verkaufen, (in werende Hand bringen) und ziehen, wohin er wollte. Damahls also drückte Leibeigenschaft den Landmann noch nicht; aber das Bestreben, den Bauer zum Leibeigenen herab zu würdigen, mußte häufig sichtbar werden, weil Conrad nöthig fand, es durch ein Gesetz zu hemmen. Nur den arbeitsfähigen Bettler nahm er davon aus, mit den Worten: „wenn dy rechte wollen, das man dy eigen machen sal." — Die Ehen der Knechte und Mägde durften nicht mehr gehindert werden; also auch diesen Frevel an der Natur erlaubten sich die Herrschaften. —

Kein Kauf oder Tausch, am Abende geschlossen, sollte gültig seyn. Conrad kannte und fürchtete seiner Unterthanen Hang zum Trunke. —

Niemand durfte auf geistliches Recht oder die Herrschaft sich berufen, bevor er seinen Streit vor dem gebührenden Richter geendigt hatte. Dieß Gesetz verhüthete nicht allein Chicanen, sondern auch despotisches Einmischen in schwebende Händel.

Dem Luxus zu steuern, verboth Conrad den eitlen Frauen köstliche Borten, Gebräme und Gold, auf Mänteln, Röcken, Hauben. Nicht mehr als drey Unzen Perlen durften sie an sich tragen. Köstliches Pelzwerk blieb Handwerkersfrauen gänzlich untersagt. Um auch den Anreitz zu unnützen Ausgaben zu vermindern, sollten die Krämer ihre Waaren nicht auf die Fenster stellen oder sonst auslegen; ein nachahmungswürdiges Gesetz in unsern Tagen. — Bey Hochzeiten und Kindtaufen schrieb er die Zahl der Schüsseln, das Maß der Getränke vor. — Alle Spiele verboth er, nur das Bretspiel ausgenommen. — Sogar bis auf

Verbrecher, die zum Tode verurtheilt worden, erstreckte sich des Hochmeisters milde Fürsorge; sie sollten nicht sterben unversöhnt mit ihrem Gott.

Noch manche andere heilsame Gesetze flossen aus Conrads Feder und Herzen. Viele schlossen mit der Drohung: der Uebertreter soll seine Buße nicht wissen. Dadurch wurde freylich die Strafe in des Hochmeisters Willkühr gestellt; auch das Begnadigungsrecht behielt er allein sich vor.

Mitten unter alle diese Gesetze hatte sich auch eines verirrt, welches der Stände nie einzuschläfernde Wachsamkeit bewies, und also lautete: „Item daß unser Herr Hochmeister keinen Krieg anhebe adir Bunde mit Herren adir Fürsten sulle machen, adir Frede, ane der Herren Prelaten, Gebietiger, Lande und Stete wille und wissen.“ Diese Bewahrung stand nicht in der geringsten Verbindung mit dem übrigen. Wem fällt nicht Cato's caeterum puto Carthaginem esse delendam dabey ein?

Siebzehntes Kapitel.

Ordenszucht unter Conrads Regierung.

Gern besprach sich Conrad mit Land und Städten, die eigenen Vortheil oder Schaden am besten kennen mußten, über Sittengebrechen oder Wirthschaftsmängel, ließ sich gern belehren, erwog ihre Vorschläge unparteyisch und erhob sie zu Gesetzen. Aber des Landes Verfall war nur Folge von dem des Ordens; darum richtete er sein Augenmerk unausgesetzt auf beyde, rieth, befahl, drohte, bath. Eine ernste Warnung vor Parteysucht ließ er in allen Conventen verlesen, erinnernd, daß er im letzten großen Capitel zu Marienburg einen theuern Eid geschworen, solches nicht zu dulden. Zugleich schärfte er das Verboth ein, Ordensheimlichkeiten vor weltlichen Leuten auszuplaudern.

Den großen Entwurf, den er vielleicht schon lange in redlicher Brust nährte, die verwilderten Brüder zur alten Regel, besonders zu Gehorsam und Entsagung des Eigenthums zurück zu führen, brachte er endlich, mit Rath der Gebiethiger, zu einer Satzung, und verordnete jährliche, strenge Besuche, um ihr ewige Kraft und Gültigkeit zu verleihen. Aus dieser Satzung, die auf Sittenzucht und Lebensweise der gemeinen Brüder wie der Beamten gerichtet war, werden die herrschenden Mißbräuche kund, und, was verbothen wurde, beweist hier abermahls unwidersprechlich, was geschah. —

„Unkeuschheit, Ungehorsam, soll man strafen."

„Kein Bruder soll sich in Parteyen, Bündnisse, Verschreibungen einlassen wider seinen Obern oder den Orden, weder mit Fremden, noch unter einander; bey allerschwerster Buße, Verlust aller Aemter und Würden."

„Des Ordens Geheimnisse soll kein Bruder vor weltlichen Leuten, oder gar dem Gesinde offenbaren."

„Brüder, welche Amt, Häuser, Zimmer oder Nutzung von Früchten auf Lebenszeit durch Verbriefung des Hochmeisters besitzen, sollen diese Briefe ausliefern, damit man sie vertilge, und kein Schein des Eigenthums daraus entspringe. Kein Hochmeister soll hinfort dergleichen Vergünstigungen zugestehen."

„Kein Beamter soll, aus gleichen Gründen, Haus oder Gut des Ordens verpachten."

„Der Gebiethiger soll im Convente nicht auf seinem Gemache speisen, es wäre denn, daß er achtbare Gäste hätte."

„Der Pferdemarschall soll der Brüder Pferde bezeichnen, damit sie nicht, ohne der Obern Wissen, verkauft, verliehen, vertauscht werden."

„Niemand soll, außer dem Convente, Gemach und Kammern haben, es sey denn mit des Hochmeisters Bewilligung."

„Bürgern und Bauern soll man nicht auf Zinsen leihen, bey Verlust des Geldes."

„Kein Bruder soll im Convente Federspiel (Falkenjad) oder Hunde halten, ausgenommen der Comthur und Haus-Comthur, doch mäßig, und sollen ihre Jagd nicht mit in die Kirche nehmen." (!)

„Nur auf zwey Nächte darf ein Bruder über Land reiten, und nicht weiter als bis auf das nächste Haus. Bey Gevatterschaften, Hochzeiten und andern Quaasen soll er nie sich einfinden."

„Im Rempter (Speisesaal) darf kein Würfel- oder Spiel um Geld, sondern nur Schachzabel und

Tschakunenspiel verstattet werden. Die Glocke soll Spiel- und Trinkgelag scheiden."

„Die Brüder sollen nicht zu halben oder zu fullen (vollen) trinken, auch nicht Bier messen (ausschenken), weil sich weltliche Leute sehr daran ärgern."

„Nacht-Collation und Frühworte sollen abgestellt, den Brüdern die Nothdurft gereicht, statt deren kein Geld gezahlt, kein Almosen vom Tische gegeben werden."

„Knechte oder Jungen zu halten, wird untersagt."

„Kein ungewöhnlicher Kleiderschnitt, keine russische Hüte, keine Verbrämung an den Taschen. Bey Tische sollen die Brüder nicht in kurzen Kleidern, sondern in zulassenen Mänteln erscheinen, wohlgezogen seyn, das Schweigen halten, dem Vorleser zuhören."

„Frühmetten darf niemand versäumen. Die Priester sollen ihre Zeit und Messe nach der Ordensregel halten; alle drey Wochen das Abendmahl austheilen; beym Lesen der Vigilien die Sylben fein absetzen, nicht eilen (plappern); Ordensbuch und Notteln wohl inne haben, weil sich die andern nach ihnen richten; die Sünder in der Beichte getreulich und herzlich strafen um Unkeuschheit, Ungehorsam und Eigenschaft" (Eigenthum).

„Eines Zwistes, der schon vertragen worden, soll Niemand förder erwähnen."

„Dem Widersetzlichen verbiethe man die vier Wände bis zu des Hochmeisters Zukunft."

„Wenn ein Franker Bruder in der Firmarie (Krankenzimmer) die letzte Oehlung empfangen hat, so soll man seinen Nachlaß versiegeln, und, wenn er stirbt, dem Treßler übersenden. Keiner darf ein Testament

machen, oder etwas auf dem Todtenbette verschenken, ohne Wissen und Bewilligung des Hochmeisters."

Diese Puncte und Conrads bittere Klagen über säumigen Gottesdienst beweisen zur Genüge, daß die Kreutzherren damahliger Zeit nicht viel mehr thaten, als schwelgen, jagen, spatzieren, reiten, wuchern, Geld zusammen scharren, Pferde handeln, spielen, sich putzen, und daß sie überhaupt jeder Art von klösterlichem Zwange so viel möglich auswichen. Zwar berühren die Extreme sich überall: wo unter einem Volke Ausschweifungen, Körper entnervend, im Schwange gehen, da finden sich gewiß auch finstere, Seelen zerrüttende Schwärmereyen. Achtzehn Brüder bekannten sich öffentlich zu der strengen Lehre eines gewissen Tauler, eines Dominicaner-Mönches, und verlangten vier Dörfer, um, einem alten päpstlichen Verbothe zuwider, sich abzusondern, um frommer Kasteyungen willen.

Aber Conrad dachte bloß darauf, die alte Zucht und Sitte wieder herzustellen, denn nur das vermochte der Unterthanen eingebüßte Ehrfurcht aufs neue zu erwecken. Gern setzte er auch seiner eigenen Macht Gränzen, verordnend, daß ein Hochmeister, seinem Eide gemäß, der Gebiethiger Rath befolgen solle. Gelang es ihm, den Eigennutz zu bekämpfen, das gefährliche Trachten nach Selbstbereicherung auszurotten, so verstopfte er dadurch die meisten Quellen übler Amtsverwaltung, Verwahrlosung der Güter und anderer Ungerechtigkeiten; denn es leben auf Erden nur wenige Ungeheuer, denen Böses thun Vergnügen macht, auch wenn es keinen Vortheil bringt; und es würde leicht seyn, das ganze Menschengeschlecht zur Tugend zu führen, wenn das Laster nichts mehr eintrüge.

Um des Ordens Eigenthum kennen und bewachen zu lernen, ließ Conrad jährlich Verzeichnisse machen, von besetzten oder unbesetzten Huben, der Zinsleute

Zahl, den Einkünften seiner Aemter; und wenn gleich diese Berichte das Verdienst gewissenhafter Treue nicht haben mochten, so erfuhr er doch genug um einzusehen, daß er tausend Mißbräuchen kräftig steuern müsse. Ein ernster Geist der Ordnung, Vorsicht und Gerechtigkeit lebt in den Satzungen, welche dahin zielen. Die Gebiethiger, so war sein Wille, sollten Getreide aufschütten in Gränzhäusern auf zwey Jahr. Es geschah säumig, und das schon vorhandene wurde veruntreut. Da verordnete der Hochmeister: „Die Beamten sollen das Fehlende alsobald ersetzen, müssen sie auch Hengst und Harnisch drum verkaufen. Nicht in fremden, sondern in des Ordens Speichern, sollen sie das Korn verwahren, denn nur von ihnen wird man Rechnung fordern."

Schärfer noch verfuhr Conrad mit einem Vogte, den er ehrlos machte, indem er allen Conventen laut verkünden ließ, der Unwürdige habe viel Gold und Kleinodien, aus dem Nachlasse des verstorbenen Hochmeisters, verheimlicht, unterschlagen.

Um die Wälder zu schonen, „die man ganz aus„thut, verkauft und durch Pechöfen wüste macht," sollten die Gebiethiger nur nach Nothdurft ihrer Aemter Bauholz fällen, nur Bruchholz verkaufen, und alle Pechöfen gänzlich abschaffen, außer in einigen sehr waldigen Gegenden. — Sogar bis auf die Bücher, die ein sterbender Bruder hinterließ, erstreckte Conrad seine Sorge; sie sollten nicht verkauft, sondern zu einem Bücherschatze gesammelt werden.

Keine Bedrückung der Unterthanen wollte er dulden. „Niemand," hieß es, „soll an Gerichtsgebühren mehr nehmen und fordern, als ihm von Rechts wegen gebührt, und dem Armen soll man darin Gnade thun."

„Mit ungewöhnlichen Scharwerken (Frohndiensten) soll man die armen Leute unbekümmert lassen. Wer Fuhren braucht, oder seinen eigenen Hof baut, der soll es auch mit eigenem Gelde thun.

„Nicht mehr als drey angestorbene Haken soll der Gebiethiger vergeben; keinerley Recht verschreiben; keine Dienste zusammen schlagen; kein bäuerisch Erbe zu Dienste machen; keiner Kirchenlehen sich anmaßen; keines Bruders Verlassenschaft antasten." —

Um diese heilsamen Verordnungen bey Kraft zu erhalten, sollten jährlich strenge Besucher durch alle Ordenshäuser gehen, welchen kein Bruder, bey seinem Gelübde, verschweigen durfte, woran er des Ordens Schaden erkenne.

Solches alles wurde befolgt im ersten Jahre, und Conrad, länger lebend, hätte gewißlich Früchte seiner klugen Maßregeln geerntet; oder, wenn sein Geist auf seinem Nachfolger ruhte, so wäre des Ordens kranker Körper bey so strenger Lebensordnung sicher genesen. Freylich trug der Brüder größte Zahl die ungewohnte Strenge murrend, und man könnte jene Stimmung, welche unter ihnen herrschte, wohl mit der der prätorianischen Leibwache vergleichen, als Pertinax die Kriegszucht wieder herstellen wollte. So wie dort, mußten hier des Regenten Gemeinsinn, der Gehorchenden Mißbräuche in die Augen leuchten; so wie dort, wagten die letzteren auch hier nur heimlichen Spott, und wenn sie nicht, wie dort, mit Gewaltthaten sich besudelten; so war es minder Ehrfurcht vor Religions-Gelübden, als ritterliche Scheu vor Beschimpfung, die den gezückten Dolch zurück hielt.

Achtzehntes Kapitel.

Conrads Verhältnisse mit dem Deutschmeister.

Fast mehr Schlauheit, als einem Biedermanne ziemte, bewies Conrad, indem er die hochmeisterlichen Rechte gegen den Deutschmeister nicht männlich behauptete, sondern zu erschleichen suchte. Durch Nachgiebigkeit räumte er den härtesten Stein des Anstoßes aus dem Wege, als er beym Antritte seiner Regierung, im großen Capitel zu Marienburg, die Statuten Werners von Orselen förmlich bekräftigte. Allein er that es ungern, und wandte sich heimlich an den Papst, um seinen eigenen Schwur zu vernichten. Diese Verhandlung mag leicht in Conrads redlichem Charakter als ein Flecken erscheinen, den der Geschichtschreiber nicht zudecken soll.

„Ihr wißt," — schrieb er an den Ordensanwald zu Rom — „Ihr wißt, was Eberhard von Sansheim vormahls gethan, auch daß er die Statuten, wie man spricht, vom Kaiser bestätigen lassen. So ist euch wohl noch indächtig, da wir zum ersten Meister wurden, was Anfechtungen wir von demselben Eberhard von wegen der Statuten hatten, und wollten wir Eintracht und Frieden haben in unserm Orden, drang er uns dazu, nach seinem Willen, ein sonderlich Statut zu versiegeln." Weil nun aber die Bestätigung weder dem Kaiser noch dem Concilium gebühre; so soll der Anwald sich bemühen, daß, Trotz der Verliebungen und Versiegelung, die Sta-

tuten widerrufen werden, auch erinnern, daß schon Papst Eugen die Bestätigung verweigert habe. Er soll es aber heimlich betreiben, „damit die in Deutschland nichts davon erfahren."

Der Anwald gehorchte. Sein Bemühen war nicht fruchtlos: Papst Nicolaus gab den preußischen Bischöfen Vollmacht, Werners Statuten aufzuheben: weil nicht selten das heilsam Geglaubte zum Schaden gereiche; ja er trieb die Gefälligkeit so weit, zu erklären: daß er diesen Schritt, nicht erbethen, sondern aus eigener Bewegung thue. Zugleich vernichtete er alle Eide, alle Bestätigungen, welche bindend scheinen möchten.

Gewalt ohne Rechenschaft muß wohl unwiderstehlich reitzen, weil selbst der offenste Mann seines Zeitalters durch ihren Zauber zum Häuchler wurde. Freylich war der Orden in Deutschland widerspänstig; was Paul Rußdorff nachsichtsvoll übersehen hatte, wollte man nunmehr zur Regel machen.

Unter Conrad von Jungingen geschah es zum ersten Mahle, so viel man weiß, daß die Gebiethiger in Deutschland, nach dem Tode ihres Meisters, den fränkischen Land-Comthur Egloffstein, und zwar nur diesen Einen wählten, dessen Bestätigung sie geradezu vom Hochmeister heischten; dieß Mahl um so minder Widerspruch erwartend, da dieser Egloffstein ein Bruder des Bischofs von Würzburg, eines bekannten und geehrten Ordensfreundes war. Sie täuschten sich in ihrer Hoffnung nicht. Auf gleiche Weise war, in den letzten unruhigen Jahren Michael Küchmeisters, Eberhard von Sansheim Meister geworden; denn darauf gründete sich der Vorwurf, den Paul über seine Wahl ihm machte.

Als nun der alte störrische Mann starb, wählten die Deutschen abermahls nur Einen, er hieß Eberhard von Steten, und Conrad, seinem Geiste der Mäßigung getreu, verweigerte die Bestätigung zwar nicht, doch mit Vorbehalt, daß man künftig die alte Regel nicht verletzen sollte. Dennoch übten sie, kaum ein Jahr nachher, bey der Wahl des Jost von Venningen, das angemaßte Recht von neuem aus, sprechend: wir wollen keineswegs der Macht und Würde des Hochmeisters Eintrag thun, sondern nur Zwiespalt verhüthen. Conrad, in die Zeit sich fügend, ließ die kahle Entschuldigung gelten; erinnerte bloß den neuen Meister, gegen seine Brüder und Beamten mit gleicher Strenge als in Preußen zu verfahren: doch der redlichste Fürst müht sich vergebens, wenn er den Vollstreckern seines Willens nicht Gemeingeist einzuhauchen vermag.

Neunzehntes Kapitel.

Conrads Tod.

Damit die gehässige Mönchs-Aristokratie sich selbst zerstören möchte, beschloß das Schicksal, den weisen Conrad ihr zu entrücken. Schon lange hatte seine starke Seele gegen den schwachen Körper gekämpft; schon lange mußte er in Rom um die Vergünstigung bitten, Fleisch und Milch essen zu dürfen, weil ihm Fisch und Fastenspeise „Gott weiß sehr zuwider sey."

Dann begehrte er vom Papste, für klingende Gebühr, Lossprechung von allen Sünden, „darauf wir „ein Gewissen haben würden, wie die auch wären, groß „oder klein." Doch der redliche Mann fügte sogleich hinzu (in seinem Schreiben an den Ordensanwald), „Ihr dürft Euch nicht befahren, daß wir turstig oder mit Vorsatz darauf sündigen wollten, denn wir uns selbst ungern vorleiten mögen." Das Gesuch entsprang nur aus dem Gefühle zunehmender Schwäche. Schon ein Mahl hatte ihn der Schlag gerührt; dennoch wollte er seiner nicht schonen, die jährliche Umreise in eigener Person vollbringen; da traf ihn zu Graudenz der Schlag zum zweyten Mahle. Er ließ eine Strecke weit sich fahren, ritt dann wieder, „wiewohl gar übel," bis nach Thorn und Sthum, nicht achtend seines Hofgesindes Warnung. Jetzt verließen ihn die Kräfte, man fuhr ihn vollends nach Marienburg.

Sogleich traten die Gebiethiger haufenweise zusammen, um sich zu berathen, nicht wie etwa, nach Con-

rads Tone, des Ordens Gebrechen mit gleicher Klugheit möchten zu heilen seyn; sondern nur, wie man den verhaßten Bund zerstören könne. Zwar gab es auch noch manche rechtlich Denkende, welche meinten; man könne den Bund wohl ungeprüft lassen; sey er doch keine Verschwörung, nur eine Schutzwehre, durch mancherley Unfug den Unterthanen abgenöthigt, und keinem zu verargen, so lange die Natur jedes Thier mit Waffen rüste, um gegen seinen Unterdrücker sich zu sträuben. Eigenmacht werde, selbst durch verjährten Besitz, nie zu Recht gestämpelt. Man solle nur verhüthen was den Bund gestiftet, Verträge halten, und jährlich zu Gerichte sitzen über Groß und Klein, keinem zu Liebe noch zu Leide, so werde der gefürchtete Bund allmählich von selber schwinden.

So dachten die Weisesten. Andere hingegen murrten: Conrads Nachsicht sey dem Orden schimpflich gewesen; Eigenmacht, in die der Bund gegriffen, der Oberherrschaft erstes Recht, das zu beprüfen dürfe sich kein Unterthan heraus nehmen. Gelindigkeit habe den Bund beherzter gemacht. Nur durchgedrungen, die Häupter gefaßt, Strenge gehandhabt, so würden die übrigen bald kleinlaut sich zum Ziele legen.

So waren die gesinnt, die zu Mewe sich versammelten und beschworen, daß der künftig gewählte Meister den Bund vernichten sollte, es möge daraus entstehen, was da wolle.

Darauf gingen sie, dem alten Herkommen gemäß, zu dem siechen Hochmeister, um seinen Rath zu vernehmen, wegen eines würdigen Nachfolgers. Sie hoben das Gespräch mit höflicher Klage über seine Krankheit an, ihn vertröstend auf die Macht Gottes, die alles noch zum Besten wenden könne. Da sprach

Conrad die strafenden Worte: „Ich habe in meinem Amte von Euch und Andern so wenig Freude erfahren, daß ich wohl krank werden müßte, wenn ich es noch nicht wäre. Mir ist so wohl, ich begehre nur zu sterben. Gott vergebe mir meine Sünde!“

Als sie ferner einen Rath von ihm heischten, wenn man, im Falle seines Hinscheidens, zum Verweser des armen betrübten Landes erkiesen solle? da antwortete der Hochmeister:

„Unter Euch sind zwey, die vor andern darnach trachten. Nehmt ihr Heinrich Reuß von Plauen, so habt ihr Krieg und Aufstand. Dasselbe möchte erfolgen, wenn ihr meinen Vetter Ludwig wählt, der sich selber nicht zu rathen weiß, und immer thun wird, was die Meisten begehren, oder die am lautesten schreyen. Ich dürfte Euch wohl rathen zu Herrn Wilhelm von Eppingen, Comthur zu Osterode, der ist ein sanftmüthiger, friedliebender Mann, der das Land mit Treuen meinet. Aber was nutzt mein Rath? es ist doch umsonst, denn ich weiß, was ihr beschlossen habt. Uns steht groß Unheil bevor um unserer Sünden willen. Wir achten nicht des Gottesdienstes, leben in Uebermuth, und jeder thut, was ihn gelüstet. Wollte Gott, ich wäre in ein Carthäuser-Kloster gezogen, mir wäre nun viel besser. Gott erbarme sich des armen Landes! Er hat es uns gegeben, so sehet zu, daß er es nicht wieder nehme.“ —

Nach dieser beweglichen Rede kehrt er sich gegen die Wand, jammerte und seufzte. Da segneten ihn die Gebiethiger und gingen davon, einige ihn kleinmüthig scheltend, andere mit niedergeschlagenen, bethränten Augen, und den Seufzer auf der Lippe: Jesus Maria steh uns bey!

Der edle Conrad starb, und nahm nur das Bewußtseyn erfüllter Pflicht, ach! nicht die Hoffnung segenreicher Folgen mit aus der Welt. Er ist der letzte Hochmeister, dessen Gebeine in der Gruft zu Marienburg ruhen. Fester, unbestochener Sinn in jeder Lage seines Lebens; strenge Gerechtigkeit im Lande; ein stilles verständiges Wirken außer Landes; ununterbrochene, väterliche Sorgfalt für die Geringsten wie die Ersten seiner Unterthanen; ein milder Ernst, ein thätiger Wille, um alle Mißbräuche auszurotten; das sind die Blumen, die — schöner und freudiger als blutiger Lorber — seine Gruft umgrünen.

Zwanzigstes Kapitel.

Ludwig von Erlichshausen.

1450 — 1467.

Uneingedenk der Warnung des Sterbenden, wählten die Gebiethiger seinen Brudersohn Ludwig von Erlichshausen. Anfangs war die Wahl zwiespaltig, denn viele gaben ihre Stimmen dem Heinrich Reuß von Plauen; aber dieser hinterstellige Mann begab sich aller Ansprüche zu Gunsten seines schwachen Neffen, den zu beherrschen, wenn auch minder rühmlich, doch sicherer schien.

Die Stände beschlossen, dem neuen Meister zu huldigen, aber mit denselben Worten wie seinem Vorfahren; dabey auf Bundesbestätigung, und was dem anhing, ernstlich zu dringen. Im Orden riethen Manche kluges Nachgeben, wenigstens zum Scheine, bis auf gelegenere Zeit. Andere tobten, vor allen der Deutsch-

meister Jost von Venningen, der jede freundliche Maßregel trotzig verwarf, zu offener Gewalt rieth, kräftigen Beystand versprach, sich vermessend, er wolle vor Papst und Kaiser des Ordens Rechte vertreten. Die Stände erfuhren bald des ungestümen Mannes Aeußerungen. Sie beschwerten sich darüber bey dem Hochmeister, der sie ungütig empfing, ja die Worte sich entfallen ließ: „Ich will es Euch gedenken, sollte ich auch noch zehn Jahr und länger leben.“

Solche Drohworte stärkten nur des Bundes Einigkeit und mehrten Erbitterung, die ohnehin durch den Bischof von Heilsberg neuen Zunder empfangen hatte. Dieser hochfahrende Prälat erlaubte sich viel Unrecht gegen seine Städte, wollte aber vor keinem andern Richter stehen als dem Papste. Auch machte er seinem Mitbruder, dem Bischofe von Leslau, bittere Vorwürfe, daß er nicht mit Ernst die Aufrührer strafe. „Hart aber wahrhaft,“ so rief er ihm zu, „ist der „Ausspruch des heiligen Augustins: ein Prälat, der „nicht der Unterthanen Laster züchtigt, ist mehr einem „schamlosen Hunde als einem Bischofe zu vergleichen. „Wer zu bekannten Verbrechen schweigt, der hat darein gewilligt. Unwissenheit entschuldigt den Hirten „nicht, dessen Schafe der Wolf verzehrt; denn er soll „wachen!“

Durch versagtes Recht und solche Schmähungen erbittert, sprachen die Stände kühn zu dem Hochmeister: „könnt Ihr nicht des Bischofs Richter seyn, so erkennen wir Euch auch nicht für seinen Beschirmer, und wollen fortan selbst mit ihm zu thun haben, sollte es auch Hälfe kosten.“

Ein drohender Wink, denn so dreist hatten sie noch nie von bewaffneter Selbsthülfe gesprochen. Wirklich unterhandelte der Bund auch schon in diesem Jahre mit einem böhmischen Herrn, um auf jeden Fall 800

Reiter zu seinem Dienste bereit zu halten. Die Kreutzherren hingegen neckten und reitzten unaufhörlich, bald durch schnöde Worte, bald indem sie ihre Reiter in die Nachbarschaft der Städte verlegten, zu unleidlicher Bedrückung.

So stand es in Preußen, als eines Tages der Hochmeister zu Elbing erklärte: es sey ein päpstlicher Legat unter Weges, um merkliche Sachen zu verhören, die dem heiligen Vater angebracht worden, besonders etliche Artikel wider die Kirche und den christlichen Glauben. Die Stände fragten: welche? Ludwig schützte Unwissenheit vor. Der Päpst sey erzürnt, weil die Rede gehe, man wehre den Leuten nach Rom zu ziehen. Aber er wußte es besser, denn Nicolaus der Fünfte hatte ihm geschrieben: „Ich sende dir meinen Bothen, um diese Pest auszurotten.“ Er meinte den Bund, dessen Ursprung und Rechtlichkeit ihm doch mehr als zu bekannt war, denn in einem Schreiben an den Erzbischof zu Riga gestand er selbst: „der Orden habe nachlässig regiert und treibe es ferner so. Statt die Unterthanen durch väterliche Milde zu gewinnen, habe er, jetzt wie vormahls, sie gedrückt: aus solcher üblen Herrschaft sey der Bund erwachsen.“ Welch ein Triumph für die Bundesgenossen, wäre dieses päpstliche Bekenntniß ihnen kund geworden.

Bald erschien der Legat wirklich, ein portugiesischer Bischof, der wollte richten mit Kraft und Macht über saumseligen Gottesdienst, Schmälerung der Kirchenfreyheiten, übles Regiment, Verschwörungen, heimliche Bündnisse; schon vor angehobener Untersuchung drohend mit Bann und Kirchenzucht. Ludwig trug es Land und Städten vor, und stellte sich verwundert, als habe er nichts von alle dem gewußt. Doch hatte er selbst dem Papste vorgespiegelt: durch den Bund würden Laien Richter über Geistliche.

„Wir haben Euch gehuldigt," war die Antwort, „so ist Eure Pflicht uns zu vertreten gegen Achter=Reden. Nennt uns die Verleumder." — Ludwig erklärte: dem Papste zu widersprechen, sey Todsünde.

„Ist unser Bund gemeint," fuhren jene fort, „so wisset Ihr wohl, daß wir ihn geschlossen mit Wissen und Willen Paul Rußdorffs, auch hat Euer Vetter Conrad ihn bestätigt; ja Ihr selbst habt unsere Privilegien erneuert, ohne Klagen über den Bund. Was uns dazu gedrungen, ist männiglich bekannt, darum wir keine Verschwörer sind. Der Bischof von Heilsberg will das Land in Unglück bringen. Wir bitten mit Ernst: vertretet uns gegen Gewalt oder Bann; sonst müssen wir selbst vor Papst und Fürsten unsere gerechte Sache führen, woraus dem Orden wenig Ehre erwachsen möchte."

Da fuhr Ludwig zornig heraus: „kein ehrlicher Mann hat jemahls Euren Bund gebilligt, und ich will ihn nimmermehr gut heißen. Wollt ihr Bannfluch vermeiden, so gehorcht!"

Durch seine Heftigkeit geschreckt, entsagten auf der Stelle Marienburg, Thorn und Conitz dem Bunde, ersuchten, ihre Unterschrift zu löschen, ihre Siegel abzunehmen. Aber die Büger jener Städte bezüchtigten ihre Gesandten des Kleinmuths, gaben ihr Vollwort nicht zu der Entsagung, und die Bundesglieder gelobten sich aufs neue Beharrlichkeit: sie wollten, Trotz Acht und Bann, Alle für Einen stehen.

Ludwig rieth dem Legaten, Hans von Bayfen die Ehre zu geben, und sich zuerst mit dem allein zu besprechen, damit er vielleicht, als von sich selbst, den Halsstarrigen vorstelle: „es sey doch billiger und redlicher, wenn der Legat nichts zu strafen fände." Ob der stolze Bischof von Silva diesen Rath befolgte, ist unbekannt; wenn es geschah, so blieb es fruchtlos.

Land und Städte, von ihrem Herrn verlassen, traten dem Fantom der päpstlichen Allmacht keck unter die Augen, und gaben die beherzte Antwort:

„Wir sind keine Antaster von Kirchenfreyheiten, wir haben mit nichten den Gottesdienst geschmälert, vielmehr bey heidnischen Völkern, unsern Nachbarn, über hundert Meilen weit denselben ausgebreitet. Wir haben Kirchen, Klöster, Almosen gestiftet, und was der Krieg zerstörte, neu erbaut. Viel Volks aus Preußen ist zum Jubeljahre nach Rom gewallfahrtet, aus Danzig allein zwey tausend Menschen, die haben dort viel Geld gelassen. — Wir sind auch keine Verschwörer, wagten oft Leib, Gut und Blut für unsere Herrschaft; darum wir billiger zu loben wären, als zu schelten."

Das gefiel dem Legaten übel. „Habt ihr Gutes gethan," sprach er, „so war das Eure Schuldigkeit. Doch daß ihr Geistliche an Euer Gesetz und Ordnung knüpfen wollt, ist gegen Gottes Geboth! Darum stellet mir unbedingt das Erkenntniß über Euren Bund anheim."

Da redete Hans von Bayfen mit geschwollenem Herzen: „Hüthet Euch! es möchten Dinge auf die Bahn kommen, dem Papste selbst unlieb zu hören, dem Orden aber zu keiner Ehre und Glimpf. Besser wir schweigen. Ist jedoch ein Artikel unsers Bundes, der den Orden zu rechtlicher Beschwerde veranlassen möchte, so nenne er den, daß wir gütlich darüber handeln."

Die letzten friedlichen Worte vernahm jetzt der Orden nicht ungern, denn der hochfahrende Legat mischte sich auch in weltliche Händel, und ließ verlauten, es gebühre nur dem Papste, Preußen zu regieren, denn der habe die Kreutzherren damit belehnt. Darum sie gern mit Ehren sich seiner entledigt hätten. Auch zog

er bald unwillig ab, vermerkend, daß die mannhaften Preußen nicht, wie die knechtischen Römer, vor den geistlichen Waffen zitterten. — So war abermahls durch diese Anzettelung nichts errungen worden, als allein der Stände festere Verkittung.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Neue Bundesanfechtungen.

1451. Wohlan, gedachten Ludwigs Rathgeber, wir wollen den verhaßten Bund mit List angreifen; wir wollen seine Hauptbeschwerde aus dem Wege räumen, doch also, daß es ihm nicht fromme. Und sofort schrieb der Hochmeister den oft begehrten Gerichtstag aus, der sollte binnen vierzehn Tagen über jeden Zwist, jede Klage, seit Anbeginn seiner Regierung erhoben, zu Elbing gehalten werden.

Die Stände erschienen zwar, widersprachen aber: „Die Richter sind nicht so erkohren wie bedungen worden; die bestimmte Frist war zu kurz; wir bitten um vier Wochen, damit ein jeder seine Klagen auffetzen, vorbringen, begründen möge; auch müssen alle seit Jahren eingerissene Uebel zur Sprache kommen.“

Finster und kurz erwiederte Ludwig: „Wir sitzen allhier zu Gericht, wie ihr oft begehrt; so rede nun, wer reden mag.“ Die Stände wiederhohlten ihre Einwendungen; da standen die Gebiethiger sämmtlich auf, erklärten, es sey niemand erschienen, der über sie klagen könne oder wolle, und gingen davon.

Hatte man durch dieses Gaukelspiel die Herzen der Unterthanen nur noch mehr entfremdet, so konnte man

doch nun an auswärtigen Höfen dreist behaupten: Wir haben alles gethan, um die Zwietracht zu tilgen. Dieser Vorspiegelung verdankte der Orden vielleicht mehrere Schreiben der Churfürsten an die Städte, in welchen ihr Bund als Aufruhr geschildert, sie unter harten Drohungen ermahnt wurden, davon abzulassen. Selbst Kaiser Friedrich, uneingedenk seiner Bestätigung, sprach von Geld- und Leibesstrafen. Endlich rollte auch der Donner des Vaticans. Sehr streng verwies Nicolaus dem Hochmeister seine Gelindigkeit. „Die Ungehorsamen," rief er, „sind ärger als Heiden! willst du nicht mit dem Schwerte drein schlagen, so bist du ein Feind der heiligen Kirche, machst dich verdächtig, gleich deinen Vorfahrern, der gottlosen Verschwörung beyzustimmen."

An den Bischof von Samland schrieb er: „sein Gemüth sey sehr bewegt; der Bischof solle die Bundesgenossen vor sich laden, ihnen die Kirchengesetze sammt der Carolina erklären, sie abmahnen und vom Bundeseide entbinden, di do nicht Eyde sundern Leichtfertigkeit seyn unmächtig und eitel. Den Besserunggelobenden solle er heilsame Bußen auflegen, die Widerspänstigen mit dem Banne bedrohen, zum abschreckenden Beyspiele für andere, wenn sie sehen werden, das nicht alleyne wir, sundern alle Christenfürsten und Volk so swerlich widder sie seyn werden."

Die Folgen dieser Drohungen sind mit wenigen aber kräftigen Worten also verzeichnet: deßhalb viele wilde Rede uffm Rathhaus geschehn, und viele Herzen wurden erbittert.

So standen nunmehr eine geringe Zahl von Städten, deren Nahmen zum Theile in fremden Landen kaum gehört worden, gegen Papst, Kaiser, Churfürsten und

Landesherren; einzeln unvermögend, vereint unbezwinglich durch Muth, Beharrlichkeit und das erquickende Gefühl einer gerechten Sache. „Vertheidige uns gegen kränkende Bezüchtigungen," forderten sie vom Hochmeister, „oder gib uns Rath, wie wir es wenden mögen; wir wollen gern dir folgen."

„Kaiser und Fürsten," antwortete Ludwig, „begehren nichts Unbilliges. Thut Euren Bund ab, so wollen wir Euch eine kräftige Verschreibung geben. Alles sey vergessen. Jedem werde sein Recht, und ein Oberrichter, über den wir künftig uns vereinen wollen, entscheide, wo an unserm Urtheile Euch nicht genügt."

Diese Worte schienen gut gemeint, und überraschten um so mehr, da Ludwig auf der Stelle den Entwurf der angebothenen Verschreibung vorlegte. Es muß in einer guten Stunde ihm Ernst damit gewesen seyn, denn er that es wider den Rath und schriftliche Verwarnung mehrerer Gebiethiger, die, in einem langen Bedenken, zu allerley zweyzüngiger Falschheit ihn verleiten wollten.

Die Stände fuhren fort, den Bund zu vertheidigen, beriefen sich auf das Beyspiel Schwedens, äußerten auch wenig Vertrauen zu oft geschehenen Erbiethungen; allein sie fühlten doch, der Vorschlag lasse nicht geradezu von der Hand sich weisen; darum prüften sie den Entwurf, vielleicht nur um Zeit zu gewinnen, denn sie gaben ihn zurück, mit der nichtig klingenden Bemerkung: er sey zu kurz gefaßt. Bereitwillig setzte Ludwig eine längere Schrift auf, hinzu fügend: wenn auch diese noch nicht lang genug sie bedünke, so möchten sie selber eine entwerfen. Das geschah. Allein der jährlich bedungene Gerichtstag, den sie am Schluße hinzu setzten, verdarb alles. Ludwig weigerte sich dessen.

unter dem neuersonnenen Vorwande: nur ein Mahl ihn zu hägen sey zugesagt worden.

Er begehrte, die Abgeordneten sollten sein redliches Erbiethen auch redlich an die Stände bringen. Es ward versprochen. Doch ihrem Worte wenig vertrauend, sandte er selbst Gebiethiger in alle Städte, um seinen Entwurf den Bürgern auf dem Rathhause vorzulesen. Dennoch blieb der Antrag ohne Erfolg, obgleich selbst Hans von Baysen dem Orden beytrat, denn er meldete dem Hochmeister: der Zeitpunct sey bequem den Bund abzuthun, und gelobte Hülfe. War es ihm Ernst? — Viele zweifelten, und der Comthur zu Thorn warnte vor dem gefährlichen Manne.

Der Unterthanen verlornes Vertrauen gleicht dem ausgerissenen Baume: das Wankende mag man wohl stützen, und langsam neu befestigen, das Entwurzelte nimmer. Wie wenn ein Kohlenbergwerk in Brand geräth, und Jahre lang um sich greifend fortglimmt, so Zwietracht im Volke.

Markgraf Friedrich von Brandenburg erboth sich 1452.
zu gütlicher Vermittelung, ein Gleiches that Friedrich von Sachsen. Jener sandte den Bischof von Lebus, dieser die Herren von Einsiedel und Schömberg. Es war umsonst. Ludwig nahm sie gern auf, die Stände speisten sie mit höflichen Worten ab.

Des Bundes Sprecher traten aufs neue vor den Hochmeister mit bitterer Klage: „Durch Bestechung, Verheißung, Gewalt und Drohung trennt man viele von unserm rechtlichen Bunde. Fürsten und Herren nennen uns Aufrührer. Pfaffen und Mönche schelten uns von den Kanzeln untreu und meineidig. Wir haben viel erlitten von Tatarn, Hussiten und andern grausamen Feinden, doch sind wir nimmer so hart bedrängt gewesen, als leider jetzund von dem Orden selbst. Als Ihr in verflossenen Jahren eigenen Zwist

Land und Städten anheim gestellt, und wir uns dessen freundlich unterwunden, da war unser Bund rechtlich und löblich, nun aber sollen wir Verräther seyn. Darum bitten wir Euch mit Herzenswehmuth, uns vor Lästerungen zu schützen. Wollt Ihr uns abermahls ohne Trost entlassen, so müssen wir selber zu kräftigen Mitteln schreiten."

Aber Ludwig gab keine Antwort, schützte eine Reise nach Pommern vor, und daß er eben seine Räthe nicht bey sich habe. Kaiser Friedrich drohte aufs neue. Der Papst befahl, die Widerspänstigen in den Bann zu thun, wenn nicht binnen sechzig Tagen Gehorsam erfolge. Dennoch blieben die Stände festes Sinnes, und gaben fast die Hoffnung auf, von einem Hochmeister Frieden zu erringen, der, jedem frommen Manne zum Gräuel, in unversöhnlichem Hader mit seinem leiblichen Bruder lebte.

Ja, zu wem sollte der Bund Vertrauen fassen? Dem Meister glichen die Brüder. Beyspiele mögen reden. Der Comthur zu Balga gestand dem Hochmeister, er habe keinen in seinem Convente, der zu einem Amte tauglich wäre; keinen, der mochte sere notze seyn eyn Haws zu halden adder davor zu rathen." Dieselbe Klage führte der Comthur zu Osterode, obwohl er acht und zwanzig Brüder in seinem Convente zählte. Ein anderes Mahl bath er um Bestrafung eines Widerspänstigen, weil der sonst wohl in seinem tummen turstigen Sinne glauben möchte, es werde ihm auch so geringlich ausgehn als einem gewissen Trogseß. Also wurde nicht jeder Frevler bestraft. Zügellosigkeit, stolze Dummheit, Trunk und Wollust fanden in der Regel bey den Kreutzherren sich vereinigt, und selbst der, dessen Kreutz sie als Ehrenzeichen trugen, mußte Schmach von ihnen erdulden.

Zu Rheden verfolgte ein trunkener Ordensbruder seinen Feind bis in die Kirche, ja bis zum Hochaltar, wo eben Gottesdienst gehalten wurde, und schimpfte weidlich, als die Priester seinem Frevel Einhalt thaten. Auch zu Stargard klagten viele Edle über Raub, Gewalt und Unrecht der Beamten. Wo eine Stimme sich erhob, da fluchte sie dem Orden; wo eine Wehklage laut wurde, da jammerte sie über den Orden. Der gab den Fluch zurück und spottete des Jammers. War es folglich den Ständen zu verargen, wenn Ludwigs Versprechungen, für deren Erfüllung niemand bürgte, keinen Eindruck auf sie machten? — Seinen glatten Worten widersprach laut so manche seiner Handlungen. In fremden Ländern, England, Brabant, wo er Schadenersatz für erlittenen Seeraub forderte, sprach er allein für Ordensdiener, nicht für den bedrängten preußischen Kaufmann; ja er bath sogar den König von Dänemark, diesen im Sunde zu berauben, weil er die Unterthanen nicht bezwingen könne.

So wuchs die Erbitterung zu einer furchtbaren Höhe, und keine damahls kundgewordene, mährchenhafte Prophezeyung eines Eremiten, oder der heiligen Brigitte, war vonnöthen, um den Ausgang einem klugen Manne zu verrathen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Der Bund beruft sich auf den Kaiser.

Ludwig, bloß ein Werkzeug seines Mutterbruders, Heinrich Reuß von Plauen, sah nur mit dessen Augen, sprach nur durch dessen Mund. Erst zwey Monath nach jener letzten männlichen Vorstellung erfolgte die schlaue Antwort:

„Seit Jahren haben wir mit einander gezwistert, mündlich, schriftlich. Was uns recht und billig dünkte, hat euch mißfallen, was ihr uns angemuthet, war uns zuwider. So ist der Welt Lauf. Niemand mag unparteyisch in eigener Sache richten. Nun heißt es ja in eurem Bunde ausdrücklich: so Jemand ergeweltigt würde, der soll sich zu Recht berufen, und am Rechte gnügen lassen? Wohlan! seyd ihr noch des Sinnes, so laßt uns einen Schiedsrichter wählen, Papst, Kaiser oder sonst einen christlichen Fürsten, oder die Prälaten dieses Landes, oder gottesfürchtige, unparteyische Männer, die wir zuvor von ihrem Unterthaneneide entbinden wollen. Könnt ihr solches mit Ehren versagen, ohne selbst einer schlimmen Sache euch schuldig zu geben?“

Das klang in der That so friedlich und billig, daß die Weigerung der Stände ein ungünstiges Licht auf ihre Rechtlichkeit werfen mußte. Allein sie hatten doch triftige Gründe, es abzulehnen. „Wir scheuen keineswegs das Recht,“ so sprachen sie, „aber wo sollen wir unverdächtige Richter finden? Von allen, die Ihr

genannt, sind wir bereits gehaßt, von Allen verurtheilt, Dank sey es Euern öffentlichen Ausschreiben und heimlichen Werbungen. Einheimische redliche Männer dürften leicht in Furcht gerathen, wegen Gefahr ihres Leibes und Gutes. Ist Euch jedoch ein herzlicher Ernst um Frieden, so wählen wir zum Richter den König von Pohlen und dessen Räthe, und wollen gern das Recht walten lassen."

Gegen diesen Vorschlag äußerte Ludwig entschiedene Abneigung. „Nun so werden wir unsere Bothen an den Kaiser abfertigen," war der Stände letztes Wort, „und mag Ew. Gnaden uns nicht verargen, wenn wir vor des Kaisers Throne unsere Unschuld darlegen."

Es scheint seltsam, daß der Bund jetzt so rasch auf den Kaiser sich berief, der ihn selbst vor Kurzem noch rebellisch nannte, und dessen Richterstuhl vor wenig Jahren er so ängstlich scheute; allein Erfahrung hatte seitdem gelehrt, daß die kaiserlichen Räthe, nicht unempfindlich gegen reiche Gaben, ihren Schutz auch Unterthanen gegen Fürsten angedeihen ließen. Dreist ernannten sie daher Gesandten an Friedrichs Hoflager.

Ludwig, obgleich er selbst in seiner Rede auch den Kaiser zum Schiedsrichter vorgeschlagen hatte, suchte jetzt die Abreise der Machtbothen bald zu hindern, bald zu verzögern. Sie blieb jedoch beschlossen und erfolgte wirklich, auf Kosten der Stände, die nach Kräften dazu beysteuerten.

So wurde die Gährung im ganzen Lande von Tage zu Tage heftiger. Naher Ausbruch drohte. Klagen, Schmähungen, ließ der Orden im ganzen Reiche erschallen, schrie und warb um bewaffnete Hülfe, versah die Schlösser mit Wehre und Mundvorrath. Ein Gleiches thaten die Stände. Von beyden Theilen wurden seltsame Reden geführt. Die Kreutzherren spra-

chen unverhohlen: die Preußen sind unsere leibeigenen Knechte, die wir mit dem Schwerte gewonnen, oder im Kriege gefangen haben. Jene erwiederten: die Kreutzherren sind geitzige Tyrannen, die man aus dem Lande jagen muß. Dem Hochmeister war nicht wohl dabey zu Muthe; er hätte gern den bösen Zungen gewehrt. Zu Danzig hatte man ausgesprengt, er wolle die Stadt mit böhmischen Söldnern überfallen. Dem widersprach er heftig, befahl auch dem Comthur, die Gemeinde zu vermahnen, daß sie solchen boßhaften Mährchen keinen Glauben beymesse. An die großen Städte schrieb er freundlich: man solle von beyden Theilen feindliche Worte und Anstalten unterdrücken.

Indessen kamen die Gesandten glücklich nach Wien, überreichten köstliche Geschenke, vertheidigten den Bund, und bathen um des Kaisers richterliche Entscheidung. Auch der Orden hatte seine Bothen eilig abgefertigt, um der Stände Anschläge zu hintertreiben. „Es bedarf keines Rechtsganges," sprachen diese, „denn des Bundes Ursache ist todt, so soll auch der Bund todt seyn."

Mit nichten, erwiederten Jene und beharrten auf ihrer Bitte. Da lud der Kaiser die Parteyen auf Johanni des künftigen Jahres.

Für ein Geschenk von 5400 Gulden bestätigte er den Ständen ihre Privilegien, verlieh Schutz gegen Vehmgerichte, gab ihnen das Versammlungs- und Besteurungsrecht, sammt dem Befugnisse, Machtbothen auszusenden. Große Vergünstigungen, gleich landesherrlichen Rechten, vom Bunde ohne Verzug zu einer Geldsammlung benutzt, welche ihm ein merkliches Uebergewicht verschaffte, es mochte mit der Feder oder mit dem Schwerte gefochten werden; denn selbst Arme, die von ihrer Handarbeit sich nährten, mußten beysteuern und thaten es willig, indessen der Hochmeister gezwungen war, des Ordens Besitzungen anzu-

greifen, da seine Einkünfte größten Theils nur von Bewilligung der Stände abhingen. Der Deutschmeister sollte Geld schaffen; der hatte aber selber zu eigener Nothdurft borgen müssen. Der Meister von Liefland schützte Pest und Mißwachs vor. Der Obermarschall suchte vergebens überall zu leihen, und schrieb: selbst der Bischof habe nicht mehr als 40 Gulden und 50 geringer Münze bynnen addir buissen Hawses. Goldmacher bothen ihre Dienste an, und entschädigten den Orden schwerlich für den Verlust der ermländischen Pfründen, die, vom festen Conrad mühsam erkämpft, vom schwachen Ludwig wieder aufgegeben wurden.

Triumphirend kehrten die Bundesgesandten zu- 1453.
rück, und überbrachten dem Hochmeister die kaiserliche Ladung, sammt strengem Verbothe, bis zur Entscheidung nichts wider den Bund zu unternehmen.

Ludwig begehrte die Bestätigung der Privilegien zu sehen. Da erklärten sie in bittern Worten: „Eure Gebiethiger haben fast in allen Städten Bürger und Landschaft versammelt, öffentlich vorgebend, was wir zu Wien gehandelt, sey lauter Lug und Trug. So bedünkte uns nicht vonnöthen, Ew. Gnaden die Briefe vorzuweisen, sondern möchte besser seyn, auf dem angesetzten Rechtstage sie darzulegen. — Uns thut auch schmerzlich weh, daß Ihr den Städten verbiethen wollen, zu den Kosten der Gesandtschaft beyzusteuern, bey Verlust ihrer Privilegien, Leibes und Gutes. Wie mag man solches Leuten wehren, denen es an Ehre und Glimpf geht? Auch sind wir nicht so unverständig, daß wir nicht wissen sollten, man könne mit lediger Hand in fremden Landen keinen Rechtsstreit führen. Sind wir doch niemandes Pachtbauern, daß wir mit dem Unsrigen nicht schalten dürften; haben wir doch auch dem Orden, nicht selten gegen uns selbst, Hülfe leisten müssen."

„Ferner ist uns fast beschwerlich, daß wir in allen Zusammenkünften an unsere Eid und Pflicht gemahnt werden, gleich als hätten wir die gefälscht und gebrochen. Ihr sollt aber bedenken, daß auch Ihr uns geschworen habt. Dennoch ergeht es von Tage zu Tage ärger. Eurer Beamten Uebermuth ist unleidlich. Darum wir Euch mit allem Fleiße bitten: habt ein Einsehen, steuert den Verleumdern, sonst möchten wir gezwungen werden, selbst zu steuern, woraus viel Unrath erwachsen dürfte.

Der Hochmeister antwortete dieses Mahl glimpflich: er habe die Briefe nur zu sehen begehrt, weil Abschriften ungleiches Lautes vorhanden wären, darum auch mancherley davon geredet würde, wie ein Jeder es verstände oder deutete, welches doch ohne sein Wissen geschehe. Zum Verbothe der Beysteuer meinte er wohl Fug und Recht zu haben, indem es nur der Obrigkeit gebühre, Steuern aufzulegen. Doch möge immerhin auch über diesen Punct der Richter entscheiden. „Ist aber der Geringste unter Euch," so fügte er am Schlusse hinzu, „von Einem der Unsrigen geschmäht worden, so beweise er das genüglich, und wir wollen solchen Ernst darin gebrauchen, daß ihr wohl erfahren sollt, es sey uns leid."

Noch ein Mahl schlug er Schiedsrichter im Lande vor, drey oder vier redliche unverdächtige Männer, die sollten schwören, im Falle unbewirkter Sühne, was sie vernommen, mit ins Grab zu nehmen. Aber die Stände wollten sich darein nicht fügen, befürchtend, man werde sich zu bloß geben. Vermuthlich flößten die zu Wien erkauften Gönner ihnen Trotz, dem Hochmeister Mäßigung ein.

Ueberall gab es lauernde Kundschafter des Ordens, bestochene Verräther des Bundes. Selbst ein Schwager Gabriels von Bayfen stand in des Ordens Solde,

und

und suchte kleine, in solcher ausgedehnter Verbrüderung unvermeidliche Händel zu allgemeiner Zwietracht anzufachen. Darum faßten jetzt die Stände den Beschluß: weil, wegen großer Menge derer, die den Rathschlägen beywohnen, Verschwiegenheit schwer zu erlangen, so soll ein heimlicher Rath verordnet werden, zehn aus den Städten, zehn aus dem Lande, denen wollen wir mit Leib und Gut gänzlich vertrauen.

Es geschah, und zwar so heimlich, daß selbst die Bundesgenossen nicht erfuhren, wo die gewählten Räthe zusammen kamen, noch was sie handelten; ja ihre Nahmen wurden verschwiegen, um vor des Ordens Nachstellungen sie zu schützen. Nur dem Beglaubigungsschreiben ihrer Sendebothen fügten sie sämmtlich ihre Unterschriften bey, und daher ist kundig, daß Hans von Bayfen abermahls an ihrer Spitze stand.

Neue Gesandten nach Wien wurden von beyden Theilen ernannt. Alle fürstlichen Höfe belästigte der Orden durch Klagen, der Bund durch Verantwortungen. Auch in Pohlen ließ der Hochmeister die Stände schwerlich verunglimpfen, ja dort ging die Rede, der Orden wolle seine eigenen Unterthanen vertilgen, ausrotten. Darum traten die Stände vor den König, vertheidigten sich, und bathen um Hülfe gegen Gewalt. Einige pohlnische Herren ließen Beystand hoffen, allein der biedere Casimir schrieb an den Hochmeister, ermahnte ihn gütlich zu Haltung dessen, was er seinen Unterthanen zugesagt. Sie haben uns um Beystand angerufen, erklärte er freymüthig, doch, obwohl ihre Sache gerecht ist, so wollen wir doch lieber nur Vermittler seyn, den Zwist nicht stärken, sondern dämpfen.

Ludwig achtete der Fürsprache wenig, ob sie gleich sogar mündlich wiederhohlt wurde; denn zu Thorn und

Neffaw bewirtheten sich beyde Fürsten herrlich, beschenkten einander mit köstlichem Pelzwerke, und beschworen den ewigen Frieden aufs neue. Um aber doch die lästigen Pohlen ganz zu beseitigen, bewog Ludwig den Kaiser, eine Friedenserinnerung an den König auszufertigen.

Es wird dem Orden aufgebürdet, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, doch unerwiesen, daß auf dessen Anstiften die Bundesgesandten unweit Brünn durch einen von Miltitz überfallen, sie und ihre Diener erschlagen oder gefangen wurden. Nur Gabriel von Bayfen schlug sich tapfer durch, ihn rettete sein schnelles Roß. Schwer verwundet kam er nach Wien und schrie dort laut: dieß Bubenstück sey ein Werk des Ordens. So schien es wirklich, weil der Bischof von Ermeland zwey Mahl versuchte, dem von Miltitz die Gefangenen, oder wenigstens ihre Briefe abzukaufen. Aber Georg Podiebrad von Böhmen legte sich mit Ernst ins Mittel, befreyte die Gesandten, gab ihnen sicheres Geleit, und schrieb sogar den Bundesgenossen: er sey von Allem unterrichtet, sie dürften auf seinen Beystand zählen.

Wie gewaltig nun in Preußen die Flamme um sich griff, wurde täglich mehr und mehr offenbar. Der Hochmeister schrieb nach Danzig: „Uns sind wunderliche Dinge zu Ohren gekommen, Land und Städte wollen zu Graudenz gewappnet erscheinen, welches nie zuvor geschehen. Darum verargt uns nicht, wenn wir unsere Häuser bemannen, und in guter Obhuth halten.“

Die Stände läugneten die Anschuldigung, verbathen sich des Ordens Zurüstungen, als zu großem Mißtrauen gereichend; klagten auch, wenn Einer Recht suche in eigener Sache, so werde er spöttisch an den Kaiser und die Bundesherren verwiesen. Alles das geschehe zu Schmach und Hohn. Des Ordens Knechte

ritten muthwillig mit Armbrüsten in das Getreide, bloß um zu beschädigen. Der Münzmeister zu Thorn, Hans von Lichtenstein, erdenke neue Münze, um die Leute auszuwuchern. Habe auch gedroht, er wolle ihre Abgeordneten in Stücke zerhauen, in Säcken heim tragen lassen und den Thornern das Aergste zufügen. Sie schlossen mit der Warnung: man müsse solches aufnehmen, als habe der Orden abgesagt (Krieg erklärt).

Solche und noch viel mehr dergleichen Reden, Schreiben, Drohen, Wiederdrohen, wörtliche und thätliche Verunglimpfung, Bestreben beyder Theile, bey Fürsten und Herren sich gegenseitig zu verkleinern, oder Hülfe gegen einander zu werben, verkündeten genugsam, daß nun bald der Kampf blutig beginnen werde, des Kaisers Urtheil möge fallen, wie es wolle. Denn wo erbitterte Gemüther verschlossen brüten, jedes ungewogene Wort gern mißdeuten; jedes Lächeln in Spott, jeden Spott in Schmach verkehren; wo Gefühl wachsender Stärke Rechte zu Anmaßungen ausdehnt, und wiederum verjährte Anmaßungen unbeugsamen Uebermuth erzeugen; da kann den hart verwickelten Knoten nur das Schwert zerhauen, und Blut muß fließen, um siedendes Blut abzukühlen.

Diese gewaltsame Entwickelung führte nunmehr das kaiserliche Urtheil herbey.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Rechtsstreit vor dem Kaiser.

Es ist der Kaiser selbst, der diesen Streit, vor seinem Throne geführt, der Nachwelt in einer merkwürdigen Urkunde erzählt.

1453. Am bestimmten Tage treten auf und bitten, Heinrich Reuß von Plauen und der Bischof von Heilsberg in des Ordens Nahmen, den Bund in Rechten abzuthun.

Gabriel von Boysen und Reinschel von Krischin, im Nahmen des Bundes, klagen: „Wir sind zeitig und mit rechter Vollmacht ausgezogen, um der Ladung zu gehorsamen, uns sicher glaubend im Schutze von kaiserlichem und königlich-pohlnischem Geleite; dennoch sind wir meuchlings überfallen, erschossen, erschlagen, gefangen, unserer Briefschaften beraubt worden. Vergebens haben wir uns höchlich bemüht, die Gefangenen zu erledigen, bitten deßhalb um Verlängerung der Frist."

Die Bitte wird zugestanden. Noch zwey Mahl wiederhohlen sie dieselbe Klage, indessen der Orden viel Rühmens von seinem Gehorsame macht; noch zwey Mahl schiebt der Kaiser den Rechtstag weiter hinaus, doch unwillig. Endlich tritt, als Sprecher für den Bund, Meister Merten Mayer auf. Ihm will der Orden zu sprechen wehren; er kann keinen Gewaltsbrief zeigen, darum soll er zu Rechte nicht gehört werden. Allein der Kaiser spricht: wir wollen ihn von Gnade wegen hören. Da erzählt

Meister Merten: die Sendebothen haben auch diesen Tag versäumen müssen, weil sie unter Weges in Breslau gewarnt worden, nicht durch das Land Merhern (Mähren) zu ziehen. Der Kaiser zürnt, doch verwilligt er noch eine Woche Aufschub. Nachdem auf solche Weise vier Monden ungenutzt verstrichen, hebt der Rechtsgang förmlich an. Der Orden läßt den Bundesbrief verlesen und spricht: „dieser Brief hat viel verdeckte Worte. Von Recht wird breit und lang darin gesprochen, aber nicht kaiserliches oder geistliches Recht ist gemeint, sondern nur Landrecht. Die Verbündeten kleben am Buchstaben ihrer Privilegien und meinen wohl daran zu thun. Was aber die Herrschaft für Privilegien von Papst und Kaiser hat, darnach fragen sie keinesweges, achten auch nicht ehrbare Gewohnheiten und altes Herkommen. Sie schreyen über Bedrückung. So heißen sie nähmlich Zölle von kaiserlicher Macht gesetzt. Sie fordern ein gemeines Gericht, uneingedenk, daß Laien über geistliche Personen nicht richten sollen. Untersassen und Prälaten müßten auf solche Weise in der Städte Gehorsam sich begeben. Darf das geschehen, warum nicht endlich gar in den eines fremden Fürsten? — Sie fordern angestorbene Lehengüter, die dem Orden mit Fug und Recht gebühren. — Ihre Klagen über Bischöfe soll der Hochmeister richten. Das kann und darf er nicht. Da wollen sie sich halten an des Bischofs Leib und Güter, das doch unmenschlich ist zu hören."

„Der Bund ist gegen göttlich Recht, das wird klar aus Petri Episteln durch das Beyspiel Sauls. Der Bund ist gegen natürlich Recht: was du dir nit willt gescheen, das sollt du einem andern nit tun. Der Bund ist gegen kaiserlich Recht: schon Friedrich II. hat Con-

spirationen schwer verpönt, so auch Carl der Vierte in der goldenen Bulle. Endlich ist der Bund auch gegen geistlich Recht, Kirchenfreyheit, Ausspräche der Päpste; gegen Landesgewohnheit, gute Sitten, geschwornen Eid. Die Leute waren zuvor ein ehrbar Volk, aber nun verachten sie seit dreyzehn Jahren der Prälaten Ermahnungen. Darauf sollte Interdict folgen. Auf ihre klägliche Bitte that der Hochmeister Fürsprache. Sie gelobten sich gütlich zu einen, hielten nicht Wort. Nur Marienburg, Neu-Thorn und das ganze Gebieth Schlochau kehrten zu ihrer Pflicht zurück. Die übrigen trotzten. Papst und Kaiser erklärten den Bundeseid für nichtig; das achteten sie nicht. Ein Legat erschien. Sie sprachen ihm Hohn. Eine merkliche Zahl trat wieder zum Gehorsam; die schalten sie ehrlos; kein Handwerker sollte für sie arbeiten; ihre Zeugnisse wurden vor Gericht verworfen. Hochmeister und Prälaten wollten lieber 200,000 Gulden verloren haben, als solche Schmach von ihren Mannen erlitten. Sie berühmen sich kaiserlicher Bestätigung ihres verdammten Bundes, haben dadurch viel Volks an sich gelockt, auch Steuern aufgelegt, unser Verderben damit zu erkaufen. Männiglich ist bewußt, wie der Papst den Bund geschmäht; sie kümmerts nicht."

Hierauf wird die päpstliche Bulle verlesen. Täglich sitzt nunmehr der Kaiser zu Gericht. Des Bundes Sprecher beginnt dessen Rechtfertigung, also klagend:

„Neue, schwere Zölle hat der Orden widerrechtlich auferlegt; mit Königen und Fürsten sich verbunden, ohne unser Wissen und Rath, woraus dem Lande großer Schaden erwachsen. Um der Litthauer willen mußten wir den Pohlen ins Land fallen; die vertrugen sich und nahmen, sammt den Böhmen, blutige Rache an uns. — Heinrich Reuß von Plauen wurde

abgesetzt, was hatten wir damit zu schaffen? aber um seinetwillen überzogen uns Pohlen und Litthauer, Christen und Heiden. — Als Zwietracht im Orden entstand, wünschte der Hochmeister selbst, die Städte möchten sich verbinden, um Alle zum Guten zu bringen. Darauf haben wir uns verbunden, ihn die Einung lesen lassen, die war ihm nicht zuwider, sondern gefiel ihm wohl. Gebiethiger sind erschienen auf dem Rathhause zu Elbing, freywillig bekennend, daß unser Bund ihre Versöhnung bewirkt. Von sich und ihren Conventen haben sie groß Lob und Dank gebracht, sprechend: wir und unsere Nachkommen werden deß nimmer vergessen."

„Nach culmischem Rechte gebührt uns Silbermünze und flämisch Maß. Nun ist das Silber in Kupfer verwandelt. Wir erbothen uns zu einer Steuer, um die Münze zu bessern; die Steuer wurde genommen, aber nichts gebessert. Das flämische Maß hat der Orden verkürzt, aus vier Huben fünfe gemacht, daher vermehrter Zins. — Mit Wartgeld hat er uns belastet. Den Schalauern waren die Warten gegen Litthauen anbefohlen, aber der Krieg ist aus und das Wartgeld dauert fort. — Mahlfreyheit hat er uns entrissen, und das kleine Gezeug bey der Fischerey in ein großes verwandelt. — Lehngüter, nach magdeburgischem Rechte besessen, zieht der Orden ein, wenn der Besitzer ohne Söhne stirbt, wiewohl er Brüder oder Vettern hinterläßt. Der Kinderlose darf sein Gut nicht verkaufen, sondern wird gleicher Weise als eygen Leut gehalten. Belehnt man Ordensdiener mit Gütern, die sie verkaufen mit des Ordens Bewilligung, so wird nach ihrem Tode dennoch den rechten Erben das Geld genommen."

„Wider unsere Freyheit sind zu Thorn durch Heinrich Reuß die Räthe abgesetzt, den Elbingern ein Thurm und ein Theil ihrer Stadtmauer genommen, ihre Fischerey behindert, ihre Zollfreyheit in Pommern angetastet worden, weil Pommern jetzt dem Orden gehört. — Den Ritter Nicolaus Reynis, den Eberhard von Kunigseck und den Ritter Johann von Dolen hat Heinrich Reuß ohne Urtheil enthaupten lassen. Ein Edelmann Swelend mußte in einem Thurme verfaulen. Einen freyen Mann, Rüdiger, ließ der Comthur zu Elbing ersäufen, weil er Etliche nach Rom geladen hatte. Goswin Aschenberg, Vogt zu Grebin in Curland, ermordete vier und zwanzig wackere Leute, weil sie bey dem Papste Recht zu suchen vermeinten. Kaufleute mit Weibern und Kindern, vom Danziger Jahrmarkte heim ziehend, hat der Haus-Comthur zu Mewe getödtet nnd geplündert. Die Gräuelthat, an Conrad Lezkau und den Seinen zu Danzig verübt, nachdem sie tückisch zu Gast geladen worden, ist weltkundig, und das vergossene Blut schreyt noch heute zu Gott um Rache. Wilhelm von Stain, Comthur zu Thorn, hat einen frommen Mann ermordet, um mit dessen Ehefrau bösen Willen zu vollbringen."

„So haben die Kreutzherren gehaust, und all das ist geschehen vor Errichtung des Bundes. Ein königlicher Freybrief gibt uns Macht, uns zu verwahren. Wir haben keines Rechte angetastet, sondern freundlich uns erbothen, unsern Herren nach wie vor die gebührende Pflicht zu leisten; auch haben wir unser Wort als redliche Männer gehalten."

Hierauf lassen sie verlesen die kaiserliche Bestätigung des Bundes von 1441, und die der Privilegien vom abgewichenen Jahre.

Dann fährt der Sprecher fort: „Durch Korngülten, Zins, Ausmessung der Aecker und Güter, sind wir auf mancherley Weise bedrückt. Der Pfundzoll ward bewilligt, um Räuberey zu hindern. Das ist geschehen, der Zoll blieb. Endlich hat der Hochmeister, auf unsere demüthige Bitte, nicht um Furcht noch Drohung willen, ihn abgethan. — Das gemeine Gericht fordern wir zur Erkenntniß der Obrigkeit und Förderung des Rechts, nicht um andere Gerichte zu beeinträchtigen. Auch ist Jenes schon vor Jahren vom Orden selbst, mit der Prälaten Zuziehung, förmlich eingesetzt. — Von der Anschuldigung, den Legaten betreffend, wissen wir nichts. Ihm war bloß Gewalt verliehen zu untersuchen, nicht abzuthun."

„Wer sich einem Oberherrn verpflichtet, entsagt drum nicht dem Rechte, auch andere Verbindungen einzugehen, unbeschadet seiner ersten Verpflichtung. Geschieht es denn nicht oft, daß man drey oder vier Herren von Lehns oder Raths wegen pflichtig ist? — Bey jeder Klage über die Unsern haben wir zu fünferley Recht uns erbothen, auch den Papst, als obersten Richter, gern erkennen wollen; aber eben darum hat der Orden viele getödtet. Wenn nun alle Güte fruchtlos bleibt, warum sollte der Vergeweltigte denn nit Macht haben, sammt seinen guten Freunden und Gonnern, sich gegen solchen Gewalt zu setzen und dem nach Vermogen zu begegnen? angesehn daß all naturlich und beschrieben Recht erlauben, daß man sich Gewalts, bevoran so man darumb des Rechtens nit könnt bekommen, mög entsetzen und mit Gewalt aufhalten. Doch wollen wir uns nimmer dieses Artikels gebrauchen, so wir von den Gewaltigen Recht bekom-

men, sonst aber zur Nothwehr greifen; denn der Ochs hat Hörner zum Stoßen, und das Kindlein in der Wiege hat Nägel zum Kratzen."

„Prälaten und Gebiethiger haben zeitig genug von der Einung gewußt, und ihren Unterthanen selbst geheißen zuzutreten. Der Bund ist nicht gegen den Kaiser, denn der hat ihn bestätigt; nicht gegen die goldene Bulle, denn die verbiethet nur Einungen ohne obrigkeitliche Erlaubniß. Freylich hat der Papst den Bund für unkräftig erklärt, aber wir sind nicht gehört, auch zu diesem Spruche nicht geladen worden, also bleibt er ungültig. Der Papst kannte weder des Kaisers Billigung, noch des Hochmeisters Mitwissenschaft. — Wir sollen uns berühmt haben kaiserlicher Bestätigung. Von solchem Rühmen wissen wir nichts. Haben Einzelne dergleichen geredet, so ist das nicht unsere Schuld. Dennoch haben sie nicht gelogen, wie der Brief wohl ausgewiesen, der so eben verlesen worden."

„Daß wir uns besteuert, um nothdürftige Zehrung und Kost, ist wohl billig, da wir an Ehre und Glimpf so hoch angetastet werden."

Schließlich erbiethen sich die Stände zum Beweise alles dessen, was sie vorgetragen.

Darauf läßt der Orden sich vernehmen: „Der Bund ist älter als des Königs Brief, und die Bestätigung unkräftig; denn zu einer jeden Sache, die bestätigt werden soll, müssen die berufen werden, die es angeht. Ein jeglicher römischer Kaiser hat alle Rechte beschrieben in seinem Herzen, will er aber Eines Freyheit abthun, so thut er es mit rechtem Wissen durch redlich Ursach. Hier nicht also. Denn was von Anfang unrecht war, kann auch des Kaisers Wort

nicht bessern. Schon durch ihren Huldigungseid wurden die Lande unfähig, eine solche Billigung zu erwerben. In das kaiserliche Schreiben ist der Bundesbrief nicht wörtlich eingerückt, wie sich doch gebührt hätte. Die Stadt ist nicht genannt, wo es gegeben worden, gegen herkömmliche Ordnung der kaiserlichen Kanzelley; und das Secret (Siegel) möge auch das Secret seyn, dessen sich der Kaiser zu derselben Zeit gebraucht habe oder nicht. Allein gesetzt, die Bestätigung sey gültig, so kommt doch der Bund mit des Briefes Worten nicht überein; denn da steht ausdrücklich: „doch daß sie dem Hochmeister und andern iren Herren tun was sie schuldig sind laut irer Freyheit.“ Das Wort irer bezieht sich auf die Herren. Auch sind die Bundesgenossen durch Acht und Bann längst aller Freyheiten verlustig.“

„Wir schlagen Silbermünze — (sie wird vorgezeigt) — Daß sie geringen Gehalts, ist unser eigener Schade. Es mußte geschehen wegen unserer Nachbarn, die gar schlechte Münze ausgehen lassen. Wollten wir uns weigern, es ihnen gleich zu thun, so würde unsere Münze aus dem Lande geführt. Wollen die Städte selber münzen, eitel Silber, in des Herrn Nahmen, das wollen wir ihnen wohl vergönnen. Auch haben sie ja sechzehn Jahre lang dieselbe Münze geschlagen.“

„Das flämische Maß wurde verkürzt schon vor achtzig Jahren, ohne Schuld des Ordens, mit Verwilligung der Lande und Städte. Korn- und Wartgeld ist nicht minder seit achtzig Jahren entrichtet worden, denn die Warten sind nicht eingegangen; wir müssen an der Gränze eine Menge Volks halten. — Zölle aufzulegen steht uns frey, also auch den Pfundzoll. Man hat den Herrn gedrungen, ihn aufzuge-

ben. — Mit den Lehen handeln wir nach Lehens Recht und Pflicht. — Die Absetzung des Thorner Rathes geschah nicht ohne Ursache, die wir verschweigen, um Schonung willen derer von Thorn."

„Bündnisse halber Land und Städte befragen, ist nicht Herkommens, und dieß seltsame Begehren zeigt zur Genüge, daß sie ihren Herren nach Herrlichkeit und Regiment stehen."

„Alle Hingerichtete hatten das Leben verwirkt. Etliche haben auch noch fromme, redliche Söhne hinterlassen, die doch nicht über den Orden klagen; warum der Bund ohne Auftrag? Die Verwandten werden es fürwahr ungern hören, daß ihre Vettern und Freunde vor kaiserlicher Majestät also geschmäht werden. Rüdiger hat zuerst einen Untersassen, dann den Comthur zu Elbing, dann den Rath zu Elbing, endlich gar den Hochmeister nach Rom geladen. Wir haben stets gehorcht, zuletzt drey Urtheile gegen ihn ausgewirkt. Das hat alles nichts geholfen, da ist er leztst in ein Wasser geworfen."

„Die vier und zwanzig Getödteten durch den Vogt zu Grebin waren nicht Preußen, sondern Liefländer, und ist vielleicht geschehn in der Widerwärtigkeit mit dem Bischofe zu Riga. Uebrigens sind das alles lauter alte Sachen, und, die sie gethan, längst im Grabe. — Conrad Lezkau ist mit nichten zu Gaste geladen, sondern auf das Haus verbottet worden, weil er, ohne Wissen des Raths und der Gemeine, das Stadtsiegel mißbraucht, dem Vogt zu Dirschau Fehde angekündigt. Darum hat man ihn mit Recht des Lebens beraubt. — Aber den Comthur zu Thorn, Wilhelm von Stain, hat der Hochmeister gestraft, nach Ausweisung des Ordens, also daß er in ewiger Strafe bleiben und darin todt seyn muß."

„Alles Vorgebrachte ist verjährt, zu unsern Zeiten nicht geschehen, die Theilhaber sämmtlich vor dreyßig und vierzig Jahren gestorben. Doch wäre auch alles wahr und jetzt geschehen, warum sollen die Prälaten drunter leiden? was haben die verbrochen?"

„Wider das Regiment Pauls von Rußdorff ist manches von Feinden geschrieben, die einem gar wenig Guts nachsagen, es sey halt ware oder nicht, was sie schreiben. Paul hat den Bund nicht verlieben können, ohne Zustimmung des ganzen Ordens, dem an der Sache gelegen. Wäre es aber auch geschehen, so haben doch die Prälaten ihn nicht gebilligt und nicht billigen können, sintemal der Bundesbrief einen Gerichtshof über sie bestimmt, die nur dem Papste unterworfen."

„Wir bitten kaiserliche Majestät, keine weitere Frist zu gestatten, denn wenn auch alles könnte bewiesen werden, so gäbe das noch immer kein Recht zu diesem Bunde, aus dem gar widernatürliche Dinge fließen. Wenn der Hochmeister einen Mann, der ihm gehuldigt, zu seiner Nothdurft heischt, die von Culm und Thorn aber heischen ihn zum Bunde, wem soll er gehorchen? und wenn einer eine Sache wider den Hochmeister hätte, und forderte die andern auf, ihm beyzustehen, welchen Schwur sollen die Geforderten erfüllen? den Huldigungseid oder den Bundeseid? Darauf mögen sie uns antworten."

„Sie wollen Richter und Kläger in eigener Sache seyn. Wird einer unschuldig vom Leben zum Tode gebracht, so wollen sie es dem Hochmeister klagen, daß er unverzogen richte; thäte er das nicht, so wollen sie Rache nehmen. Wer soll denn erkennen über des Gerichteten Schuld oder Unschuld? — Sie selbst."

„Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, ist dem Unterthan mit nichten gegen seinen Herrn vergönnt. Ob

sie schon den Bundesbrief mit gleißnerischen Worten auslegen, so ist doch klar, er sey allein gegen den Orden gestiftet. Es mag wahr seyn, daß, auf ihr Ansuchen, der Hochmeister selbst das gemeine Gericht bestellt; als er aber gesehen, daß es nicht frommte, hat er solches ferner nicht gehägt."

„Daß sie vor wie nach ihre Pflichten treulich erfüllt, ist ein eitles Vorgeben, denn sie haben den Pfundzoll eine Zeit lang gar abgelegt, und dann ein Drittel davon für sich erzwungen; sie haben das Pflugkorn verweigert, den Huldigungseid verändert."

(Beyde Eide werden verlesen.)

„Sie berühmen sich einer Vermittelung zwischen dem Hochmeister und seinen Gebiethigern. Wären diese einig gewesen, nimmer hätte ein solcher Bund sich hervor thun mögen. Wir bitten die goldene Bulle zu verlesen, wie auch die des Papstes, woraus zu ersehen, wie der heilige Vater gar wohl unterrichtet gewesen."

(Die Bullen werden vorgetragen.)

Des Bundes Sprecher nimmt noch ein Mahl das Wort. Er beruft sich auf die Ausdrücke des kaiserlichen Briefes: wenn die Städte sich vereint haben oder künftig vereinen werden. „Gibt ein Kaiser Freyheit wider das gemeine Kaiserrecht, so wird dafür gehalten, daß ihm das letztere wohl wissend, und er solches abstellen wollen. Das ist geschehen, den Unterthanen zu Nutz nicht zu Schaden, darum das Wörtlein irer allein auf diese zu beziehen. Der Ort der Ausfertigung ist nicht benannt. Es wäre freylich wohl gebührlich, ist aber nicht nothwendig, maßen über tausend solcher Briefe vorhanden. Wir berufen uns auf des Kaisers Räthe und Kanzler. Das Siegel ist vollkommen. Des Hochmeisters Zustimmung unbezweifelt. Daß die Gebiethiger ihrem Meister ge-

horchen würden, mußten doch wohl die Städte glauben? Es fragen ja auch nie die Unterthanen in Bisthümern, wenn der Bischof zusagt, ob das Capitel eingewilligt habe? — Wir sind erböthig, alles zu beweisen, dessen wir den Orden bezüchtigt. Wer mogt denn solch Regiment der Herren loben? — Wir haben gern gehört das eigene Bekenntniß, das gemeine Gericht sey vom Hochmeister gestiftet, darum ist klar, daß wir nichts Neues fordern."

Des Ordens Machtbothen begehren: Auslieferung des Bundesbriefes; 200,000 Gulden für die Schmehe, 400,000 Gulden für Costung und Zerung; Widerruf und Bekenntniß, daß die, so aus dem Bunde getreten, recht daran gethan. Dem allen wird vom Gegner förmlich, feyerlich widersprochen. —

Der Kaiser mit seinen Räthen müht sich einige Tage treulich, die Sache gütlich beyzulegen, allein vergebens. Es erfolgt ein Zwischenspruch; dem Bunde keine weitere Frist zu gestatten. Als die Sendebothen merken, daß es sich zum Schlimmen neige, erklären sie, ihr Anwald habe nur bedingte Vollmacht, und meinten nicht billig zu seyn, daß wir verwillkürter Richter furer (ferner) in der Sache procediren sollten. Man stellt ihnen vor, sie selber hätten unbedingt sich auf den Kaiser berufen: aber sie begehren nur einen Spruch über die Widerklage und gehen von dannen. Da ruft der Orden das Recht an. Umsonst versucht der Bund auf allerley Weise noch ein Zögern zu bewirkern. Der Kaiser bestimmt den Tag der Entscheidung. Von Bundes wegen erscheint niemand um das Urtheil anzuhören. Der Kaiser sendet in die Herberge, entbiethend: nun werde er sprechen. Die Sendebothen antworten: ihr Anwald habe seine Vollmacht aufgegeben;

die andern wären nicht genugsam unterrichtet. Darauf tritt der geschworne Thürhüther an die Pforte des Pallastes, und ruft sie drey Mahl mit lauter Stimme. Sie hören es nicht. Da spricht der Kaiser:

Ritterschaft, Mannschaft und Städte des Bundes in Preußen haben nicht billig den Bund gethan, noch den zu tuen Macht gehabt, darum derselbe Bund von Unwürden, Unkreften, ab und vernichtet ist.

Auf des Ordens Bitte wird das Urtheil ausgefertigt, dann das Gericht verschoben, in der Meinung, ob etwa Güte noch fruchten möge. So weit erzählt jene Urkunde.

Nach dem Spruche ließ der Kaiser den Orden freundlich ersuchen, seinen Unterthanen zu verzeihen und sie gütig zu behandeln. Es wurde zugesagt. Den Machtbothen des Bundes gab man ihre Briefe unversehrt zurück, und einem Schreiber, der die Siegel davon reissen wollte, weil sie ohnehin vernichtet wären, verboth der Kaiser solches mit den Worten: „das wolle Gott nicht, daß unsere Briefe sollten machtlos werden.“ Dennoch hatte sein Urtheil sie für machtlos erklärt. Dergleichen Folgelosigkeit erlaubte sich das Reichsoberhaupt. Durch seine Räthe ließ er die Verbündeten zum Gehorsame ermahnen; sie antworteten höflich, aber zugleich empfing ein Notarius ihren förmlichen Widerspruch.

Unläugbar erscheint ihr Betragen im ungünstigen Lichte. Hatten sie doch selber auf den Kaiser sich berufen, mit den Worten: „was auf beyder Parteyen Vorbringen durch Ew. kaiserliche Majestät zu Rechte gesprochen und erkannt wird, daß es ungeweigert dabey stehe und bleibe.“ Hatten sie doch selber den Ladungsbrief also ausgewirkt: das Urtheil

solle

solle gesprochen werden, der Hochmeister möge erscheinen oder nicht. Wie konnten sie jetzt von sich ablehnen, was sie dem Gegner aufgebürdet? — Freylich klagten sie nachher: warum hat der Kaiser andere Fürsten mit zu Gericht gezogen? Haben wir doch nur auf ihn allein uns berufen. Freylich waren Baiern, Bamberg, Brandenburg des Ordens erklärte Freunde; aber diese Einwendung, in der ersten Sitzung versäumt, blieb nach gesprochenem Urtheile unstatthaft. — Warum beriefen sie sich nicht auf Kaiser Ruprechts Erklärung, die einst der marbachische Bund und die Reichsstädte ihm abtrotzten: „auch ohne Reichserlaubniß habe man das Recht, um Friedens willen, Bündnisse unter einander zu machen, wie er selbst vormahls gethan.“ — Sie beschuldigten den Orden, er habe das Urtheil mit 80,000 Gulden erkauft; das sey landrüchtig; aber hatten sie nicht ähnlicher Mittel sich bedient? nicht selbst erklärt, man könne mit lediger Hand in der Fremde keinen Rechtsstreit führen? — Sie hätten früher bedenken sollen, daß dem Orden noch nicht jede Hülfsquelle vertrocknet war, um mit gleichem Vortheil gegen sie zu fechten. Sie hätten ahnden sollen, daß ein Kaiser, daß die Räthe so vieler Fürsten, auch den gerechtesten Unterthanenbund nicht laut billigen, gleichsam selbst besiegeln, und dadurch eigenen Unterthanen einst vielleicht gefährliche Waffen in die Hände liefern konnten. Entschuldigen mag sie nur die Noth, denn allerdings war nunmehr der Bund in einer peinlichen Lage. Widerspruch konnte seine Genossen nur verhaßt, Nachgiebigkeit nur elend machen. Daß die Kreutzherren durch ihren Sieg nur noch übermüthiger werden, jede Rache sich erlauben, die Unterthanen zu Sclaven herab würdigen, oder sie zwingen würden, ihrem Vaterlande den Rücken zu kehren, das schien unvermeidlich. Was blieb daher übrig,

als, ohne Rücksicht auf moralisches Gefühl oder Urtheil der Welt, sein Heil in dem zu suchen, was zu allen Zeiten Unrecht in Recht und Tadel in Ruhm verwandelt — in der Gewalt.

Der kluge Aeneas Sylvius (später Papst Pius der Zweyte) hatte das wohl voraus gesehen. Auch er war damahls einer von des Kaisers Räthen, deren vierzehn den Bund verdammten, sprechend: „sollte dieses in Brauch kommen, daß Unterthanen, wie gerecht sie wären, dürften Bündnisse gegen die Herrschaft machen, wer wäre künftig der Seinen mächtig? Denn immer fänden sie Mittel und Wege, Erlaubniß und Bestätigung zu erlangen."

Dagegen erklärte Aeneas Sylvius: „der Orden will die Preußen behandeln gleich gefangenen Knechten, das nicht christlich ist. Der Kaiser hüthe sich, daß man nicht Gunst oder Bestechung ihm vorwerfe. Der Ritter Uebermuth ist kundig. Von Anbeginn haben sie der Unterthanen Rechte nach Muthwillen gebrochen, und ihnen nie vergönnt, was die Kirche zugesagt. — Alles kann doch nicht unwahr seyn, was einträchtig vom ganzen Lande geklagt wird. — Pohlen gränzt mit Preußen. Die Pohlen verfolgen den Orden mit Haß und Ansprüchen; wie, wenn die Preußen sich zu ihnen wenden? darum gebe man dem Bunde eine gute Antwort, damit nicht Krieg und Jammer entstehe; oder man verweise die Sache an den Papst."

Das gefiel dem Kaiser wohl, allein der Orden verwarf es trotzig, sprechend: „bey dem Papste könne man mit Geld Recht aus Unrecht machen."

„Was wird mein Spruch euch nützen?" fragte der Kaiser, „wenn niemand ihn halten will?" Die Ritter erwiederten: „Wir wollen Thürme, Städte, Mauern zerstören, und sie durch Krieg wohl zum Gehorsam zwingen."

„Wohlan," beschloß der Kaiser, „nachdem Euch mehr geliebt Krieg denn Friede, Euch geschehe nach Eurem Begehren."

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Land und Städte reissen sich vom Orden los.

Hoch und laut triumphirte jetzt der Orden. Das scharfe Urtheil schärfte jeder Kreutzherr, nach dem Grade seines Uebermuthes oder Rachedurstes. Eure Ehre, sprach der Eine, habt ihr Bürger, Wappen, Schild und Helm ihr vom Adel verwirkt. Aller Privilegien seyd ihr verlustig, drohte ein Anderer. Drey hundert eurer Köpfe müssen fallen, schnaubte ein Dritter; uneingedenk, daß Klugheit selbst dem Ungroßmüthigen gebiethet, Besiegte zu schonen, oder gegen ihre Verzweiflung sich zu rüsten. Des Ordens schlaue Gesandte zu Wien vergaßen das nicht. „Wir haben den Prozeß gewonnen," schrieb Heinrich Reuß, „doch seht euch vor! denn die vom Bunde werben viele Söldner, zwar nur als Geleite, wie sie sprechen, bis gegen Breslau; doch uns will fast bedünken, sie werden solche nach Preußen ziehen." Der Bischof von Heilsberg fügte hinzu: „sendet Gebiethiger an die kleinen Städte, um sie durch Glimpf von den großen zu trennen." Aber die Kreutziger (wie der Bund sie nannte) mochten im Siegestaumel von Glimpf nichts hören, wollten nur Rebellen züchtigen, denen sie nun keck jede Missethat, sogar Giftmischerey und widernatürliche Laster aufzubürden strebten.

Als dieser unverständige Jubel den Verbündeten das harte Loos ihrer Zukunft verrieth, da traten sie aufs neue zusammen, dieses Mahl nicht ohne Bangigkeit, denn das Vertrauen auf eigene Brüder wankte, von Verleumdern untergraben. Einigen der großen Städte, besonders Danzig, wurde böslich nachgesagt, sie gingen damit um, abtrünnig zu werden, und wären in geheim beflissen, des Ordens Gnade zu gewinnen. Das Gerücht fand um so leichter Glauben, da um dieselbe Zeit auch der Adel des Gebiethes Christburg erklärte: „er wolle mit dem verächtlichen, von Papst und Kaiser für gottlos erklärten Bunde ferner nichts zu schaffen haben.“ Aber Danzigs Wortführer widersprachen laut der lügenhaften Sage; alle wiederhohlten den Schwur: wenn das Schlimmste zum Schlimmen käme, lieber den Tod zu wählen, als unleidliches Joch.

1454. Hans von Baysen benutzte die Stimmung der entflammten Gemüther. Fast hämisch ließ er den Hochmeister ersuchen, ein Capitel in Marienburg zu versammeln, um dort allen Zwist freundlich zu schlichten. Gern und froh bewilligte Ludwig sein Begehren, die vornehmsten Gebiethiger fanden sich ein; aber statt demüthiger Unterwerfung, der sie aufgebläht entgegen sahen, erschien unter Baysens Siegel ein förmlicher Absagebrief. Ein junger „erbeloser“ Edelmann wagte, verzichtend auf jede Belohnung, diesen Fehdebrief, an einen weißen Stab gebunden, dem Hochmeister zu überreichen. Weder Ludwig, noch seine stolzen Gebiethiger, konnten ihr Schrecken verhehlen. Conrads Geist stand vor ihnen und schien mit drohendem Finger seine Prophezeyung zu wiederhohlen.

Das blutige Loos war nun geworfen. Die wohlberathenen Städte beschlossen, durch keine halben Maßregeln, die stets Verderben bringen, den ersten Vortheil zu verscherzen. Mit einem Fastnachtsspiele

begannen sie den ersten Kampf um ihre Freyheit. An demselben Tage, an welchem der Hochmeister den Fehdebrief empfing, begehrten die Bürger zu Thorn, in Frauenkleider vermummt, Einlaß in das Schloß, der ohne Bedenken dem lustigen Haufen gestattet wurde. Kaum hatten sie die offene Pforte in ihrer Gewalt, als unter jedem Weiberrocke ein Schwert hervor blitzte, und des Ordens überraschte Knechte, fast ohne Gegenwehre, sich ergaben. Gefangen wurden die Comthure zu Thorn und Graudenz, ja selbst der Obermarschall. Alsobald loderte von des höchsten Thurms Spitze ein Feuer auf, die Losung des gelungenen Anschlags; und schnell wie diese Flammen, von Thurm zu Thurm, verbreitete sich über das Land von Stadt zu Stadt die mutherhebende Bothschaft. Dem raschen Beyspiele folgten rasch in wenigen Tagen die bewaffneten Bürger mehrerer Städte und Gebiethe, in welchen sich der Feinde Trotz an feste Schlösser lehnte. Jede herein brechende Nacht sah neue, siegverkündende Flammen empor steigen, und kaum ein Monath war verstrichen, als schon von sechs und funfzig Ordensschlössern das Panier des Bundes wehte.

Die Kreutzherren zitterten. Ihre Anhänger wankten. Geschreckte, bisher treue Unterthanen fielen ab. Der Comthur zu Danzig, Conrad Pfersfelder, durch Furcht und Gold geblendet, übergab sein Schloß freywillig. Die Danziger schleiften es. Er aber kaufte mit seiner Schande Lossprechung vom Ordensgelübde und ein Weib. Auch Königsberg fiel ohne Schwertstreich. Elbing ward erstürmt, Trotz der Feuerpfeile, die vom Schlosse in die Stadt geschleudert wurden. Den stolzen Heinrich Reuß entrückte man der Volkswuth, in ein Kloster ihn verbergend. Kurz zuvor waren die Mönche dieses Klosters schnöde von ihm behandelt worden, weil sie einem Bürger die

Freystatt nicht versagten, der, sein Leben vertheidigend, einen Pferdeknecht des Ordens verstümmelt hatte. Jetzt begrüßte der Gedemüthigte die Mönche höflich, und sie, das Unglück ehrend, nahmen ihn gütig auf. Am andern Tage wurde er nach Marienburg geleitet. Das Schloß zerstörten die Bürger, ausgenommen die Kornspeicher, die sie, zum Danke für die erfüllte Prophezeyung der heiligen Brigitte, in ein Nonnenkloster ihres Ordens verwandelten. — Die Ermländer entsagten ihrem Bischofe. Die Braunsberger plünderten der Thumherren Höfe und zerstörten Balga.

Doch nicht allein der Ritter schwache Gegenwehre machte des Krieges unkundigen Bürgern schnelle Eroberungen so leicht, auch Verrätherey besudelte die Bundeswaffen; denn auf allen Schlössern dienten bey den Comthuren der ersten Edelleute Kinder, auch reiche Bürgersöhne aus den Städten, „und wurden ehrlich gehalten.“ Die gaben dem lauernden Feinde Zeichen, wenn ihre Herren sorglos beysammen saßen; die öffneten alle Pforten, schlugen die Ritter in Fesseln, stürzten manche aus den Fenstern, raubten Silber, Waffen und alles Geräthe. „Diese ehrbare Diener,“ sagt die Chronik, „hatten das Ordensbrot im Leibe und das Ordenskleid am Halse.“

Ueberall flohen die Kreutzherren nach Marienburg, Stuhm, Conitz, die letzten noch sichern Zufluchtsorte; doch nicht von allen erreicht, denn viele, selbst der Groß-Comthur, wurden aufgefangen, entrückt, heimlich ermordet. Manche entkamen über die Gränze, auch wohl solche, denen der Weg zum Hochmeister noch nicht verschlossen war, gingen nach Deutschland, und trieben es dort nicht besser.

Fast hätte des Bundes schnelles Glück ihn selbst entzweyt. Der Adel wollte die eroberten Schlösser

unversehrt erhalten, selbst bemannen, beschirmen. Das gefiel dem Landmanne übel, vermeinend, auf diese Weise nur Herren gegen Herren zu vertauschen. Jene mußten sich fügen. Wo es immer thunlich war, da zerstörte man die verhaßten Schlösser.

Die Stände ließen durch Waffenglück zu keinem Uebermuthe sich verleiten; maßen und wogen, nicht allein des Gegners Kräfte, sondern auch die der Fürsten und Herren, die, dem Orden geneigt, vermuthlich zu Hülfe eilen würden. Des Kampfes Ausgang war zweifelhaft, besiegt ihr Elend gewiß; darum vielleicht verwarfen sie den lockenden Gedanken, ein gemeines Wesen unter sich zu stiften, des Landes Regierer aus eigener Mitte zu wählen. Von einem Fremden, freywillig erkohrnen Herrn durfte man, wenigstens für einige Geschlechtsfolgen, Haltung schon vorhandener und noch zu bedingender Freyheiten erwarten. Aber welchen Herrn sollte man kiesen? — Darüber gab es gespaltene Meinungen.

„Pohlen ist unser nächster Nachbar," sprachen die aus Pomerellen, Culm und Michelau: „schon waren wir einst Jahrhunderte lang mit Pohlen vereinigt, haben noch jetzt unsere meiste Nahrung aus dem Lande."

„Muß aber Pohlen nicht den ewigen Frieden halten?" wurde eingewandt. „Ihr wißt, beyde Theile haben gelobt, die Unterthanen wechselseitig nie an sich zu ziehen."

„Laßt uns den König von Dänemark wählen," meinten die von Elbing, Braunsberg, Königsberg: „das wird unserm Seehandel Schutz und fröhliches Gedeihen schaffen."

„Der ist mit Schweden in Krieg verwickelt," so wurde widersprochen, „auch haben ihn die Kreutziger

schon gewonnen. Lieber möchten wir," so ließ die Ritterschaft sich vernehmen, „auf Uladislaus, den König von Ungarn und Böhmen, stimmen."

„Er ist zu jung," war die Bedenklichkeit, „wird noch selbst regiert."

Nach mancher Hin- und Widerrede kamen sie doch endlich zu dem einmüthigen Beschlusse, dem Könige Casimir von Pohlen sich zu unterwerfen, dessen Persönlichkeit schon Vertrauen einflößte. Zwölf nahmhafte Männer, Hans von Baysen der Erste unter ihnen, wurden abgefertigt, dem pohlnischen Monarchen das Erbiethen zu hinterbringen, mit dem Auftrage: wenn sie, wider Verhoffen, kein geneigtes Gehör zu Krakau fänden, sich alsobald mit gleicher Werbung vor den Thron des jungen Böhmen-Königs zu verfügen.

Eilig schrieb der Bund zu gleicher Zeit nach England und Brabant, um die Schiffer zu warnen, und — weil ein drohendes Gerücht besonders Dänemark zum Feinde des Bundes machte — so erging ein Bittschreiben an den Dänen-König, um Schutz für den preußischen Handel.

Manche vermuthen, die großen Städte hätten sich zu Republiken umschaffen, dem Könige zwar huldigen, Tribut zahlen, Hülfe leisten, auch einen Statthalter preußischer Herkunft annehmen, doch sich selbst regieren wollen. Der Hochmeister, von diesem geheimen Anschlage unterrichtet, habe von Pohlen eine Erklärung verlangt, und die Antwort erhalten: der Friede sey unverletzlich.

Es ist allerdings nicht unwahrscheinlich, daß eine Stadt wie Danzig, durch Reichthum mächtig, übermüthig, eine Bundesschwester der Hanse, solch einen

Plan entworfen, ja es wäre fast seltsam, wenn es nicht geschehen; all in der Ausführung stemmten sich große Hindernisse in den Weg. Danzig allein konnte sich selber schützen, und vielleicht mit der einst furchtbaren Macht von Lübeck wetteifern. Nicht so die übrigen Städte. Von diesen hätte es sich trennen, den Bundeseid brechen, Haß der Freunde wie der Feinde auf sich laden, und vor Allen einen Hans von Bayfen, des Landes Seele, bekämpfen müssen; denn ihm, wie dem ganzen Adel, both eine monarchische Regierung mehr Befriedigung des Ehrgeitzes. Bayfen ein Danziger, ein Bürger, würde seiner Vaterstadt, wie jetzt dem Vaterlande, des Geistes überlegene Kraft gewidmet, und das Burgemeisteramt rühmlicher noch, als die pohlnische Statthalterwürde, verwaltet haben; doch Bayfen, der Ritter, der Pannerführer des osterodischen Gebiethes, konnte nicht für jene Maßregel stimmen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Preußen unterwerfen sich dem Könige Casimir von Pohlen.

Die Bundesgesandten traten vor den pohlnischen Thron, erzählten viel von ihrer Vorältern Tapferkeit und Treue, von allem, was sie selbst für und durch den Orden gelitten, und wie sie endlich „aus der Noth eine Tugend machen müssen."

„Weil aber Unterthanen einer Obrigkeit so wenig entbehren können, als die Erde der Sonne, so unterwerfen wir uns Ew. Majestät, mit Vorbehalt unserer Rechte und Freyheiten. Jeder müsse behalten, was er auf eigene Kosten gewonnen, und kein zerstörtes Schloß werde wieder aufgebaut."

Einwürfen vorbeugend fuhren sie fort: „Möchte jemand sprechen, man soll nicht löschen, was einen nicht brennt; darauf erwiedern wir: wenn es bey dem Nachbar brennt, so ist die rechte Zeit zu löschen. Den ewigen Frieden brach der Orden längst, als er die Bürger zu Arenswaldt enthaupten ließ, die während des Krieges an Pohlen gehangen. Mit den Litthauern schloß er neue Bündnisse gegen Pohlen gerichtet. Doch hat Ew. Majestät sich unserer Lande Besitz nicht angemaßt, obschon er Euch durch List und Gewalt entfremdet worden: nein, wir selbst sind die Eroberer, und biethen Euch die Herrschaft freywillig. Wollt Ihr uns nicht in Gnaden annehmen, so gewährt zum mindesten die Bitte, unsern Widersachern keinen Beystand zu leisten, denn wir uns nimmer dem Orden unterge-

ben, und lieber ein Mahl ehrlich sterben, als täglich Schimpf und Schande erdulden wollen.

Die Gesandten wurden freundlich empfangen, vom Könige und des Landes Edlen durch Gastgebothe geehrt. Der Kanzler, zwey Bischöfe und fünf Woywoden erhielten den Auftrag, mit Prüfung ihrer Schriften die Unterhandlung zu beginnen.

Casimir hatte kurz zuvor mit Elisabeth, der Kaisertochter, sich vermählt. Zu der Hochzeitfeyer war des Ordens Treßler vom Hochmeister abgeordnet; der lauerte jetzt in Krakau, und mühte sich 3000 Söldner zu werben. Aber die Sendebothen kamen ihm zuvor, nahmen sie auf in des Bundes Dienst mit Billigung des Königs und seiner Räthe. „Darum, liebe Herren," schrieb der Gesandten Einer heim, „seyd vorsichtig, um Geld zu bekommen, denn es merklich den Beutel treffen will." Er klagte, daß man die Kreutzherren mit ihrer Habe von den Häusern frey ziehen lassen; er rieth, die vollen Speicher der Gebiethiger in Beschlag zu nehmen, und jeden, der Eigenthum des Ordens verwahre, zu dessen Auslieferung streng anzuhalten; denn, so schloß er, „Geld ist es, das man haben muß."

Man befolgte seinen Rath, bemächtigte sich aller Ordenseinkünfte, und das Silbergeräth seiner Kirchen wanderte in die Münze; ja man legte sogar in fremden Handelsstädten Beschlag auf dessen Schiffe und Güter. Aber ein Versuch der Danziger, Marienburg zu erobern, mißlang. Sie wurden hart geschlagen und zogen heim, ihre eigene Stadt zu bewahren, denn das Gerücht erscholl, der Deutschmeister sey im Anzuge.

Alles war indessen zu Krakau in Bewegung. Der wachsame Ordenstreßler redete vor dem Könige, nicht als wolle er ihn zum Richter aufrufen, sondern gleichsam nur ihn warnend, in keinen schlimmen Handel sich zu mischen. Wenn auch der Orden, so meinte

er, an seinen Unterthanen sich vergriffen habe, so müßten diese ihm „als einer Obrigkeit etwas zu gute halten," aber sie wären stolz, hoffärtig, auf Reichthum trotzend." Er bath den König, stille zu sitzen, oder dem Orden zu helfen, erinnernd an den ewigen Frieden, der mit zwey hundert Siegeln bekräftigt sey. Werde Casimir sich der Preußen annehmen, so gebe er eigenen Unterthanen ein böses Beyspiel, die dann auch Recht und Macht hätten, sich dem Orden zu unterwerfen. Treulose Leute würden auch ihm nicht Treue halten. Ob er, um solches Gesindels willen, seinen Eid brechen wolle?

Casimir, der rechtliche Mann, erwog die Gründe, und vermahnte die Bundesgesandten ernstlich, zu ihrer Pflicht zurück zu kehren; ihr Antrag bedürfe einer langen Berathung. „Die können wir nicht abwarten," erwiederten Jene, „wir haben es schon vierzehn Jahre unter uns berathen und wohl bedacht. Nun es angehoben worden, muß es durchgeführt werden, es gehe, wie es Gott gefällt. Wollen Ew. Majestät uns nicht aufnehmen, so müssen wir davon ziehen und anderswo Rath suchen, wo man mit beyden Händen nach uns greifen wird."

Da zögerte Casimir noch funfzehn Tage. In seinem Rathe ging es stürmisch her. Freylich hatten die Pohlen, gleich ihrem Könige, den ewigen Frieden beschworen, von zehn zu zehn Jahren den Schwur zu erneuern versprochen; ja der König hatte, im Falle er seinen Eid bräche, die Unterthanen ihrer Pflicht entlassen. Dennoch erhoben sich nur wenige Stimmen; die Nation theilte des Königs Haß und Mitleid. Der Bischof von Krakau allein, Cardinal Sbigneus, erregte Gewissenszweifel, die bey ihm selbst von keiner Dauer waren.

Durch Geld und Gabe hatte der Treßler manchen

gewonnen; so feyerten die Bundesgesandten auch nicht. Ihr Recht, ihre Beredsamkeit, ihr Gold, drangen endlich durch. Vergebens predigte dagegen der heilige Johann von Capistran, ein Calabrese und Hussiten-Bekehrer. Wenn die Fürsten Krieg beschließen, so fragen sie die Heiligen nicht um Rath. Am sechsten März erklärte Casimir die Preußen für seine Unterthanen, unter trefflichen Bedingungen zu Ehre und Nutzen gereichend. Alle Freyheiten wurden bestätigt — die Zölle vernichtet — Aemter, Würden, Schlösser im Lande, sollten nur Eingebornen verliehen — nichts für Preußen Wichtiges ohne dessen eigene Räthe beschlossen — die alten Gränzen beybehalten — der Gesetze Wahl Jedes Willkühr anheim gestellt — zu Thorn und Danzig Münzen errichtet — Handel und Straßen frey gegeben — der Schiffbrüchigen Güter nicht angetastet — die Preußen aller Vorzüge des pohlnischen Adels theilhaftig gemacht — sie auch zur Königswahl berufen werden. Nur einen Statthalter, doch mit Genehmigung der Stände, zu ernennen, behielt Casimir sich vor.

Diese wichtige Urkunde unterzeichneten auch Bischöfe, ja selbst der Cardinal Sbigneus, (der nähmliche, der in der Schlacht bey Tanneberg des Königs Leben rettete) zum Beweise, daß des Bundes gerechte Klagen tiefer eindrangen, als päpstliche Drohungen.

Dagegen stellten nun die Preußen eine feyerliche Unterwerfungs-Acte aus, und erbothen sich zum Huldigungseide.

Hierauf sandte der König dem Hochmeister einen Fehdebrief. Grund oder Vorwand gab es mancherley. Kränkung pohlnischer Unterthanen — Einführung neuer Zölle — Gränzverletzungen — die von beyden Landmeistern dem ewigen Frieden versagte Unterschrift — Wortbrüchigkeit gegen die Bürger zu Arenswaldt — Weigerung, den König als Schiedsrichter zu erken-

nen — alle diese Gründe, weitläuftig erörtert, sollten den Friedensbruch auf des Ordens Rechnung schieben.

Konnten sie bestehen vor dem Richterstuhle der Sittlichkeit? — Wann hat jemahls Politik darnach gefragt? — Immer waren sie so beschaffen, daß neuern Weltbeherrschern Stoff genug übrig bleibt, Casimirs Rechtlichkeit zu bewundern. Seine redliche Vermittelung hatte er fruchtlos angebothen; die Gesandten drohten fort zu ziehen. Sollte er es darauf wagen, statt des durch Zwietracht geschwächten Ordens, einen mächtigen fremden König zum Nachbar aufzunehmen? Seines Reiches Sicherheit kam in Gefahr.

Nie both sich ihm ein zweyter Augenblick wie dieser, in dem alles vereinigt, glücklichen Erfolg versprach. In Ungarn und Böhmen herrschte sein Schwager — der Kaiser, selbst hülfsbedürftig, sah das deutsche Reich zu einer Mördergrube werden — Dänemark und Schweden haderten mit einander — Rußland seufzte unter tatarischer Geißel — die Türken brauchten Zeit, um des griechischen Kaiserthums Eroberung zu befestigen — des Papstes Hülfe war nur beschriebenes Pergament — der Orden stand verlassen von seinen Unterthanen; zwieträchtig mit sich selbst — die Brüder in Liefland verzehrten bereits ihre Kräfte im Kampfe gegen die Ansprüche des rigischen Erzbischofs — deutsche Söldner waren kostbar, und das zerrüttete Reich schien nur wenige seiner Miethlinge mehr entbehren zu können. Der pohlnische Monarch hingegen beherrschte Litthauen sammt einigen russischen Provinzen, und — was mehr als alles — er konnte auf die Verzweiflung derer zählen, die um ihre Freyheit den Kampf auf Leben und Tod begannen.

Soll nicht zu allen diesen Gründen auch Regung der Menschlichkeit gezählt werden dürfen? Waren es

doch Unterdrückte, deren er sich annahm; war der Kreutzherren übles Regiment doch weltkundig, von ihrem unerschütterlichen Freunde, dem Papste selbst, also genannt. Sollte ein König taub vorüber gehen, als der Schwache um Hülfe zu ihm schrie? — Casimir erscheint gerechtfertigt. Auch die wichtigen, den Preußen zugestandenen Vortheile drücken deutlich den Wunsch aus, ihr Glück zu gründen, nicht seinem Ehrgeitze zu schmeicheln, oder nur die Gränzen seiner Herrschaft zu erweitern.

Alsobald verließ der Ordenstreßler Krakau, eilte nach Schlesien und Sachsen, um Söldner zu werben. Der wohlverdiente Hans von Baysen wurde zum Statthalter ernannt, und gelobte, die preußischen Bischöfe feindlich zu behandeln, wenn sie den Huldigungseid dem Könige weigern würden. Auch seine Brüder nahmen Theil an den späten Früchten seiner muthigen Beharrlichkeit: Stibor und Gabriel von Baysen erhob der König zu Woywoden von Königsberg und Elbing.

Der Kanzler, von einem Bischofe begleitet, empfing zu Thorn die Huldigung. Als vollends bald nachher der liebenswürdige Monarch sammt seiner jungen Gemahlinn nach Preußen kam; als er, auf seinem Throne sitzend, mehr durch Freundlichkeit als durch königlichen Schmuck glänzte, da strömte alles herbey, mit Herz und Mund den Eid zu schwören. Selbst die Bischöfe von Culm, Riesenburg und Samland gelobten Treue. Der von Ermeland war nach Breslau geflüchtet, wo er starb. Die Priester deutsches Ordens wurden genöthigt, ihre Kleidung gegen das Gewand des heiligen Augustin zu vertauschen.

In Elbing berieth sich Casimir mit Land und Städten: wie man Geld aufbringen, Conitz erobern, den Deutschmeister hindern solle, dem Orden Hülfe zuzuführen. Geld war herbey geschafft. Der König ver-

sprach Soldaten. Die Preußen warben Söldner. Der Orden that ein Gleiches. Im ganzen Lande Kriegsgeschrey. Auf allen Straßen zogen Gewappnete; in allen Herzen kochte Rache. — Der Orden hatte eilig vier gelehrte Doctoren nach Rom gesandt, mit Geschenken, deren der Papst wenig achtete, unfreundlich sprechend zu dem Wortführer: „Wahrlich, mein lieber Sohn, das Wesen und Leben der Brüder ist wider deine Klage. Uns ist kund geworden durch die Sendebothen des Landes Preußen, die Bedrückung des armen Volkes.“ Dem fügte er noch bittere Vorwürfe wegen gottloser Sitten bey. Indessen hielt er doch für nöthig, seiner ungerathenen Söhne sich anzunehmen.

Zu Thorn empfing der König, heim ziehend, Gesandte vom Papste, Kaiser und mehreren deutschen Fürsten. Ihr Wortführer empfahl Gerechtigkeit, Gnade, Tapferkeit. Die erste dieser Tugenden verbinde den Monarchen, das Genommene zu erstatten; die zweyte, dem Orden zu verzeihen; die dritte, gegen die Türken sich zu waffnen. Hierzu fordere man ihn auf, im Nahmen des Kaisers, der zu Nürnberg einen Reichstag halten werde.

Natürlich mußte jeder Fürst, dem dieser Türken-Krieg am Herzen lag, das Schwert der Pohlen von Westen nach Süden zu wenden sich bestreben; allein mit Recht erinnerte der Cardinal Sbigneus, der Orden werde Rache suchen, so bald er die Pohlen mit den Muselmännern im Kampfe begriffen sähe. Den Gesandten mangelten Beglaubigungsschreiben. Diesen Vorwand ergreifend, entließ sie Casimir mit höflichen Worten, kostbarem Pelzwerke, und dem Versprechen, durch Abgeordnete sein gutes Recht zu erweisen. Darauf wollten sie nach Marienburg, aber es wurde ihnen nicht verstattet.

Auf dem Reichstage suchte der Orden Hülfe. Gesandte und Ermahnungen war alles, was man zugestand; obgleich Aeneas Sylvius vorschlug, ein Heer aus Sachsen und Böhmen nach Preußen zu senden. Da des Papstes eigener Mund der Kreutzherren böses Regiment bezeugte, so mochten auch wohl viele Fürsten, davon zur Genüge unterrichtet, unlustig seyn, das Schwert zu ziehen; Trotz der bangen Klagen, welche Ludwig an ihren Höfen erschallen ließ. „Wellet Euch erbarmen," so schrieb er an Herzog Wilhelm von Sachsen, „wellet Euch, gütiger gnädiger Herr, erbarmen lassen der edlen Pflanzung Eurer seligen Aeltern und des gemeinen deutschen Adels, das ist unser Orden, der itzund leider also jemmerlich in aller Unschuld wird genöthigt."

Der König von Ungarn versprach mächtige Hülfe — es war ihm kein rechter Ernst. Mit einem großen Heere ließ ein Gerücht den Markgrafen von Brandenburg herbey eilen — es blieb ein bloßes Gerücht. Der Dänen-König rüstete Schiffe bey Bornholm, gegen die preußischen Seefahrer — das konnte wenig fruchten. Der König von Schweden ließ Beystand hoffen zu Wasser und zu Lande — die Hoffnung täuschte. Den Herzog von Masovien suchte Ludwig bittend von feindlicher Theilnahme abzuhalten.

Noch ein Mahl wollte der Papst, durch versüßte Drohungen, die Abtrünnigen schrecken. Er nannte sie geliebte Söhne, ob er gleich gestand, als Verächter seiner Befehle, dürfe er sie nicht so begrüßen; doch väterliche Liebe bewege ihn dazu. Wie anders klangen diese Worte, als jene harten Schmähungen in älteren Briefen. Was er väterliche Liebe nannte, war vermuthlich eine Wirkung der überraschenden Bothschaft, daß die Stände wirklich zu den Waffen gegriffen; denn immer donnerte Rom nur gegen Schwa-

che und wußte der Gewalt zu schmeicheln. Des Papstes süße Worte blieben fruchtlos wie vormahls seine Drohungen. Der Preußen ganze Antwort war die Wahl von sieben Edlen, sieben Bürgern, in den Rath des neuen Oberherrn.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Die Schlacht bey Conitz.

Die Art Krieg zu führen, in jenen Zeiten, glich der heutigen so wenig als die Denkart. Eine geringe Zahl von Trabanten, in des Herrn beständigem Dienste, mochte dessen Schlösser allenfalls bewahren, doch keine ernstliche Fehde ausfechten. Zu großen Rüstungen bedurfte es fremder Söldner, überall für Geld zu finden, besonders in Böhmen, dessen Bewohner damahls zu hören verdienten, was einst Philipp von Macedonien zu den Aetoliern sprach: „Ihr schämt euch nicht, dem Einen wie dem Andern Soldaten zu liefern, und Eure Fahnen wehen in beyden Heeren.“ Jedes Land hat seinen Handelszweig; der böhmische war damahls Menschenkraft. Aber auch Deutschland lieferte ungerathene Söhne genug, die gern den heimischen Herd und Pflug gegen ein Leben vertauschten, wie es Schiller in Wallensteins Lager schildert.

Wo ein adeliger Abenteurer, etwa der jüngere Sohn eines erlauchten Hauses, sein Panier aufpflanzte, da lief allerley Gesindel hinzu, auch wohl mancher Rechtliche, durch Kampflust oder Mangel getrieben. Einen solchen Haufen zu nähren, vermochte der Hauptmann selten; der warb ihn nur in guter Hoff-

nung, selbst von einem Reichern geworben zu werden, gleichviel ob dieser reichere Fürst oder Unterthan, Bedrücker oder bedrückt, in gerechter oder ungerechter Fehde begriffen. Gold war die Losung! Für Gold konnte jedes Städtlein, jedes Dorf ein Heer ins Feld stellen. Ritter mit berühmten Nahmen, aus alten Geschlechtern, schämten sich keinesweges, Söldnerhauptleute, auch in Bürgerdiensten, genannt zu werden. Doch wehe dem, der sie nicht pünctlich bezahlen konnte! Alsobald kehrten sie die Waffen gegen ihn selbst, und handelten gerecht nach ihrer Weise, denn gewöhnlich ward ausdrücklich diese Freyheit fest gestellt.

So begaben sich in des Ordens Dienste die Grafen von Gleichen und Montfort, Heinrich Reuß von Plauen der Junker, und viele andere, ausbedingend, bey ermangelndem Solde, Schlösser, Städte, pfandweis inne zu behalten, bey Gelegenheit sie zu verkaufen, oder nach Gefallen auf irgend eine Weise zu benutzen. So rieth Casimir den Ständen, Geld zu schaffen, um die lästigen Böhmen, ihre Söldner, vor Conitz los zu werden, oder ihnen gleichfalls Schlösser pfandweis einzuräumen. Das Letztere schien zu gefährlich. Man unterwarf sich lieber einer außerordentlichen Steuer, wogegen Casimir den Städten des Landes Einkünfte versetzte.

Freunde des Ordens werfen den Verbündeten vor: sie hätten ohne Murren zu größern Auflagen sich verstanden, als der Orden je von ihnen gefordert, also habe nur ein Geist des Aufruhrs sie beseelt. Menschenkenner erwiedern: Schwärmerey (gleichviel wofür) beraubt sich gern auch des Nöthigsten, denn sie schwelgt im Vorgenusse dessen, was die Einbildungskraft ihr reitzend mahlt. Der Sclave hingegen reicht zuckend jeden Groschen, weil er, mit Recht oder Unrecht, wähnt, er füttere Tagediebe, oder schmiede seine eige-

nen Ketten fester. Ein Regent, der von den Unterthanen fröhlich entrichtete Gaben begehrt, muß ein National-Gefühl zu erregen wissen, sey es für Ruhm, Ehre, Freyheit, Rache oder Frömmigkeit; denn nur wenn das Volk sich selbst als Zweck der Abgaben betrachtet, wird es ohne Murren sich erschöpfen.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Verbündeten der Zukunft vorgegriffen, als sie dem Könige mit der Unterwerfung von ganz Preußen schmeichelten; nur etwa die Hälfte der dem Orden unterworfenen Städte schüttelte dessen Herrschaft ab. Aber diese Hälfte war der Kern, das Mark des Landes, und konnte füglich für das Ganze gelten. Der östliche Theil von Preußen, durch die Kriege mit Litthauen verarmt, blieb treu, wie Arme pflegen, wurde auch vielleicht, der Dürftigkeit halber, minder bedrückt.

In den großen Städten gebar der Reichthum — nicht Freyheitsgefühl, (jenem Götzen ewig fremd) — nein, Trotz, Hochmuth, Geitz. Danzig, die reichste Bundesstadt, darum stets am stärksten beschatzt, klagte oft vergebens: „Manche achten Geld höher als Freyheit.“

Wir allein tragen des Kriegers Bürde. Bisweilen wußten sie dieselbe auf Kriegsmanier sich zu erleichtern, denn Stibor von Bayfen, ihr Söldnerhauptmann vor Marienburg, bezahlte seine Böhmen mit dem Gelde der Pfarrherren in den Gebiethen Elbing und Balga. Schlimmer noch ging es den geistlichen Freunden der Kreutzherren, in deren Dörfern von böhmischen Ordens-Trabanten gesengt, gebrennt, gemordet wurde.

Ehe Casimir das Schwert zog, ging er nach Litthauen, wo gährender Unwille herrschte, wegen unbefriedigter Ansprüche auf Podolien. Des Königs Freundlichkeit bewirkte Ruhe, ein Hülfsvolk von 5000 Reitern, und Gränzwache gegen die Liefländer. Auch der

Chan der crimischen Tatarn, Ayggerei — von welchem Geiste getrieben, ist unbekannt — both ihm dort willkommenen Beystand gegen den Orden an.

Der Preußen erste Schritte auf der ungewohnten Kriegesbahn bezeichnete nur Blut, nicht Sieg. Eine zweyte Niederlage vor Marienburg schlug den Danzigern neue Wunden; tiefere noch die Verrätherey ihres Söldnerhauptmanns, Grafen Hoenstein, „der in ihrem Rathe saß, ihre Briefe las, um alle ihre Heimlichkeiten wußte," aber dennoch plötzlich zu dem Feinde überging.

Des Königs Hülfe an Geld und Mannschaft säumte; Hans von Bayfen klagte laut darüber. Eine Seuche raffte viele hinweg, die Verschonten ergriff Aberglaube. Preußen, Pohlen, in einem Lager stehend, vertrugen sich übel. Die letzteren plünderten, gleich als in Feindes Lande. Unter solchen trüben Aussichten erschlaffte vieler Muth, indessen ihrer bald noch eine schwerere Prüfung harrte.

Zwar hatte Casimir sich aufgerafft, Sthum erobert und ein großes Heer vor Conitz geführt, aber welch ein Geist dieß Volk beseelte, wurde schon in dessen Heimath kund, wo es jeden Schritt durch Raub oder Unzucht besudelte. Dagegen hatte mit ganzer Kraft der Deutschmeister Hülfe aufgebothen. Schon rückte er an; mit ihm Herzog Rudolph von Sagan und viele wackere Ritter. Sie führten 6000 Mann herbey, um das, von Hunger und Flammen geängstete, dennoch tapfer vertheidigte Conitz zu entsetzen. Heinrich Reuß von Plauen warf sich mit dem Vortrabe glücklich in die Feste.

Der Deutschen Ankunft wurde dem Könige verkundschaftet. Er eilte ihnen entgegen; doch sie erschienen nicht da, wo er allein ihren Durchzug möglich glaubte. Zu leicht der Vermuthung trauend, sie wä-

ren abgeschreckt, heim gekehrt, zog er ruhig zurück vor Conitz. Da lag er, vom Reiten ermüdet, ungerüstet in seinem Zelte, als die Deutschen plötzlich auf einer bisher unversuchten Straße ihr Ziel erreichten, und ihre Trompeten den überraschten König zur Schlacht riefen.

Vergebens warnte man ihn, dem ungeübten, frechen Volke seiner Pohlen nicht zu vertrauen; vergebens riethen kluge Männer, den Feind ungehindert in die Stadt zu lassen, durch Hunger dann die Uebergabe zu erzwingen. Die Pohlen, auf ihre Menge trotzend, prahlten: es bedürfe nur des Peitschenknalles ihrer Fuhrleute, um den geringen feindlichen Haufen zu verjagen. An ihrer Spitze standen unwissende vornehme Herren, die sich bedünken ließen, schon die Geburt verleihe, sammt der Feldherrnwürde, auch die nöthigen Verdienste. Den Beweis ihrer Tüchtigkeit lieferten diese Helden, indem sie einen Morast der Reiterey zum Kampfe anwiesen.

Die Schlacht begann. Der Pohlen Menge und erster Ungestüm erfochten Anfangs einige Vortheile. Die Ordensvölker wankten. Herzog Rudolph drohte, jeden Flüchtling mit eigener Hand zu durchbohren. Er selbst that Wunder der Tapferkeit. Doch den Allzukühnen traf ein Kolbenstreich; er fiel. Ihren Helden rächend, drangen die Deutschen wüthend über seinen Leichnam vorwärts, trennten des Feindes Schlachtordnung. Zu rechter Zeit öffneten sich die Thore von Conitz, und Heinrich Reuß fiel mit der Besatzung den Pohlen in den Rücken. Sie geriethen in Verwirrung. Der König vom Pferde gestürzt, mitten im Gedränge, mahnte sie laut an Ehre und Pflicht. Umsonst, sie flohen. Die Reiter blieben in den Sümpfen stecken. Der Verfolger Schwert wüthete. 3000 Pohlen bedeckten die Wahlstatt, unter ihnen viele Edle, selbst der

Kanzler mit dem königlichen Siegel. Die Reichsfahnen verschwunden — das Geschütz verlassen — des Königs Zelt, Waffen, Leibroß, Tischgeschirr, ja dieselbe Krone, die sein Haupt schmückte, als er die Huldigung zu Thorn empfing — sogar die Unterwerfungs-Acte der Verbündeten fiel in Feindes Hände. Casimir selbst in Gefahr — die Treue seiner Gefährten erkämpfte ihm Raum zur Flucht. Auf dieser, hart bedrängt, das ermüdete Roß ihm den Dienst versagend, hoffte er vergebens zu entrinnen, hätte nicht Georg Wol, berühmt durch edle Abkunft und Riesenstärke, sein eigenes, frisches Pferd ihm aufgedrungen, einen Fußsteig durch den Sumpf ihm zeigend. Hier stellte sich der tapfere Georg, unberitten, ganz allein: Pfeil um Pfeil schwirrte von seinem Bogen, die Nachsetzenden verscheuchend.

Endlich brach die Nacht herein, den Flüchtlingen zum Schutze, in deren Wirbel Casimir gezogen mühselig nach Thorn entkam. Viele, schon in Sicherheit, schämten sich nachher der Flucht, schlichen zurück und ergaben sich freywillig.

Die Lebensmittel, im pohlnischen Lager auf 4000 Rüstwagen erbeutet, reichten hin, Conitz für zwey Jahre zu versorgen. Ueber 300 Gefangene schleppten die Kreutzherren nach Marienburg in schmähliche Kerker, versagten tödtlich Verwundeten Hülfe, Gestorbenen ein ehrliches Begräbniß. Die Leichen wurden in die Nogat geschleudert.

Fromme Pohlen sahen in dieser schweren Niederlage Gottes Strafe wegen verübter Gräuel; andere warfen dem Feldherrn ungeschickte Wahl des Schlachtfeldes vor.

Jetzt huldigten, nach Weltlauf und Windeshauch, die Muthlosen dem Glücke. Von Marienburg entwichen die Belagerer bey nächtlicher Weile, durch Seuchen und Zwist geschwächt, Lager und Geschütz preis

gebend. Der letzte Haufe floh, als Glocken und Pauken von den Thürmen der Stadt den Sieg des Ordens feyerten. Die Thore des nur kürzlich theuer erkauften Sthum öffnete freywillig, ohne Noth, Remsel von Brixen, dem es auf adelige Treue befohlen war. Ein Bürger von Braunsberg verrieth Preußisch-Mark. Neun andere Schlösser und Gebiethe fielen erschrocken, doch ungezwungen, dem Orden zu. Dirschau und Mewe ergaben sich nach kurzer Belagerung. Der Bischof von Samland erkaufte Versöhnung durch sein Kirchengeräth und Silbergeschirr.

Doch der großen Städte Muth blieb ungebeugt. Sie sandten eine Bothschaft an den König, ihn beschwörend, nicht zu verzagen; sie wollten bey ihm bis auf den letzten Mann, Leib, Gut und Blut daran setzen. Der König lobte ihr standhaftes Gemüth und zeigte sich selber unerschüttert.

Die frohlockenden Kreutzherren bliesen Victoria an allen deutschen Höfen, sich berühmend: durch eine einzige Schlacht die widerspänstigen Lande wieder gewonnen zu haben. Ein Gerücht ward ausgesprengt, und geflissentlich unterhalten: Casimir sey todt. Der Hochmeister sandte von Stadt zu Stadt, ließ Verzeihung, Gnade, vermehrte Freyheit anbiethen. Doch weder glatte Worte im Lande, noch Prahlereyen außer Landes, schafften ihm gehofften Nutzen. An befreundeten Höfen erkaltete der Eifer, weil sie schnelle Hülfe nun für überflüssig hielten. Danzig sah ohne Zagen die Feinde unter seinen Mauern, die mehr als ein Mahl ihm den wichtigen Mühlendamm durchstachen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Das zweyte Kriegesjahr.

Casimir lebte zu des Ordens Schrecken, und zeigte bald nicht bloß in Worten seinen ungeschwächten Muth; denn kaum zwey Monden nach der Schlacht bey Conitz erschien er aufs neue mit einem Heere, dessen Zahl die Preußen in freudiges Erstaunen setzte, ging über die Weichsel und schlug sein Lager bey Thorn auf. Hier traten vor ihn Gesandte aus Ungarn, ihn auffordernd, sich ihres Königs schiedsrichterlichem Ausspruche, gleich dem Hochmeister, zu unterwerfen. Ein Feldherr, mitten in seinem Lager, bedarf kaum einer Ausflucht. Doch erwiederte Casimir: „Gern, wenn mein Schwager die deutschen Räthe entfernen, und nur die Böhmen hören will.“ Dann zog er mit dem Heere fort, eroberte Riesenburg, Bischofswerder, belagerte Lessen. Hans von Baysen ließ ein dringendes Aufgeboth in das Land ergehen; zehn Huben stellten einen Mann.

Die Danziger rissen, mit des Königs erschlichener 1455.
Bewilligung, die so genannte junge Stadt vor ihren Thoren nieder, deren gedeihlichen Wachsthum von 1400 Häusern sie schon längst mit schelen Augen sahen, jetzt den scheinbaren Vorwand benutzend, daß der Feind sich da verschanzen werde, und jenen Bürgern, vom Orden stets begünstigt, wenig zu trauen sey. Diese Gewaltthat ist ein schwarzer Flecken in Danzigs Geschichte. Der Vortheil, den etwa die jüngern Bürger den älteren entzogen, war sicher unbeträchtlich, denn ungehindert hatte Danzig zum Range der reichsten

Handelsstädte von Europa sich empor geschwungen. Man ist daher berechtigt anzunehmen, daß allein kaufmännische Habsucht jene grausame Maßregel erzeugte. Der Staat gewinnt bey getheiltem Handel und Wohlstande, aber Danzig schien nur sich selbst der Staat. Casimir hatte geschworen, das Eigenthum jedes Einzelnen zu schützen. Man schreckte ihn durch das Gerücht, der Orden wolle, durch flammende Vorstädte, das Feuer in die Städte selbst verbreiten. Darum ließ er den Danzigern ihren sträflichen Willen, und gierig rannten sie mit brennenden Fackeln hinaus, die Wohnungen schuldloser Mitbürger zu zerstören.

Ein Versuch des Hochmeisters, den König zu bewegen, aufrührerischen Unterthanen seine Hülfe zu entziehen, blieb fruchtlos. Obgleich er ihn beschwor: „bey dem harten Winter, in dem die armen Leute verderben müßten, bey den Türken, die einst mächtig in Pohlen gewesen.“ Allein er hatte zugleich seinen Gesandten streng untersagt, Frieden oder Waffenstillstand einzugehen, bevor nicht Casimir alles Eroberte wieder abgetreten; dann erst wolle er sich einem Schiedsrichter unterwerfen.

Auch der Dänen-König vermahnte die Pohlen abzulassen, weil doch Gott gebiethe, selbst einer bösen wunderlichen Herrschaft zu gehorchen. Erichs Beyspiel, ohne welches er selbst die dänische Krone vielleicht nie getragen hätte, schien vergessen. Doch jene Ermahnung ausgenommen, that er wenig für den Orden, dem er thätigern Beystand allzu theuer verkaufen wollte.

Eben so täuschend blieb die Hoffnung auf schwedische oder ungarische Hülfe. Nur mit dem Markgrafen von Brandenburg schloß der Hochmeister ein in der Geschichte fast unerhörtes Bündniß, gegen beyderseitige Unterthanen auf künftige, mög-

liche Fälle errichtet, denn es wurde ausdrücklich bedungen, daß, ehe dasselbe in Kraft trete, der Krieg mit Pohlen beendigt seyn müsse.

Dem verlassenen, seiner Einkünfte beraubten Orden blieben also nur Söldner übrig, die zu befriedigen er Schlösser, Städte, Kleinodien veräußerte; Anweisungen auf deutsche Ballayen gab; sogar den Ablaßkram nicht verschmähte; endlich doch Marienburg, den Sitz des Hochmeisters, Hauptleuten verpfänden, ja die Bürger ihres Eides entlassen mußte, den die übermüthigen Söldner begehrten, daß man ihnen förmlich huldigen solle. Nur der Burgemeister Blum wandte es ab durch die kühne Antwort: man hat den Hochmeister gezwungen; nicht er allein, der ganze Orden ist unser Herr.

Casimir suchte Geld in Litthauen und Rußland. Die Großen seines Reiches unterstützten ihn. Die Bischöfe von Gnesen und Wladislaw brachten ihr Kirchensilber Trotz des Volkes Murren.

Das Kriegesglück war abwechselnd, des Landes Elend gränzenlos. Im culmischen Gebiethe suchte man vergebens ein unzerstörtes Haus, oder Vieh auf dem Felde. Kaum zeigte das Ufer der Weichsel noch einige Fischerhütten. So wohl die Kreutzherren als die Preußen mußten ihren Unterhalt aus der Fremde ziehen, denn ihre eigenen Felder blieben unbestellt. Fast unerschwinglich waren die Kosten solcher Zufuhr, besonders für den Orden, denn er hatte nie zuvor unternommen, eine Seemacht sich zu bilden, und nur ein großer Gewinn konnte Schiffer locken, den Gefahren zu trotzen, mit welchen auf der Ostsee die überlegene Macht der Danziger drohte.

Mit den Verbündeten trieben die Söldner kein besseres Spiel als mit dem Orden, Freunde, Feinde, Heiligthümer wurden geplündert. Die Kornspeicher

mit Brand bedroht. So zwangen sie endlich die Städte zu ungeheuern Auflagen; wer vom Eigenthume des Ordens sich etwas zugeeignet hatte — (und deren waren viele) — mußte es wieder bringen in den gemeinen Schatz, oder den Werth ersetzen. Ja selbst dem verhaßten Pfundzolle, durch Trotz und Blut abgekauft, mußte man sich wieder unterwerfen. Das erregte großen Unwillen. Hans von Bayfen schrieb den Danzigern: es sey in den preußischen Niederlanden keinem mehr zu trauen.

Zwey von den drey Städten, aus welchen Königsberg besteht, traten auf des Ordens Seite, die dritte ward belagert. Bürger fochten gegen Bürger, Blutsverwandte vergossen ihrer Geschlechter Blut. Heinrich von Plauen schleuderte Briefe in die Stadt, Zwietracht schürend. Man stürmte aus verbollwerkten Schiffen. Hartnäckig war der Widerstand vierzehn Wochen lang. Aus dem Schiffe des Herzogs von Sagan floß das Blut herab in den Pregel. Die Danziger ausgenommen eilte niemand zu Hülfe. Auch diese dritte Stadt mußte sich ergeben. Um andere zu locken, wurde sie milde behandelt. Nicht einmahl die zerstörten Kirchen wieder zu erbauen, ward ihr vom Sieger auferlegt. Doch seine Rache vergaß er nicht, so bald nur ein scheinbarer Vorwand sich erlauern ließ. Denn als die Gegend um Königsberg von Danzigern verheert wurde, mußten zwölf Rathsherren und mancher ehrliche Bürger Weib, Kind und Vaterland verlassen, wegen eines unbewiesenen Verständnisses mit dem Feinde.

Ein Anschlag auf Thorn mißlang. Verräther im Rathe selbst wurden enthauptet, geviertheilt. Das Capitel zu Frauenburg fiel dem Orden wieder zu. Durch Seeräuberey suchte man die Quelle von des Bundes Reichthümern, den Handel abzuschneiden. Danzig rächte sich, indem es den Schiffen der Holländ-

der wehrte, ihre Waaren in das Ordensgebieth zu führen; die verrätherischen Thumherren zu Frauenburg wurden gezüchtigt, endlich das Tief zu Balga versenkt, und dadurch so wohl Dänen als Liefländern der Seeweg versperrt. Der Herzog von Burgund vergalt Gleiches mit Gleichem, dem Könige erklärend: Papst und Kaiser liegen mir an, dem Orden beyzustehen, ich will aber unfeindlich bleiben, auf daß der Handel meiner Niederländer mit allen Preußen, gleich viel wessen Unterthanen, ungestörten Fortgang habe. Den bewiesenen Ernst haben die Danziger mir abgezwungen.

So schwang die Zwietracht ihre Fackel über Land und Meer. Alle führten Krieg mit Allen. Der Freund sah im Freunde nur den Mann, der morgen ihn vielleicht verrathen werde; der Bürger traute dem Bürger nicht; der Bruder hüthete sich vor dem Bruder; der Vater zitterte für des Sohnes Leben, der Tochter Unschuld. Feige Söldner, der Kriegszucht spottend, bedrohten eigene Anführer mit dem Tode. Niemand konnte sich rühmen, er werde Morgen noch ein Eigenthum besitzen.

Bey dem Kaiser drang der Orden auf Achtserklärung. Friedrich, statt die Acht rasch auszusprechen, als seines eigenen verhöhnten Urtheils nothwendige Folge, verfuhr auch jetzt noch mit jenem zweydeutigen Glimpf, den er von Anbeginn bey diesen Händeln walten ließ. Er lud die Verbündeten zur Verantwortung auf einen spätern Gerichtstag, und erst dann, als drey Mahl gerufen, niemand erschien, verkündete er die Reichsacht. Ihm kam der neue Papst Calixtus mit dem Bannstrahle zu Hülfe, geschleudert gegen jeden, der nicht binnen sechzig Tagen zu seiner Pflicht zurück kehren werde. Die Edelleute, sprach er, sollen verlustig seyn ihres Adels, aller Güter und Rechte, ehr-

los, schutzlos; ihre Urtheile vernichtet; jeder ihnen geschworne Eid gelöst; ihre Räthe entehrt, deren Güter dem Orden anheim gefallen. Sogar die Erben traf der Fluch. Verführte Geistliche, deren Hand, die heiligen Sacramente entweihend, solche den Empörern gereicht, erklärte der päpstliche Zorn ihrer Aemter verlustig, unfähig, der Christenheit je wieder zu dienen, ja ihre Klöster verloren alle Gerechtsame und Freyheiten.

Der Hochmeister selbst fürchtete Erbitterung von der zu weit getriebenen Strenge. Er bath den heiligen Vater, alle zu absolviren, die jetzt oder künftig dem Orden sich ergeben würden; und es geschah, mit Ausnahme von Priestermördern oder Kirchenzerstörern.

Auch bey den Bürgern selbst versuchte Ludwig Milde, lockte durch Verheißungen, wollte sie unter einander zwistig machen. Aber die gaben ihm eine schnöde Antwort: „Gott hat uns erlöst aus der ägyptischen Gefangenschaft, und das abgehauene Glied mit dem rechten Haupte wiederum vereinigt; davon wollen wir nicht scheiden bis in den Tod."

Markgraf Friedrich von Brandenburg, vom Kaiser beauftragt, erboth sich zum Vermittler. Casimir sagte weder Ja noch Nein, warnte die Danziger vor des Friedensstifters Schmeichelworten, gelobte Beharrlichkeit, und erinnerte an die große Zahl der Söldner, die er, zu Preußens Schutz, auf eigene Kosten unterhalte. Aber eben diese Söldner, sie mochten dienen, wem sie wollten, brachten alles in Verzweiflung. Bürger, Bauern, Priester, Laien, alle schrien Ach und Weh! Der König erklärte: es sey ihm getreulich leid, er könne aber nicht helfen bis auf gelegenere Zeit.

Solche Bedrängniß konnte für den Frieden wohl eine günstige Stimmung erzwingen, und der Markgraf hoffte, die Gemüther vorbereitet zu finden, als er

persönlich in Preußen erschien, eben zu der Zeit, da Casimir mit 150,000 Mann über die Weichsel ging. Zu Bromberg trafen beyde Fürsten zusammen. „Mein Vater," sprach der Markgraf, „hat Eures Vaters Brot gegessen; ich selbst bin in Pohlen erzogen, aufgewachsen, mir ist dort viel Ehre und Gutes erwiesen; so will ich nun freundnachbarlich den Frieden zu vermitteln suchen.

Sein Vorschlag war: daß von den kriegführenden Theilen einer auf das Land verzichten, der andere durch Geld und Güter den Verzichtenden entschädigen solle. Zugleich erboth der Orden sich zum Rechte. Casimir verschmähte es nicht; allein jener wollte zu Richtern, den Papst, Kaiser oder König von Ungarn, dieser das Concilium; so geschah keines.

Der Hochmeister both Geld. Casimir antwortete: „das wolle Gott nimmermehr, daß wir christlich Blut verkaufen sollten."

„Gedenket des Ordens Stiftung," sprach der Markgraf, „er ist eingesetzt, um gegen die Heiden zu fechten."

„Wir wissen es wohl," versetzte der König, „doch binnen zwey hundert Jahren ist wenig davon kund geworden; ja, wenn die Krone Pohlen gegen Türken und Heiden focht, hat der Orden, durch Einbruch in ihre christlichen Länder, sie wohl gar daran verhindert. Unsere Vorfahren sind des Ordens rechte Stifter, die haben ihn in dieses Land gesetzt. Nun er aber zu allen Zeiten undankbar, sein Gelübde mannigfach gebrochen, so haben wir endlich das verschenkte Land unserer Krone wiederum einverleibt, und wollen es nimmermehr übergeben."

Der Markgraf schwieg und zog heim. Ihn zu bewirthen, hatte der verarmte Hochmeister das Silbergeschirr vom Abte zu Pölplin und hundert Mark von dem zu Oliva borgen müssen. Als seinem treuesten

Freunde vertraute er ihm, bey der Heimkehr, das Ordens-Archiv. Um welcher dringenden Gefahr willen? ist schwer zu errathen, denn schon im folgenden Jahre wurde es zurück geliefert.

Jetzt belagerte der König zum zweyten Mahle Lessen an der Ossa. Hunger und Kälte hatten ihn das erste Mahl verscheucht. Grobes Geschütz führten ihm die Städte zu, aber es war untüchtig. Mangel riß abermahls im Lager ein, denn zwölf Meilen in die Runde erblickte das Auge nur eine Wüste. Seuchen rafften die Pferde weg. Ueberdruß jagte die pohlnischen Großen heim. Casimir zog sich zurück. Die Söldner forderten Geld, empfingen statt dessen allerley Waaren. Die Danziger, am meisten belastet, murrten. Verrätherey, im Finstern schleichend, ward entdeckt, bestraft. Doch des Unkrauts Same hatte Wurzel geschlagen. Laut regte sich Unwille, als der König die Bürger ihrem harten Schicksale und eigener Beschirmung überließ; statt erbethener Hülfe an Geld und Volk, nur Briefe sandte, zur Treue sie ermahnend. Da drohte Ausbruch der Empörung.

„Was thut ihr!“ warnte Casimir, „gedenket der Städte Königsberg! hat Verrätherey ihnen Frucht getragen? — was vermag der Orden? verlassen ihn die Söldner, so schwindet seine Macht und Zuversicht. Wir aber sind um keinen Lohn gemiethet, beschirmen euch mit unserm eigenen Blute, haben auch schon mehr als zwölf Mahl hundert tausend Gulden daran gewagt. Seht euch vor! übergebt ihr das Land, so wollen wir es jährlich also verwüsten, daß ihr zu ewigen Zeiten verderben sollt.“

Durch solchen Ernst, mehr noch vielleicht durch Abtretung der Comthurey zu Danzig und anderer Ordensgüter zum Ersatze der schweren Kosten, ward die Gährung dieses Mahl gestillt. Mit dem neuen Zuwachse

an Besitzungen wuchs auch der Bürger Muth; sie vergaßen, daß der Krieg bereits von ihrem Gelde eine Viertel-Million verschlungen hatte, verdoppelten willig ihre Anstrengungen.

Mehrere der kleinen Städte hingegen fielen ab, durch glänzende Versprechungen des Ordens gelockt, denen freylich, von feindlicher Seite, noch keine glänzende Thaten das Gegengewicht hielten. Denn — Marienburg vergebens berannt — die Schlacht bey Conitz verloren — ein stolzes Heer von einer Hand voll Deutscher geschlagen — die Belagerung von Lessen zwey Mahl aufgehoben — die Städte Königsberg verrathen und erobert — die Söldner ausgelassen — die Danziger zwieträchtig — der König fern — der Kaiser ächtend — der Papst fluchend — wahrlich! Begebenheiten, die den muthigsten Trotz wohl beugen konnten.

Castmir selbst, nicht einverstanden mit den von seinen Räthen ihm eingehauchten Aeußerungen, bereute still und laut, daß er in dieses Labyrinth sich verirren müssen. Minder ehrgeitzig als Ruhe liebend, hing er mehr an seinem Fürstenthume Litthauen, wo er die glücklichen Jugendtage verlebte, und von treuen Freunden umgeben war, als an einem Königreiche, wo die Großen ihn bevormundeten, er keines getreuen Mannes sich rühmen mochte. Dort wünschte man nichts eifriger, als den geliebten Fürsten im Lande zu behalten; mit Casimir, dem Könige von Pohlen, war man oft unzufrieden, mit Casimir dem Großherzoge nie. Hier mußte er, gegen seine Neigung, einen schweren Krieg führen, bald den Uebermuth der Großen, bald den der unbezahlten Söldner, bald der Preußen bittere Klagen, und über dieses alles noch solche Armuth erdulden, daß er seine Handwerker nicht bezahlen konnte. Was Wunder, daß er einst bey Nacht und Nebel die

Flucht aus Thorn nach Litthauen ergriff, und von den nacheilenden Räthen fast mit Gewalt mußte zurück geführt werden.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Das dritte Kriegesjahr.

1456. Ein neues blutiges Jahr begann mit unblutigem Federkrieg, der beweisen mag, daß beym Kampfe der Schwerter auch die Zungen nicht ruhten. Heinrich Reuß schrieb den Danzigern: „es sey ein Mährlein, daß die Kreutzherren öffentlich bekannt, es stehe nicht in ihrer Macht, den Königsbergern Wort zu halten, wäre es auch auf Pergament von ihrer Haut, mit Dinte von ihrem Blute geschrieben und mit ihrem Herzen besiegelt.“ Lockend fügte er, zu eigenen glatten Worten, rühmliche Zeugnisse jener Bürger. Statthalter nannte er sich in diesem Briefe; eine Würde, die sonst nur in des Hochmeisters Abwesenheit oder mit dessen Tode einzutreten pflegte. Der schwache Ludwig bekannte sich lebendig todt.

Die Danziger antworteten: „wart ihr doch ganz anderes Sinnes, als ihr vor dem Kaiser spracht: Ihr wolltet lieber ein wüstes Land beherrschen, denn ein blühendes von Widerspänstigen bewohnt. Es sollte noch manchem sein Haupt kosten, denn wir wären eigener als gekaufte Knechte.“

So hatte der Ritter Uebermuth jeden Weg zur Annäherung versperrt, und keine sanfte Schmeichelrede konnte jetzt verwischen, was ihr Hohn vor Jahren tief in die Gemüther grub. Oft begeiferte giftiger Arg-

wohn schuldlose Handlungen. So, zum Beyspiele, als der Orden Schillinge schlagen ließ, die, von dem darauf geprägten Bilde, Keulenschillinge genannt wurden, da hörte man alsobald die gehässige Deutung: der Orden wolle die Pohlen mit Knitteln aus Preußen jagen.

Indessen wurden jetzt von beyden Theilen die Waffen lau geführt. Das, in manchem Kampfe, vor mancher Feste vergossene Blut erkaufte weder Sieg noch Frieden. Der König kam in diesem Jahre gar nicht ins Land. Er zitterte stets für den Verlust von Litthauen. Das jüngere, angenommene Kind mochte ihm das ältere, geliebte nicht ersetzen. In Petrikau sprachen die Gesandten der Litthauer dreiste Worte zu ihm: „Erfülle deinen Eid wegen Podolien, sonst müssen wir zur Wahl eines neuen Großfürsten schreiten.“ — Gern hätte Casimir nachgegeben, aber die Pohlen liessen Podolien nur noch sorgfältiger bewachen. Da wählten die erbitterten Litthauer wirklich den Großfürsten Simon zu ihrem Herrn. Der König erfuhr es durch seine Getreuen. Die Pohlen wollten ihn nicht ziehen lassen, bevor der Krieg in Preußen geendigt sey, aber dießmahl gab die dringende Gefahr ihm Entschlossenheit; er entriß sich ihrer Vormundschaft, floh nach Litthauen, und seiner Mäßigung, seiner Freundlichkeit, verdankte er abermahls Besänftigung der Gemüther.

Doch furchtbar wuchs die Geldnoth. Er beschatzte Geistlichkeit und Adel, am stärksten die Erstern; sie stemmte sich umsonst dagegen, Noth überschrie den Eigennutz. Die Hälfte des Ertrages aller Hauptkirchen, aller königlichen und adeligen Güter wurde zugestanden; der sprechendste Beweis von Seltenheit barer Münze.

Noch bedrängter war der Hochmeister. Auf den Reichstagen zu Nürnberg und Frankfurt bath er um

Geld, wurde vertröstet, erhielt nichts. Deutschlands Zerrüttung erschwerte des Ordens Schicksal. Ludwig versetzte dem Herzoge von Sagan ein silbernes Marienbild, ein güldenes Kreutz, do das Holz vom hilligen Krewze ynn vermacht ist, die Reliquien der heiligen Barbara und ein Stück von unsers Herrgotts Rock sammt der güldenen Bulle darüber; sogar mit der Berechtigung, alle diese frommen Kostbarkeiten weiter zu verpfänden. Den König von Dänemark bath er dringend um 50000 Gulden und 2000 Reisige. Graf Hans von Gleichen erhielt Vollmacht, das Silbergeräth der Balleyen zu verhandeln. Der Ordensanwald am päpstlichen Hofe mußte Schulden halber Rom verlassen; Ludwig konnte ihn nicht auslösen. Städte und Schlösser wollte er veräußern, wo sie auch gelegen, aber die Gebiethiger in fremden Landen versagten ihre Einwilligung.

Das Härteste, wozu die Noth ihn zwang, war: Aufopferung der Neumark, die er, beym Ausbruche der Fehde, für 40,000 Gulden, ein Jahr später für 100,000 an Brandenburg abtrat. Markgraf Friedrich hatte dieses Kleinod seit Anbeginn des Krieges in Schutz genommen; der Söldner freyen Durchzug verstattet; dem eigenen Adel vergönnt, unter des Hochmeisters Fahnen zu kämpfen. Er eilte, den Handel abzuschließen, da des Ordens Söldner ein Pfandrecht in der Neumark sich bedungen hatten, und schon Verdacht flüsterte, sie würden das Land den Pohlen verkaufen. Wenn nun gleich der Orden das Wiedereinlösungsrecht nach Ludwigs Tode sich vorbehielt, so blieb für jetzt doch keine Hoffnung zu dessen Ausübung vorhanden.

Also fiel auch dieser kostbare Stein aus dem Fürsten-Diademe des Hochmeisters, und dennoch war es nicht genug, um die alles verschlingende Söldnergie-

rigkeit zu sättigen, oder ihren gerechten Forderungen zu genügen; denn gerecht waren sie allerdings, wenn gleich hart.

Fast alle Geschichtschreiber Preußens haben einmüthig und erbittert die folgende Begebenheit in so gehäßigem Lichte darzustellen versucht, daß Noth thut, um der Klarheit willen, noch ein Mahl ihren Ursprung zu beleuchten, und dann den Richter — den Moralisten nicht — entscheiden zu lassen.

Der Orden brauchte Soldaten. Er warb. Nicht Unterthanen, dem Fürsten persönlich verpflichtet, nur Abenteurer, die auf bestimmte Zeit, für bestimmten Sold, ihre Kräfte vermietheten. War die Zeit um, erfolgte die Bezahlung nicht, so blieben auch ihre Kräfte nach wie vor ihr Eigenthum. Weder Zukunft noch Vergangenheit knüpften sie an den Fürsten, sie hatten ihm nichts zu danken, nichts von ihm zu erwarten. Sie waren Soldaten, nicht Bürger. Im fernen Vaterlande harrten ihre Familien auf Unterhalt, den ihr Blut in der Fremde erwerben mußte. Darum sahen sie sich vor, ließen bündige Verschreibungen sich ausliefern, ehe sie ins Feld rückten. Ob der Herr, dem sie sich verdungen, in der Noth vielleicht mehr versprach, als er zu halten vermochte? das zu untersuchen war nicht ihre Sache. Genug, sie bogen ihrem Schaden dadurch vor, daß sie, im Falle ermangelnder Bezahlung, des Säumigen Güter als Unterpfand sich ausbedungen. Ob dadurch des Schuldners Lage sich verschlimmerte? darum blieben sie unbekümmert; sie hatten ja nur für Geld, nicht für die Sache gefochten. Sie hielten Wort und forderten ein Gleiches; ihre Forderung war gerecht. Bernhard von Schomberg, zum Beyspiele, versetzte alle seine Güter, um dem Orden Hülfe zuzuführen. Sollte er jetzt die Waffen niederlegen, und mit dem weißen Stabe sich zurück in

seine Heimath betteln? — Freylich, wehe dem Fürsten, dessen Glück und Macht allein auf Söldner gebaut war. Man lese nur die Schilderung, die Machiavell von ihnen entwirft. Sie glichen sich überall in allen Zeiten.

Der Orden hatte, wie schon berichtet, seine besten Schlösser, selbst Marienburg, mehreren Hauptleuten pfandweise übergeben. Sie sollten damit schalten nach Gefallen, verkaufen, verpfänden, beteidingen, bis sie vollkömmlich bezahlt seyn würden. Dennoch zögerten sie lange, Gebrauch von diesem Rechte zu machen, ja als früher schon ein Lautmund ging, daß sie die Schlösser dem Könige zu verkaufen gedächten, widersprachen sie dem, als lügenhaft und Ehre kränkend. Nun aber mußten sie täglich befürchten, der König werde mit großer Macht sie überziehen, den Pfandbesitz gewaltsam ihnen entreissen. Wenn das geschah, an wen sollten sie sich halten? an den Orden, der bisweilen nicht hundert Mark auftreiben, und eben so wenig mit Gewalt sie wieder einsetzen konnte? — Ihnen blieb keine Wahl, als entweder nackt und bloß Preußen zu verlassen, oder ihr hartes Recht geltend zu machen. Nur mit großem Widerwillen entschlossen sie sich zu dem letztern. Sehr oft wiederhohlten sie dem Hochmeister mündlich und schriftlich: der König habe ihnen Geld gebothen; allein sie wollten es lieber vom Orden nehmen, wenn es nur herbey geschafft würde. Aber es wurde nicht herbey geschafft, und so geschah endlich, was der Hochmeister längst voraus sehen mußte, worüber er nicht klagen durfte: die Söldner traten für 436,000 Gulden dem Könige die Schlösser ab. Um vor der Welt und ihrem eigenen Heere die That zu rechtfertigen, liehen sie zuvor vom Hochmeister ihre Verschreibungen, verlasen sie öffentlich auf dem Kirchhofe.

Je größer der Verlust, je lauter schrie der Orden. Aus dreyen Gründen erklärte er den Verkauf für höchst verdammlich. Erstens, weil die Schlösser allen Rottmeistern verschrieben worden, und nur einer der geringsten, ein Böhme, Czerwonka, sie verkauft habe, „wider aller andern Willen, die aufs höchste dawider gewesen." — Dieß Vorgeben ist eitel, denn einer der geringsten hätte sicher nichts vermocht, ohne Zustimmung der übrigen. Zweytens habe das Lösegeld bereit gelegen, die Söldner wären zu Sthum mit eigenen Füßen darauf herum gegangen, hätten aber das noch fehlende aus Liefland nicht eine Stunde erwarten wollen. Es mag wahr seyn, daß oft wiederhohlte, leere Vertröstungen sie nicht mehr abzuspeisen vermochten. Denn woher nahm der Orden das viele Geld — (er hüthete sich wohl die Summe zu nennen) — das er, nach seiner Behauptung, zu Sthum niederlegte? Es läßt sich nicht befriedigend darauf antworten. Mehrere Fürsten sollen sich als Bürgen angebothen haben. Allein, außer dem Herzoge von Sagan, gab es damahls keine Fürsten in Preußen, und anzunehmen, (wie einige versucht) daß fürstliche Gesandte sich verbürgen wollen, ist ein Nothbehelf.

Drittens endlich sey es widerrechtlich, daß sie die Schlösser an des Ordens Feinde verkauft. Aber hatte man diese etwa in der Verbindungsschrift ausgenommen? und wer anders konnte auf einen solchen Kauf sich einlassen, als des Ordens Feinde? Wenn im Augenblicke der Verpfändung der Hochmeister sich die Möglichkeit dachte, (und das mußte er doch) daß die Söldner jemahls von dem ihnen zugestandenen Rechte Gebrauch machen würden; wen anders, als einen seiner Feinde, konnte er sich als Käufer denken? würde nicht ein Freund ihm lieber das Geld vorgeschossen haben, um die Auslösung selber zu bewirken?

Der König von Böhmen soll, nach des Ordens Behauptung, einige der Verkäufer für ehr- und wappenlos erklärt, und zu ewigem Kerker verurtheilt haben. Ist das geschehen, so war es tyrannisch, oder der Abschluß des Pfand-Contracts selbst eine ehrenrührige Handlung. Wer das letztere läugnet, darf auch nicht behaupten, daß die Ausübung eines auf dessen klare Worte gegründeten Rechtes die Söldner habe ehrlos machen können. Unmoralisch mochten sie handeln, weil sie Vortheil aus der Noth eines Unglücklichen zogen, (voraus gesetzt, daß ihre eigene Noth sie nicht dazu drängte) aber Unmoralität zieht, in unsern Staatsvereinen, keine Ehrlosigkeit nach sich, wie leider alte und neue Beyspiele zur Genüge beweisen. Sie hatten also keinesweges die schimpflichen Titel verdient, welche Ludwig sogar in einer besiegelten Urkunde ihnen beylegte, und es ist ihm nicht gelungen, ihre Nahmen vor der Nachwelt zu brandmarken. Es waren deutsche Nahmen, weit mehr als böhmische, die den Schimpf tragen müßten, wenn es einer wäre; obgleich die meisten Schriftsteller, aus übel verstandener Vaterlandsliebe, die Deutschen hier, als unwillig getrennt von den Böhmen, darstellen.

Auch der Waffenstillstand, mit dem Feinde geschlossen, war bloß Folge ihres Rechts, nur für Geld zu fechten. Wer Gehorsam fordern wollte, mußte sie bezahlen oder bekämpfen, Beydes thaten die Danziger.

Casimir versprach, mit der Hälfte jener großen, den Söldnern zugesagten Summe, den Städten auszuhelfen. „Nicht der König uns," versetzten diese kühn, „sondern wir dem Könige, denn für ihn werden die Schlösser eingenommen."

Indessen trat der wirklichen Uebergabe plötzlich ein Hinderniß in den Weg.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Aufruhr zu Thorn und Danzig.

Pfarrer und Mönche, der alten Herrschaft wie dem Papste ergeben, streuten Samen der Zwietracht im Beichtstuhle aus; ermunterten zum Aufruhre; fanden offene Ohren. Denn harte Auflagen drückten; des Königs Laulichkeit erregte Unwillen; des Ordens glänzende Zusagen blendeten. Schon erlosch die eifrige Liebe für den Statthalter; kaum achtete man noch seiner Geleitsbriefe. Das Volk murrte, bald über Getreidetheurung und unerschwingliche Steuern; bald über den neuen Herrn, der, seiner Zusage uneingedenk, preußische Güter ohne Zustimmung der Stände vergab, und mit versprochener Geldhülfe zögerte. Schon verlautete: wie auf einen Tag alle Schlösser gestürmt worden, so sollten auch auf einen Tag in allen großen Städten die Rathsherren gefangen, erschlagen, die Kreutzherren eingelassen werden. Wachsam geboth die Obrigkeit, jeden Brief des Feindes unerbrochen einzuliefern, auch nicht einmahl im Beichtstuhle etwas davon zu offenbaren.

Ein verdächtiger Bothe von Thorn wurde zu Danzig ergriffen, da brach in Thorn Empörung aus. „Sollen wir des Königs Unterthanen heißen," sprachen die Bürger, „so möge er uns mit Waffen erfechten, oder mit Gelde erkaufen, nicht aber uns verderben lassen." Mit Gewalt entrissen sie dem Rathe die Schüssel zu den Stadtthoren, hieben die Steuerkammer auf, zerrissen die Bücher, schlugen die Kasten

von einander, und trieben sonst viel Arges. Doch ihnen gebrach ein kluges Haupt. Eilig entboth der Rath Hülfe aus Danzig und Culm. Es kam zu einem Treffen. Blut floß von beyden Theilen. Die Empörer wurden geschlagen, 150 von ihnen gefangen, 72 Bürger mit dem Schwerte gerichtet, andere heimlich entrückt oder verbannt, den übrigen ein neuer Bürgereid abgezwungen.

Fast zu gleicher Zeit, als dieser Brand in Thorn wüthete, loderte auch zu Danzig die verhaltene Flamme empor. Des Aufruhrs Stifter und Haupt war Martin Kogge, ein angesehener Bürger, Wortführer der Gemeinde, verschlagen, unruhig, ehrgeitzig, vom Orden überredet, man werde ihn zum großen Herrn erheben. Lange trieb er es heimlich. Bald zogen seine Rottgesellen hinüber zu den Kreutzherren, bald schlich Ordensvolk in der Stadt herum. Der schwarzen Mönche Kloster diente zum Sammelplatze der Verschwornen. Dorthin entboth er die Aelterleute der Gewerke, wohl wissend, welch ein blutiges Spiel schon zu Thorn begonnen, und sprach also: „Liebe Brüder, gute Freunde, man hat uns einem fremden Herrn verrathen, in schweren Krieg verflochten, neue Lasten täglich auf die Schultern gewälzt, und wissen noch kein Ende davon. Wollt ihr aber mir beystehen, so bringe ich es zu einem guten Ende, nicht in einem Jahre oder halben Jahre, sondern in acht Tagen."

Da schrien sie allzumahl, wie der Pöbel pflegt: Ja! ja! ja! Sie schwuren in seine Hände, er in die ihrigen. Dann trat er auf den Markt mit einer Schrift, zu deren Anhörung er den Rath berief. Burgemeister und Rathsherren erschienen, vernahmen schwere Vorwürfe, als hätten sie der Stadt Güter veruntreut, sich selber gemästet, während die seufzenden Bürger unter der Last erlägen. Endlich stieß Martin sogar

die harte Beschuldigung aus: man habe den Söldnern verwilligt, die Bürger zu fangen und in Bande zu legen, wo sie die finden würden. Dreist berief er sich auf drey Männer, als Zeugen bey jenem verrätherischen Handel. Der Erste, ein Rathmann, verbürgte seinen Hals, dem sey nicht also. Der Zweyte, ein Schöppe, stellte sich halb unwissend. Der Dritte, ein Bürger, sagte: Ja, ich habe die Briefe gesehen, wir sind darin versetzt.

Da erklärte Martin Kogge den Rathmann für einen Gefangenen der Gemeinde, obgleich der Burgemeister selbst bey seinem Halse sich vermaß, jener habe wahr geredet.

„Wir hatten vormahls eine freye Stadt," fuhr der verwegene Kogge fort, „jetzt sind wir hoch beschwert. Darum, Herr Burgemeister, wir wollen die Liese nicht länger haben, sie soll ab seyn, und auch das Fenstergeld."

Ja! ja! schrie der Pöbel.

„Euer Wille geschehe," versetzte der Burgemeister, „nur schafft Rath zu anderm Gelde, auf daß wir bey Ehren bleiben."

Statt der Antwort nahm der Unverschämte auch den Burgemeister gefangen, und schlug den Seinigen vor, den Rath abzusetzen. Dieß Wort verwirrte die Gemüther, die von alter Gewohnheit, ihre Obrigkeit mit Ehrfurcht zu betrachten, sich so schnell nicht los wickeln konnten. „Dünkt Euch das so schwer?" höhnte sie Martin, „däuchte es doch dem Rathe nicht schwer, Land und Stadt zu übergeben ohne unser Wissen und Willen."

Er befahl die Gefangenen vorzuführen, entließ sie der Haft, aber auch zugleich ihrer Amtseide, und sie mußten angeloben, ihre Häuser nicht zu verlassen. Als die noch Uebrigen vom Rathe vernahmen, was sich

zutrug, wollten sie freywillig ihre Aemter niederlegen; aber Martin zwang sie zu bleiben, forderte Rechnung von den Schulden, und meinte scherzhaft: um die Verschreibungen ohne Geld zu tilgen, gäbe es noch Feuer und Schornsteine genug. Der Pöbel lachte, das Volk murrte.

Eilbothen, an die Söldner abgefertigt, kamen zurück, und brachten Abschriften der Verbriefungen. Da wurde es klar, daß nichts Verfängliches darin zu finden. Man warnte die Bürger vor der Thorner Schicksal; die Pohlen, hieß es, seyen schon im Anzuge, um die Stadt zu züchtigen.

Martin Kogge kehrte sich an nichts. Es ist fürwahr nicht gut, sprach er, eine Stadt lange ohne Obrigkeit zu lassen, darum wählet flugs den neuen Rath. Es geschah Trotz vielen Widerspruchs. Allein zugleich verschwuren Alle sich aufs neue, die Kreutzherren nimmer wieder aufzunehmen, sondern getreulich bey dem Könige zu halten. Das gefiel dem Rädelsführer übel. Gleich in der folgenden Nacht brütete er mit seinen Rottgesellen über verderblichen Anschlägen, wollte das Rathhaus mit 400 Mann besetzen; alle Gefängnisse sprengen; die gefüllten Zollkisten erbrechen; mit dem geraubten Gelde den Pöbel erkaufen; den Söldnern die Thore öffnen; die abgesetzten Rathsherren ihnen als Geißeln überantworten. So von Gräuel zu Gräuel fortschreitend, wagte er endlich auch den Vorschlag, sich dem Orden zu ergeben; und als viele mit Entsetzen riefen: Nein! Nein! da winkte er Söldnern, für den Orden geworben, die umgaben ihn drohend.

Sein kecker Uebermuth mit blinder Hitze gepaart, machte Wohlgesinnte stutzig, daß sie in sich gingen, und seine Anschläge dem Rathe heimlich vertrauten. Der alte Burgemeister feyerte nicht. Redliche Bürger

gesellten sich zu ihm, bewachten das Rathhaus, zerstreuten den Pöbel vor dem Kloster der schwarzen Mönche, und Danzig, dessen Schicksal an einer Stunde hing, wurde gerettet. Als Martin sich verrathen sah, läugnete er alles. Mit verbissener Wuth mußte er hören, wie der von ihm gekohrne Rath, sammt der Bürgerschaft, dem Könige den Schwur der Treue, dem Orden den des Hasses erneuerten. Wie tief mußte dieser Haß gewurzelt seyn, da auch noch jetzt, nach zwey schweren Kriegesjahren, kein Rechtlicher in seinem Entschlusse wankte.

Martin Kogge hielt sich eine Zeit lang friedlich, wurde sogar gebraucht in allerley Geschäften; aber an seinem Herzen nagte getäuschte Erwartung, denn er hatte fest vertraut, man werde in den neuen Rath ihn wohl gar als Burgemeister wählen. Bald pflog er heimlich Unterhandlung mit dem Orden wie zuvor. Eine zweyte Empörung reifte. Wachsamkeit verhüthete auch diese. Einige Rädelsführer wurden ergriffen, enthauptet. Martin floh, man hohlte ihn ein, und des Henkers Beil war endlich sein Lohn. Kurz vor der Hinrichtung bekannte er noch, daß er dem Markgrafen von Brandenburg die Stadt verrathen, und so in die Gewalt des Ordens bringen wollen. Die eingedrungenen Rathsherren entwichen geächtet. Die Abgesetzten nahmen ihre Stellen wieder ein.

Dreyßigstes Kapitel.

Uebergabe von Marienburg.

So erwuchs dem Orden aus diesem Aufruhre kein anderer Nutzen, als daß die Söldner zu Marienburg stutzig wurden, ihr Wort zurück zogen, weil sie meinten, es sey um die Städte geschehen, der Orden werde schnell die verlorne Gewalt wiederum erlangen. Doch als sie vernahmen, die innere Zwietracht sey gestillt, und weder kaiserliche Acht noch päpstlicher Bann vermöge, der Städte festen Sinn zu erschüttern, da knüpften sie die Unterhandlung wieder an.

Um diese Zeit wurde König Carl aus Schweden vertrieben, in Danzig ehrenvoll empfangen, von Casimir in Schutz genommen. Daß, mitten im Kampfe um Erlösung, die Danziger dennoch mit großer Wärme eines unglücklichen Königs sich annahmen, könnte, wo nicht ihrer Klugheit, doch ihrem Gefühle Ehre bringen, wenn nicht Eigennutz oder Rache sie geleitet hätte; denn der königliche Flüchtling lieh den Danzigern sein mitgebrachtes Gold, und sie hätten gern das feindlich gesinnte Dänemark mit Schweden in Krieg verwickelt, um dem Orden eine Stütze zu rauben. Darum ließen sie Ermahnungen nach Schweden, und eine Art von Aufgeboth an die Hansestädte ergehen, den letztern vertrauend: daß Liefland sich den Dänen unterwerfen, den russischen Handel in fremde Hände spielen werde; da hingegen der Schweden-König die alten Freyheiten bekräftigen und vermehren wolle.

Die Gefährten des Vertriebenen wurden Freybeuter zur See, brachten das Erjagte in preußische Häfen und theilten es dort. Man stellte sich unwissend, allein die Folge war, daß die Schweden bitter klagten, ernstlich drohten, und daß Dänemarks bewaffnete Fahrzeuge den preußischen Handel zu vernichten strebten. „Das ist nicht königlich," rückte man dem Dänen-Könige vor. „Ihr habt uns nicht förmlich entsagt." — Eine tiefgreifende Beschuldigung in jenen Zeiten des noch unerloschenen Rittergeistes, wo man auch den Todfeind nicht ungewarnt überfiel.

Christian, der ohne Bedenken Carls Krone angenommen — abermahls vergessend seinen eigenen Grundsatz: daß Unterthanen auch einer bösen, wunderlichen Obrigkeit gehorchen müßten — berief sich auf einen Absagebrief an Casimir, den niemand gesehen hatte. „Es ist Sitte unter Königen," sprachen die Preußen, „daß ein Herold, schriftlich und mündlich, die Fehde förmlich verkünde."

Diesem geringen Zwischenhandel gebührt ein Platz in der Geschichte, um den Geist der Zeiten darzustellen, wo man zwar des Feindes Blut vergießen, aber seine Achtung nicht verwirken durfte.

Die Danziger, mit großem Ernste auf Schadenersatz dringend, läugneten, aus Carls Händen den schwedischen Reichsschatz empfangen zu haben. Geld sey von ihm geliehen worden, doch nicht mehr als auch wohl ein nahmhafter Bürger vermöge. Sie hatten Recht, denn 15,000 Mark war die ganze Summe, durch welche der Flüchtling einen sichern Aufenthalt erkaufte.

Diese karge Beysteuer konnte die Noth des Augenblicks nicht mindern. Um die Söldner endlich los zu

werden, die, ohne bare Zahlung, Marienburg nicht räumten, beschatzten die Verbündeten sich abermahls, sammelten Geld von Haus zu Haus, selbst die Frauen opferten ihr Geschmeide, und man lud den König dringend ein, seine Ankunft zu beschleunigen. Er kam nach Danzig, wurde stattlich empfangen; aus allen Thoren wallte ihm das Volk entgegen; auch Carl Canutson, der vertriebene Schwede, ging zu Fuß hinaus, den Beschützer willkommen zu heißen.

Um den Danzigern die schwere Zahlung zu erleichtern und vergüten, versprach Casimir, die köstlichen Reliquien von Marienburg, die noch nicht in seiner Gewalt waren, für 30,000 Ducaten ihnen zu versetzen. Dann zog er triumphirend in Marienburg ein, wo er die zu Conitz verlorenen Fahnen wieder fand. Ludwig, bisher gleichsam ein Gefangener, kehrte mit schwerem Herzen, bitterlich weinend, seiner alten Residenz den Rücken.

Wenn zuvor Gerechtigkeit heischte, die Söldner, wegen des Verkaufs der Schlösser, in Schutz zu nehmen; so kann hingegen die rohe Grausamkeit, am unglücklichen Hochmeister bewiesen, durch nichts entschuldigt werden. So groß der Unwille seyn mag, der bisher gegen diesen schwachen Mann geschöpft worden, so muß doch, bey Vernehmung seiner Klagen, jede Brust von Mitleid für ihn, von Abscheu gegen die Söldner glühen.

Sie haben gelobt — so sprach er öffentlich und wahr — uns mit aller Nothdurft ehrlich zu versorgen, aber sie jagten unsere Getreuen von den Schlössern, beraubten sie zuvor. Ordensbrüder, zur Mette gehend, zogen sie nackend aus, stäupten sie mit Ruthen; manche mußten, um sich zu retten, aus den

Fen-

Fenster springen. Andern brachen sie die Kammern auf, nahmen, was ihnen gefiel. Niemand ließen sie bey uns, außer einem Diener, Koch und Kammerjungen. Wir durften aus dem Schlosse weder reiten noch fahren, mit keinem Fremden reden, an niemand schreiben. Ja, in einer Nacht versuchten sie sogar unsere Kammer aufzustoßen, um uns zu ermorden. Bestrafung dieses Frevels ward versprochen, aber nicht vollführt."

„Als wir spürten, daß die Uebergabe der Schlösser nicht fern mehr sey, begehrten wir nach Sthum abzuziehen. Da gelobten sie mit Hand und Mund, uns funfzehn Tage vorher davon zu unterrichten, auch zu verstatten, daß wir die Heiligthümer mit uns nehmen dürften unter sicherem Geleite. Kein Pohle oder Bundesgenosse sollte in die Stadt gelassen werden, so lange wir darin befindlich. Aber nichts von Allem wurde gehalten. 600 Feinden öffnete man die Thore, und ließ geschehen, daß sie die Wagen plünderten, auf welche wir die Kirchenschätze geladen hatten."

„Statt nunmehr zu den Unsrigen uns zu geleiten, sollten wir ihnen in fremde Lande folgen; aber ehe hätte man uns in Stücke hauen, oder gebunden auf einen Wagen werfen müssen. Nachdem sie uns lange von Ort zu Ort geschleppt, immer aufs neue durch Versprechungen täuschend, gaben sie uns endlich, statt einiger hundert zugesagter Reisigen, Einen Böhmen mit drey Pferden, (der auch wieder umkehrte) und sechs pohlnische Knechte, in deren Geleite wir endlich unter Angst und Gefahr das nackte Leben nach Conitz retteten."

„Wohl haben wir den Söldnern Briefe ausstellen müssen, als hätten wir keine Klage über sie; wir verhoffen aber, es werde sich niemand daran kehren. Denn

in solcher Noth hätten wir wohl Briefe über Briefe geschrieben, sintemal dieses Volk unsern Herrn Christum, sammt seiner lieben Mutter, vom Kreutze weg verkaufen würde."

In diesem Gemählde mögen hin und wieder die Farben zu grell aufgetragen seyn, auch hat wahrscheinlich der Hochmeister in seiner Gefangenschaft versucht, heimliche Verständnisse anzuspinnen, wodurch die Söldner bewogen wurden, ihn genauer zu bewachen. Aber daß sie ihn, an dessen Person sie kein Recht hatten, nicht früher entließen; ihn unfürstlich, die Seinigen unritterlich behandelten, ist eine Schmach, die auf den Söldnern ruht, und die, selbst in Deutschland, wohin sie wohlgemuth zogen, durch den Glanz ihrer Beute nicht vertilgt wurde.

Um wieder in den Mittelpunct von Preußen zu gelangen, ging Ludwig von Conitz nach Mewe, vertraute sich dort einem Fischer, der ihn auf seinem Kahne die Weichsel hinab führte, durchschnitt dann das frische Haff, mit Gefahr den Danzigern zu begegnen, und erreichte endlich Königsberg, den nunmehrigen hochmeisterlichen Sitz. In demselben Jahre verlor der Unglückliche, in einem Scharmützel, seinen geheimen Freund (wie ihn die Chronik nennt) Jakusch von Kenneren.

In Marienburg fand, oder erdichtete man vielleicht, um die Erbitterung zu vermehren, einen schriftlichen Entwurf der Kreutzherren, wie sie, nach dem kaiserlichen Urtheile, mit den Bundesgenossen zu verfahren gedächten. Alle Stadtmauern sollte man niederreissen, alle Thürme brechen; die nächsten Häuser um die Ordensschlösser zerstören; diese mit Graben und Mauern durch die Empörer selbst befestigen lassen; Erbschaft nur gestatten bis in das dritte oder vierte Glied; dann für den Orden einziehen; die Bürger

gänzlich entwaffnen; neue schwere Auflagen erdenken; den Pfundzoll, ja den rückständigen sogar, von Danzig fordern: Getreidehandel zur See dem Orden allein vorbehalten; die Stadträthe ein- und absetzen; die Obrigkeit zwingen, jährlich ein Mahl barfuß auf dem Schlosse sich zu stellen, ihre Thorschlüssel überreichend; — und was triumphirender Uebermuth noch mehr dergleichen ausgesonnen hatte.

Man darf vermuthen, daß diese Schrift wirklich vorhanden gewesen. Sie drückte zum Theile nur des Ordens bekannte Gesinnungen aus; zum Theile würde sie, untergeschoben, weit schärfer gelautet haben; denn alsdann hätte ihr Verfasser ohne Zweifel das allgemeine Gerücht benutzt, welches drey hundert Bürgern die Köpfe absprach. Jetzt waren die Verbündeten um so höher erfreut, allen diesen schrecklichen Folgen des kaiserlichen Urtheils entgangen zu seyn.

Die Reichsacht schadete wenig, denn des Kaisers Recht, sie über Preußen auszusprechen, wurde bezweifelt, Er selbst gehaßt. Die Hansestädte erklärten, man könne des Handels mit Preußen nicht wohl entbehren. Friedrich schwieg dazu, im Gefühle seiner Ohnmacht, und weil er stets an dieser Zerrüttung im fernen Osten nur laulichen Theil nahm.

Minder noch wirkten auf die Verbündeten Ludwigs glatte Worte, obgleich er ihnen zu bedenken gab: wie in schöner Wollust und süßem Frieden wir, Ihr und alle die Unsrigen, haben gesessen; denn von dieser schönen Wollust war ihnen nichts erinnerlich. Casimir hingegen befestigte ihre Treue durch wohlfeile Freygebigkeit, indem er Privilegien und Ordensgüter mit vollen Händen spendete. Ein gefährliches Beyspiel, vor dem die benachbarten Fürsten erschraken, weil ihre Städte leicht in

den Wirbel konnten gezogen werden. Die Gefahr schien so dringend, daß Mecklenburg und Pommern ein förmliches Bündniß gegen ihre eigenen Unterthanen schlossen.

Entscheidende Waffenthaten sind von diesen Jahren nicht zu erzählen. Die Danziger schlugen sich zur See herum, nahmen und zerstörten alle Schiffe, die den Feinden Bedürfnisse zuführten, selbst Lübecker und Holländer, auf die Gefahr, ihrer Feinde Zahl zu mehren. Hier fiel ein Städtlein ab; dort wurde ein anderes vergebens belagert, unbezahlte Söldner verwüsteten Pohlen. Der Orden verheerte das Land Dobryn. Empörung in des Königs Lager befreyte Mewe. Lauter Begebenheiten, wichtig für den Augenblick, in dem sie geschahen, doch ohne Folgen für das Ganze.

Am schmerzhaftesten traf die Verbündeten der Verlust jener kaum erst eingelösten Stadt Marienburg, die von dem Burgemeister Blum bey Nacht dem Ordensvolk verrathen wurde. Das Schloß hingegen suchte man vergebens zu überrumpeln. Von da herab ward unaufhörlich in die Stadt gehagelt. Niemand durfte auf den Straßen sich blicken lassen. Wollten die Feinde sichere Gemeinschaft mit einander pflegen, so mußten sie die Häuser inwendig durchbrechen.

Auch die älteste Bundesstadt, Culm, ging durch Verrätherey an den Orden über, wofür sie in der Folge so strenge büßte, daß ihr Wohlstand auf immer vernichtet wurde.

Aus Deutschland hatten Fürsten und Herren dem Orden große Dinge zugesagt. Es hieß: schon die Hälfte der nach Preußen bestimmten Kriegsvölker würde hinreichen, Pohlen zu besiegen; man sprach bereits von einem Musterplatze, von einer Hauptmannswahl; dennoch wurde aus Allem nichts. Dänemark begnügte

sich, Vermittelung anzubiethen, und mit Krieg zu drohen, höchstens der Danziger Schiff-Fahrt zu stören. Der Hochmeister bekannte laut: „Alle unsers Gottes Hülfe, Trost und Rettung, jetzt allein an Gott und an dem von Liefland liegt.“ Wirklich rüsteten sich die Liefländer, mit großer Macht den Orden zu entsetzen; aber es unterblieb, denn ihr Meister hatte selber eine bedenkliche Fehde mit dem Erzbischofe von Riga auszufechten. Ritterschaft und Städte jenes Landes schienen mehr den Verbündeten geneigt; und erbothen sich, deren Sache zu vermitteln, als sey sie ihre eigene. Dieselben freundlichen Worte schrieb der Rath zu Riga an den von Elbing und Thorn. Doch es blieb fruchtlos.

Also endete das vierte Kriegesjahr, wie eine Schlacht, in welcher Dunkelheit die Kämpfer trennt.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Laulicher Krieg und fruchtlose Friedensunterhandlungen.

1458. Nicht lebhafter Kampf, nur entnervter Groll, bezeichnet auch das fünfte Kriegesjahr. Man that einander Abbruch nach Vermögen, aber man vermochte wenig; obgleich Litthauen, eigenen Zwist vergessend, dieses Mahl 8000 Streiter zu Casimirs Heer stellte, und aus dem öffentlichen Schatze 80,000 Goldgulden bewilligte. Aber Ludwigs Blicke suchten nahe und ferne vergebens Hülfe. Deutschland war gespalten in zwey große Hälften. Die Eine, mit dem Kaiser an der Spitze, stand gegen das pfälzische Haus, die Andere für dasselbe. Baiern, Franken und der Rhein-Strom düngten Ufer und Gefilde mit Blut. Der Deutschmeister befand sich unter den Vermittlern. Wer konnte in diesem Gewühle das Auge nach Preußen wenden? — Ludwig heftete das seinige auf den Herzog von Burgund, erinnerte ihn beweglich, wie Preußen jederzeit ein Segen bringendes Land für dessen Unterthanen gewesen, und wie der Orden selbst, zu Wasser und zu Lande, dem einst bedrängten Herzoge beygestanden. Höfliche Vertröstung war die ganze Antwort. Unglückliche machen sich nur verhaßt, durch lästige Erinnerung an geleistete Dienste.

Der Bannfluch, den Papst Calixtus in diesem Jahre aufs neue gegen alle Verächter seiner Gebothe schleuderte, blieb eben so unwirksam, als die ältern Ausbrüche seines Zornes.

Ludwig mußte schon die letzten Quellen erschöpfen, indem er ferne Besitzungen des Ordens jedem Käufer preis gab.

Der König belagerte Marienburg, die Stadt, mit 40,000 Mann; doch so groß die Macht, so gering der Ernst; denn sein Auge heftete sich damahls auf die ungarische Krone, mit deren Erlangung ein vornehmer Ungar ihm schmeichelte.

Uladislaus der Nachgeborne war plötzlich gestorben. Sein reiches Erbe sprach Oesterreich an aus Familienverträgen. Pohlen und Sachsen gründeten ein Recht auf die Verschwägerung. Allein in Böhmen besiegte alle Nebenbuhler Georg Podiebrad, in Ungarn Mathias Corvinus. Zu Herrschsucht ungeneigt, und zu beschäftigt mit Litthauen und Preußen, hatte Casimir wenig Ernst gezeigt. Da kam der Ungar Giskra, ihn zu reitzen, und sprach von festen Schlössern, die nur auf sein Erscheinen warteten, um ihre Thore ihm zu öffnen. Wie aber sollte zuvor der Krieg mit Preußen endigen? — Der Ungar fand nichts leichter, als Frieden zu stiften, da die meisten Ordenssöldner Böhmen und von ihm gekannt wären. Mit vieler Zuversicht unternahm er den Versuch, der, wie leicht voraus zu sehen, fehl schlug.

Der Herbst brachte Mangel und Seuchen in des Königs Lager. 800 Krieger, 7000 Rosse wurden hingerafft. Das übrige Volk, um Casimirs Zelt sich rottend, begehrte zu stürmen, allein umsonst, und entwich nach verrauchter Kampflust. Der König hob die Belagerung auf, den Danzigern zu großem Unmuthe, die vergebens 4000 Söldner zu bekösstigen sich erbothen.

Daß beym Rückzuge seine Truppen fast ungeheißen Papaw erstürmten, wäre kaum erzählenswerth, hätte nicht Casimir die Begebenheit durch Großmuth ausge-

zeichnet. Denn als die Tatarn, von den erkletterten Mauern herab, in die Straßen sich stürzten, keiner Stimme mehr gehorchend, nichts Lebendiges verschonend; da vergaß der edle Monarch jene Grausamkeit, welche, nach der Schlacht bey Conitz, die Ritter an den Gefangenen bewiesen: rasch ließ er die Kreutzherren durch ein enifferntes Thor entschlüpfen, wodurch sein eigener Feldherr, Samotuli, in Lebensgefahr gerieth, und vor des getäuschten Volkes Wuth sich verbergen mußte.

Unvermuthet wurde mit dem Orden ein Waffenstillstand auf neun Monden geschlossen, und Herzog Albrecht von Oesterreich zum Friedensmittler erkohren. Mangel und Erschlaffung beyder Theile, der Söldner Trotz und Ungehorsam, erweckten diese schnelle Friedensneigung. Mit solchen Truppen, erklärte der König, wolle er nie wieder zu Felde ziehen. Sie hingegen vermaßen sich keck, hinfort nicht unbezahlt unter ihm zu fechten. Vielleicht wurde auch Casimirs friedliche Stimmung durch die frohe Bothschaft bewirkt, daß seine Gemahlinn ihm einen Sohn geboren. Er bangte nach Hause und räumte gern aus dem Wege, was an der süßern Pflicht ihn hindern konnte. Wer vertraut mit der Fürsten häuslichen Verhältnissen wäre, dem bliebe der Begebenheiten Ursprung selten verborgen.

Der Adel von Schweden und Dänemark benutzte Preußens Zerrüttung zu ungestrafter Freybeuterey, bis Danzig einst, nach Eroberung ihrer Schiffe, ein und sechzig solcher Edlen als Seeräuber enthaupten ließ. Aber zwischen Dänemark und Pohlen suchte Lübeck, des bedrängten Handels wegen, Frieden zu stiften; mit glücklichem Erfolge um so mehr sich schmeichelnd, da beyde Theile zum Kriege unlustig schienen; denn hätte Christian ernstlich gewollt, warum schloß er nicht Danzig ein? Diese Stolze gebeugt, und Alle wurden

demüthig. Sie allein entzog sich keiner Sorge, lieh den Pohlen Geld, schoß den Städten vor, hielt die meisten Truppen, zahlte die größten Beyträge, hemmte dem Orden die Zufuhr, trotzte den Lübeckern, höhnte die Niederländer, erklärte dem mächtigsten nordischen Monarchen Krieg, und gab dieser Erklärung Gewicht durch eine Flotte von drey und dreyßig Segeln; dasselbe Danzig, welches noch ein Jahr zuvor durch den Kauf von Marienburg so ganz erschöpft schien.

Der Burgemeister dieser mächtigen Stadt, Reinhold Niederhof, als pohlnischer und preußischer Gesandter, vereinte sich zu Stockholm mit der Lübecker Machtbothen. Drey Tage mußte er harren auf sicheres Geleite. Vielleicht hierdurch gekränkt, ließ er zur Unzeit Vorwürfe sich entfallen, wegen jenes schon gerügten, unverwarnten Angriffs. Da übereilte den König die Hitze und es entfuhren ihm die Worte: „Habe ich Euch denn noch nicht entsagt, so entsage ich jetzt dem Könige von Pohlen und Euch, so lange bis ihr Euch dem Orden unterwerft."

„Und ich," erwiederte der Burgemeister keck, „entsage Euch im Nahmen meines Königs und aller seiner Lande. Ihr sollt, so Gott will, den Tag nimmer schauen, an dem wir das alte Joch unserer Tyrannen wieder auf uns laden." Mit diesen Worten stand er trotzig auf und ging zu Schiffe. Könige sollten nie persönlich unterhandeln, weil, des Widerspruchs ungewohnt, sie der Leidenschaften selten Meister sind.

Die kühleren Schweden und Lübecker folgten dem heim kehrenden Burgemeister, und knüpften zu Danzig die Unterhandlung wieder an. Ein Waffenstillstand auf Jahr und Tag, nebst der Uebereinkunft, nach vollkommenem Frieden durch Schiedsrichter zu trachten, war die Frucht derselben.

1459. Man versuchte es zu Lübeck im folgenden Jahre. Als Obmann wurde erkohren Herzog Adolph von Schlesien, Christians Oheim, Casimirs Verwandter. Beyde Theile führten bittere Klagen wegen verübten Unfugs während der Waffenruhe. König Christian insbesondere warf den Danzigern vor, daß sie seinen Feind, den vertriebenen Carl, nicht bloß hägten, sondern auch wohl dessen Aufwiegelungen in Schweden unterstützten. Das letztere läugneten sie beharrlich, ließen auch ein Schreiben ihres unglücklichen Gastes verlesen, das (wie die Chronik mit drolliger Natur sich ausdrückt) etwas schwächlich auf den Herren König zu Dänemark lautete. Dennoch überwand der allgemeine Friedensfürst, die Noth, den fortwährenden Groll; man verlängerte den Waffenstillstand auf vier Jahre; wobey die Danziger ausdrücklich bedungen: daß man ihnen nicht zurechnen solle, was etwa König Carl in Schweden anspinnen möchte; denn lieber wollten sie in offener Fehde begriffen bleiben.

Ein harter Winter öffnete in diesem Jahre gleichsam neue Schlachtgefilde, indem er seine Herrschaft über die ganze Fläche der Ostsee ausdehnte, und, ihre Wellen in Eis kerkernd, auf Lief- und Deutschland sichere Fußpfade nach Dänemark und Schweden bahnte.

Selten wird ein Volk ohne Murren Jahre lang Blut und Geld für die Eroberung eines fremden Landes opfern, dessen Einverleibung wohl des Herrschers Ruhm, aber nicht der Unterthanen heimisches Glück vermehren kann. Auch die Pohlen waren es überdrüssig, für Preußen zu fechten und zu bezahlen. Der Orden sparte keine Wortbestechung, die Unlust höher zu treiben: „darum ging alles schläfrig zu und langsam von der Hand.“ Ja, hätten nicht auf einem Landtage zu Petrikau die Verbündeten fest erklärt: sie würden sich ihren Tyrannen nie wieder unterwerfen, und hät-

ten nicht des Königs Räthe sich geschämt, Unterdrückte, die vertrauensvoll den Pohlen in die Arme sich geworfen, schnöde zu verkaufen; man würde jetzt, unter zwar harten, doch den Umständen nach leidlichen Bedingungen, das ganze Land wiederum geräumt haben; denn schon hatte die Noth dem Orden Anträge abgezwungen, deren bloße Vorstellung, wenige Jahre früher, nur eine höhnische Wuth bey ihm erregen konnte. Er wollte nähmlich Preußen als pohlnisches Lehen regieren; hundert tausend Gulden Kriegskosten bezahlen; einen jährlichen Tribut von zwanzig tausend Gulden entrichten, und in allen pohlnischen Kriegen mit zwey Fahnen Reiterey in des Königs Heere fechten.

Auch diese Demüthigung schien dem Verweser des Bisthums Ermeland noch zu gering, denn er rieth dem Papste, den Orden ganz aufzuheben, oder ihn nach Constantinopel gegen die Türken zu schicken.

Damahls regten sich in Thorn, einer der ersten Bundesstädte, Zweifel an der Gerechtigkeit ihrer eigenen Sache; denn Meinungen ändern oder theilen, dazu bedarf es keiner Kunst, nur Zeitgewinns, weil jede Stunde neue Verkettungen persönlicher Vortheile, und mit diesen, Sinnesänderung herbey führt. Um die schlaffen Saiten wieder zu spannen, trat auf dem Thorner Rathhause der Bischof von Krakau als Redner auf; ein ehrwürdiger Greis, der sich bereit erklärte, für die gerechte Sache zu sterben. Solch ein bemächtigendes Schauspiel befestigte das wankende Volk im Glauben und in Zuversicht.

Gleich unlustig zu Krieg und Frieden, zerschlug sich eine Unterhandlung zu Culm. Herzog Albrecht von Oesterreich, der erbethene Mittler, blieb aus. An seiner Statt waren Sachsen, Brandenburg und der Pfalzgraf bey Rhein den Orden zu vertreten willig. Aber das Geleite nach Culm schien nicht sicher; es

mangelte dort an Unterhalt für Menschen und Pferde; man weigerte sich der Zusammenkunft an einem dritten Orte: kurz, es war kein Ernst vorhanden; man erbitterte sich nur durch Vorwürfe. Also griffen beyde Theile wieder zu den Waffen. Doch geschah in diesem Jahre nichts Bedeutendes, obschon es für die Einwohner des unglücklichen Landes nur allzu bedeutend seyn mochte, daß, wo der Städte Mauern dem Feinde trotzten, die Felder rings umher verwüstet wurden. In einem ziemlich ernsten Scharmützel wäre Ludwig selbst beynahe gefangen worden.

Casimir brach in seiner Geldnoth das dem Lande gegebene Wort, indem er einem Stibor von Ponitz Marienburg verpfändete. Fast hätte er es theuer gebüßt, da auch dieser Ponitz, durch der Söldner Beyspiel ermuthigt, das Schloß, gleich jenen, verkaufen wollte. Es wurde noch zu rechter Zeit gehindert; doch die Stadt blieb nach wie vor in des Ordens Gewalt, dem hier die Bürger so treulich anhingen, daß sie auch ihr letztes Silbergeschirr ihm nicht verweigerten.

Eines geringeren Feindes hoffte der Hochmeister sich zu entledigen, indem er mit den Herzogen Conrad und Semovit von Masovien einen Frieden auf sechs Jahre schloß, den alsobald wiederum zu brechen Pohlen diese verwandten Fürsten zwang.

Der Liefländer Treue belohnte Ludwig durch eine förmliche Abtretung von Ehstland.

Noch eine kurze Waffenruhe von zwey Monden bewilligte der Statthalter, um eigener, nöthiger Zufuhr Willen. Land und Städte murrten darüber; zumahl da sie der Orden treulos brach, indem er sechzig Wagen plünderte. Hans von Bayfen hatte, wie es scheint, der Verbündeten Vertrauen zum Theil verloren; vielleicht nur, weil er jetzt, wie die Chronik sagt, ein alter, kranker Mann war. Sicher belebte noch sein

Geist das Ganze, doch Volksbewunderung wird nur glänzenden Thaten gezollt: Befreyung einer Nation, die ein Weiser im Stillen bewirkt, gilt dem Volke weniger, als ein im Zweykampfe besiegter Maure. Die letzten Tage seines thätigen Lebens hat keine dankbare Feder aufgezeichnet. Schon im folgenden Jahre erscheint Stibor von Bayfen als königlicher Statthalter, ohne daß die Nachwelt erfährt, ob sein größerer Bruder freywillig oder durch den Tod gezwungen, diese Würde niedergelegt. So verliert der herrliche Rhein-Strom sich im Sande.

Der donnernde Calixtus war nun gestorben. Aeneas Sylvius bestieg den päpstlichen Stuhl, weil er bey Fürsten und Herren in hohem Ansehen stand. Sein Bisthum Ermeland hatte er nie selbst verwaltet, und, nachdem er den Bischofsstab mit der dreyfachen Krone vertauscht, übergab er jenen seinem Freunde Paul Legendorf, einem preußischen Edelmanne, mit der Vorschrift, unfeindlich zu bleiben gegen beyde Theile. Pius dem Zweyten lag, wie seinem Vorgänger, am Herzen, die Macht der Christenheit gegen die Türken zu vereinigen; vielleicht aus wahrem Eifer für den Glauben; vielleicht auch nur aus Klugheit, um die in den christlichen Staaten lodernden Zwietrachtsfackeln zu einem einzigen Brande gegen Muhameds Reich zusammen zu schüren. Darum berief er die europäischen Machthaber nach Mantua, wo Jacob von Siena, apostolischer Protonotar, als Casimirs Bevollmächtigter erschien, und mit großem Aufwande von Beredsamkeit den Papst zu bewegen trachtete, den Orden, seiner Stiftung gemäß, zum Kampfe gegen die Türken auf die Insel Tenedos zu versetzen, aus deren Häfen einst die Griechen Troja überraschen wollten. Die Gesandten aller Fürsten, des glücklich gefundenen Vorwandes erfreut, um den lästigen Türken-Krieg von ih-

ren Herren abzuwälzen, gaben sämmtlich dem Vorschlage lauten Beyfall; nur nicht Pius selbst, der einen alten Groll gegen Casimir hägte, weil ihm dieser einst den Besitz des Bisthums Ermeland erschwerte. Pius schrieb an Casimir, zum Frieden ermahnend, gleichviel durch wen das gute Werk gestiftet werde, ob durch einen päpstlichen Legaten oder den Erzherzog von Oesterreich. Er schloß mit einer frommen Aufforderung gegen den Christenfeind.

Aber die Pohlen mochten berechnen, daß, Krieg um Krieg, doch immer besser sey, den in Preußen fortzusetzen, wo mehr zu gewinnen war, als eine Anweisung auf das ewige Leben. Als die Gesandten Albrechts von Oesterreich wirklich zu Krakau im Nahmen ihres Herrn sprachen: „Vertraue uns, wir wollen, ein treuer Freund, dir und deinen Nachkömmlingen Nutzen schaffen;" da wich Casimir aus, vorwendend: „eine ähnliche Schiedsrichterwahl hat meinen Vater Jagello mit dem Kaiser Sigismund auf immer entzweyt. Soll ich jetzt ein Gleiches wagen?" —

Kaum hatten Jene sich entfernt, so traten schon wieder neue Vermittler auf, vom baierschen Herzoge Ludwig gesendet. Da entschuldigte sich Casimir, er sey bereits mit dem Erzherzoge in Unterhandlung begriffen. Zu derselben Zeit schrieb ein Legat aus Breslau um Geleitsbriefe. Der König schützte eine Reise vor. So scheiterten alle Hoffnungen der Friedewünschenden. Vermitteln wollten Alle, (denn das kostete nur Worte oder Briefe) dem Orden Beystand leisten Keiner. Ja, der Baiern Herzog schloß sogar ein Bündniß „mit Pohlen und dessen Anhängern," und dasselbe that, zwey Jahre später, Albrecht von Oesterreich.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Das siebente Kriegesjahr.

Die wichtigste Begebenheit desselben war eine neue Belagerung von Marienburg. Hunger macht grausam: die Belagerten trieben Weiber und Kinder aus der Stadt, wohin der Feind, mit vorgehaltenen Speeren, sie zurück jagte. 1460.

Dem Hochmeister gelang es nicht, sein Haupthaus zu entsetzen; fast wäre er bey dem Unternehmen selbst gefangen worden. Die Bürger hielten sich noch eine Zeit lang wacker; als aber die Schloßbesatzung, durch Hülfe eines unterirdischen Grabens, der Stadt mit einem unversehenen Angriffe drohte; da ergaben jene sich, huldigten dem Könige, und opferten treulos ihren Burgemeister Blum der Verbündeten Rache. Er ward geviertheilt. Männliche Beharrlichkeit, ausdauernde Treue bey unglücklichen Freunden wird so selten gefunden, daß es dem Feinde rühmlich gewesen wäre, diesen Mann zu schonen; denn er hatte von Anbeginn pflichtmäßig nach Ueberzeugung gehandelt, weder die durch Noth erzwungenen Maßregeln des Hochmeisters, noch den Verkauf seiner Vaterstadt gebilligt.

Treue hätten die Verbündeten um so höher achten sollen, da sie selbst schon oft und noch in diesem Jahre erfuhren, wie schwach der Bundeseid ihre eigenen Genossen fesselte; denn bald hier, bald dort, fiel eine Stadt dem Orden wieder zu. Die Eroberung von Wehlau ersetzte ihm zum Theile den Verlust von Marienburg. Nur einer schlimmen Folge dieses letzteren konnte

nicht vorgebeugt werden. Berndt von Schomberg nähmlich, durch den Hochmeister nach Deutschland gesandt, um Kriegsvolk zu werben, kehrte wirklich mit 3000 Mann zurück, und war bereits in Frankfurt angekommen, als das Gerücht von Marienburgs Uebergabe sich verbreitete. Da meinten die Söldner, nun sey des Ordens letzte Stütze gesunken, und zerstreuten sich unaufhaltsam. Nicht mehr als 500 brachte Schomberg mit.

Aber hätte es dem Orden nicht an Gelde gemangelt, so sehr, daß Armuth ihn zwang, der Armuth Beichtpfennige mit den Priestern zu theilen, jetzt wäre der Augenblick erschienen, wo er die Schlösser der Verbündeten auf gleiche Weise hätte gewinnen mögen, wie einst sie die seinigen; denn zwanzig Hauptleute zu Holland, Liebenstadt und Wormedith, schlossen förmlich Frieden mit dem Orden, weil die Preußen nicht im Stande waren, 38,000 ungarische Gulden zu bezahlen. Das konnte freylich auch der Hochmeister nicht, aber wenigstens entledigte er sich dieser zahlreichen Feinde durch das wohlfeile Versprechen, für deren Befriedigung zu haften, im Falle das Land ihm wieder zufiele.

Der Söldner Abtrünnigkeit war nicht der einzige Unfall, der die Verbündeten traf. Danzig gerieth in eine bedrängte Lage, durch Herzog Erichs von Pommern Uebergabe der nahe gelegenen, ihm anvertrauten Stadt Lauenburg sammt dem Schlosse Bütow. Um diesen harten Streich abzuwenden, klagten die Danziger vergebens bey der tugendsamen Herzoginn Sophie, denn ihr Gemahl erklärte halsstarrig: er wolle sein Land nicht länger verwüsten lassen, und wisse kein anderes Mittel, dreyzehn edle Pommern zu befreyen, die einst vor Conitz gefangen worden. Umsonst erbothen sich die Lauenburger, das Lösegeld herbey zu schaffen;

sie

sie mußten ihre Thore öffnen. Aber des Königs Rache ereilte den Herzog im folgenden Jahre: die Pohlen verheerten das Pommer-Land. Es war um ihn geschehen, wenn nicht Sophie sein Schutzengel wurde. Diese hochgepriesene Fürstinn begab sich selbst zu Casimir ins Lager, wo ihre Schönheit, und adeligen Geberden ihr, wie die Chronik sich ausdrückt, sonderliche Gunst beym Könige erwarben. Es gelang ihr, dem Gemahle Verzeihung auszuwirken. Man will sogar, den König habe es gereut, daß er vormahls ihre Hand ausgeschlagen.

Neue Gefahren bedrohten Danzig, denn schon wieder hatte der Orden eine Verschwörung angezettelt und abermahls bothen Pfaffen hülfreiche Hand; vor allen der Carthäuser-Prior, in dessen Kloster die Verschwornen brüteten, und auch da, wie einst zu Marienburg, vorläufig schon beriethen und bestimmten, wie man, nach gelungenem Anschlage, mit den Danzigern verfahren wolle. Ein Bürger, zum Verrathe gedungen, täuschte die Verräther, und offenbarte treulich alles. Der lauschende Prior, ein Zögling der Stadt, büßte im Kerker, und des Ordens gewarnte Söldner zogen klüglich heim.

Mit des Krieges Dauer mußte nothwendig immer tiefer das Ansehen eines Hochmeisters sinken, welcher Blick und Kraft allein auf den Kampf um Herrschaft des Landes, nicht auf des Ordens innere Regierung richten konnte. Wie viel man jetzt schon wagen durfte, beweist die That eines Kreutzherrn, Nahmens Freyberger, der den von Rom zurück kehrenden Ordensanwald, einen Bischof, aus altem Grolle bey Nürnberg gefangen nahm. Es blieb straflos.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Das achte Kriegesjahr.

2461. Nicht minder verderblich als jenes Plündern und Verwüsten, damahls Krieg genannt, wurde für Preußen die gehemmte Freyheit der Ostsee; denn, gleich den Engländern in unsern Tagen, maßten die Danziger das Recht sich an, Schiffe aller Nationen, nach feindlichen Häfen bestimmt, aufzubringen; und der Kaufmann — damahls wie heute, oft nur auf Gewinn, wenn auch mit Blut befleckt, erpicht — befriedigte die Habgier auf Um- und Nebenwegen. Bald führten die Lübecker, bald die Pommern, Kriegsbedürfnisse aller Art nach Stockholm, von da nach Reval oder Riga, und so endlich nach Königsberg. Wurden ihre Schiffe von den Danzigern aufgefangen, so klagten sie wohl bitterlich: was haben wir mit euren Kriegen zu schaffen? vergalten auch Gleiches mit Gleichem. Dänemark sperrte die Fahrt durch den Sund, obschon der jüngst geschlossene Beyfriede sie ausdrücklich frey ließ. Manche Schiffe wurden für gute Beute erklärt, unter dem Vorwande, sie seyen mit englischen Waaren beladen, die nicht gleiche Rechte mit denen der Hansestädte genössen. Durch dieses Beyspiel keck gemacht, erlaubte sich der Hauptmann auf Gothland Neckereyen. Die Amsterdamer, abgesagte Feinde, rüsteten ungescheut ganze Flotten aus, und erst als sie an einem Tage dreyzehn reiche Schiffe verloren, schwand ihre Kriegeslust. Auch die Städte in Liefland mußten an ihr gebrochenes Wort, aller Zufuhr sich zu enthalten,

feindlich erinnert werden; allein wie konnte man getreuen Unterthanen wehren, ihre Herren zu unterstützen? —

Zu Lande drückte schamlose Freybeuterey jede Gattung der Unterthanen, selbst das zartere Geschlecht. Frauen und Jungfrauen, in Kirchen vor den Thoren gelegen, wallfahrtend, wurden von lauernden Reisigen überfallen, ihres Schmuckes, ihrer Mäntel beraubt, wohl gar gezwungen, der Räuber Rosse zu besteigen, und mit weinenden Augen die Thürme der Vaterstadt verschwinden zu sehen. Diese Schmach, ihren Schwestern zu Danzig widerfahren, rächten die Braunsbergerinnen an pohlnischen Söldnern, welche die Stadt, aus der sie Bürgerwuth vertrieben, zu überrumpeln gedachten; bewaffnete Weiber erzwangen ihre Flucht. Aber aus Reden, vom Orden erobert, wurden zwey hundert Frauen getrieben, um den oft wiederhohlten Vorwurf zu entkräften, als spotteten die Kreutzherren ihres Keuschheitsgelübdes. Wirksamer hätte das geschehen mögen, wenn die Frauen unausgetrieben, unangetastet geblieben wären.

Es reifte auch in diesem Jahre eine neue Verschwörung gegen Danzig, die, abermahls entdeckt, nur wenig Blut kostete, aber Bürgerblut von Henkers Hand vergossen.

Einige wankelmüthige Städte fielen dem Orden wieder zu, wie jährlich geschah. Andere wurden von Pohlen überwältigt.

Die Thorner fingen eine Zufuhr auf, deren Geleit von hundert Reitern sich ohne Widerstand ergab. Der brave Schomberg erklärte laut: im ganzen Kriege sey dem Orden nichts so Schimpfliches widerfahren; und es war ihm Ernst mit dieser Erklärung, denn so oft nachher von jenen Reitern ihm einer in die Hände fiel, ließ er ihn aufhängen.

Fast hätte die Belagerung von Rastenburg Ludwigs Freyheit gekostet. Der von den Pohlen gewonnene Burgemeister wollte ihn trieglich in die Stadt locken, und kaum noch zu rechter Zeit wurde der Anschlag verrathen.

Unthätig lag Casimir vor Conitz, weniger mit den Feinden, als mit Schnee und kaltem Regen kämpfend. Viele starben. Die Lebenden murrten. Selbst Kinder schrien dazwischen, auf des Königs Räthe schimpfend. Es entspann sich Meuterey gegen den Feldherrn Samotuli. Das Lager wurde aufgehoben.

Hunger zwang die Ordenskrieger, selbst die Edlen unter ihnen, zu Straßenraub. „Wir können das genommene Vieh nicht wiedergeben," schrieb Jürgen von Kittlitz an den Hochmeister im Nahmen aller Hofleute zu Heiligenbeil, „wir leiden nichts als Hunger und Kummer, und müssen uns helfen, wie wir vermögen. Warum habt Ihr Eure Zusage nicht gehalten? wir können unsere Hände nicht als Brot essen."

Das Bisthum Ermeland entzog sich dem Bunde. Bürger und Bauern verjagten, erschlugen ihre unleidlichen pohlnischen Gäste, belagerten sogar Frauenburg. Hier aber fielen 600 Bauern unter des Siegers Rachschwert, und weit über hundert Flüchtlinge, die Schutz in einer Kirche suchten, wurden mit derselben verbrannt. Dennoch, als auf einer Tagefahrt zu Elbing man dem Bischofe die entscheidende Frage vorlegte: ob er dem Könige oder dem Orden zugethan bleiben wolle? gab er nur zweydeutige Antworten.

Auf einem Landtage zu Korczin, am Ende des Jahres, fanden sich schon wieder Gesandte von verschiedenen Mächten ein. Die des Tatar-Chan erneuerten die alte Freundschaft mit alten Worten, und zogen reich beschenkt heim. Der Böhmen-König wollte Friedensmittler werden, und berief sich auf den Hochmei-

ster, der schon als Solchen ihn anerkannt. Das will auch ich, versetzte Casimir, wenn ihr vorläufig mir Culm, Michelau und Pomerellen zusprecht. Den brandenburgischen Sendebothen, in gleicher Absicht eingetroffen, wich er durch die Antwort aus, daß er bereits mit Böhmen sich eingelassen.

Kindliche Pflichten riefen dieses Mahl den König früher aus Preußen, denn seine Mutter war gestorben. Aber die Verbündeten murrten, denn nur selten wird ein Fürst beurlaubt, menschlichen Gefühlen nachzuhängen. Gesandte folgten ihm auf dem Fuße, schilderten des Volkes Schrecken über seinen unverhofften Aufbruch, wagten kühne Vorwürfe, ja Drohungen:

„Wir sind viel mit Worten vertröstet, aber die Werke haben sich also nicht erfolget. Gutlos sind wir schon, sollen wir auch leiblos werden? Marienburg wird so gering geachtet, als sey es mit Würfeln gewonnen. Steht Ihr uns nicht bey, so müssen wir Euch verklagen bey Euern Räthen und der Ritterschaft, wie gar jämmerlich wir von Euch verleitet worden."

Casimir verschmerzte die bittern Worte, gab freundlichen Bescheid, versprechend, alle Leiden mit Gottes Hülfe in Freude und Ueberfluß zu verwandeln: er habe ja noch keinen Pfennig aus Preußen gezogen, sondern eigenes Gut und Blut zu ihrer Rettung daran gewagt, welches ihm doch von vielen durch Treulosigkeit vergolten worden. Er vertröstete sie endlich auf einen beschlossenen Landtag, wo er kräftige Mittel zur Fortsetzung des Krieges aufbiethen werde. „Nimmer wollen wir Euch übergeben," war seiner Rede Schluß, „und „würde es von Gottes Willen an Uns gebrechen, so „haben wir Kinder und Nachkömmlinge, die werden „Euch nie verlassen."

Die Gesandten schlugen vor, die Tatarn herbey zu rufen, und den Verbündeten Marienburg ein-

zuräumen, als Zufluchtsort für alle Bedrängten; allein der König lehnte beydes ab, sich stets berufend auf den nahen Landtag.

Die Preußen hatten Soldaten nöthiger als diesen. Ihre gute Festung Straßburg, schon seit Monden belagert, hielt sich kümmerlich. Sie bathen dringend um Kriegsvolk und des Königs persönliche Gegenwart; ja die Hälfte aller Einkünfte wollten sie liefern zur Bestreitung des Zuges; aber warnend fügten sie auch hinzu: wenn er dennoch zögere, so möge er sich hüthen, nicht wiederum mit Schimpf zu verlieren, was er so mühsam errungen.

Da sandte der König, zum Entsatze von Straßburg, ein zahlreiches Heer, welches doch nur herbey zu eilen schien, um die Uebergabe zu bezeugen: denn der Feldherr, Peter Dunin, wagte nicht, die Ordensvölker anzugreifen, und die Feste, bald aufs äußerste gebracht, öffnete dem Feinde ihre Thore. Für die Preußen ein empfindlicher Verlust.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Die Schlacht bey Zarnowitz.

Geld- und Menschenmangel nöthigten den Orden, 1462.
Köhler und Bauern in Krieger umzuschaffen, ein ungeschicktes Volk, dem er wenig vertrauen durfte. Darum hob Ludwig, bey Annäherung der Pohlen, die Belagerung von Frauenburg auf. Uebrigens plünderten beyde Theile wie bisher, verwüsteten des Landmanns Ernten, raubten dessen Vieh, steckten Dörfer in Brand, besudelten ihre Waffen und Seelen durch mancherley räuberischen Unfug. Die Pohlen, Fischhausen zerstörend, verschonten auch die Kirchen nicht. Als die frömmern Deutschen sahen, daß ihre gottlosen Beschützer das heilige Silbergeräth stahlen, da wollten sie, empört durch solche Gräuel, ihre Schwerter gegen die Räuber kehren. Rasch zündeten die Hauptleute das unglückliche Städtlein an, um den Blutdurst gleichsam in Flammen zu löschen.

Seit dem ernsten Kampfe vor Conitz war eine Reihe von Jahren verflossen, ohne daß die Streitenden wiederum gewagt hätten, in offener Feldschlacht ihre Kräfte zu messen. Jetzt hatte sich der pohlnische Feldherr, nachdem er die Gegend um Lauenburg gräulich verwüstet, bey dem Kloster Zarnowitz mit einem Heere gelagert, und, um sich zu verstärken, sogar die Köhler aus den Wäldern an sich gezogen. Jener Landstrich bildet fast eine Halbinsel, wo zwischen See und Sumpf die Pohlen gefahrvoll eingezwängt standen. Plötzlich brach des Ordens Volk aus dem nahen Walde

hervor, und umrjngte sie gleich einem halben Monde. Der Kern seiner Macht bestand aus schwerer Reiterey, doch waren ihm auch 1300 Bauern und viel Gesindel aus Pommern und Cassuben zugelaufen. Des Sieges schon gewiß, hieben die Ordenssöldner alle Bäume zu Verhacken nieder, auf daß kein Feind entrinnen möchte; und Caspar Nostiz, Einer ihrer Hauptleute, verschwur sich keck: wer einen Fuß breit weiche, der solle sich dem Könige von Pohlen als leibeigener Knecht darstellen.

Als die Preußen sich dergestalt umzingelt sahen, brachen sie zuerst ihre Wagenburg, dem Feinde ein Treffen biethend. Da blitzten alle Schwerter, und mit gleicher Wuth stießen die Kämpfer auf einander. Stunden lang blieb der Sieg unentschieden, bis endlich der kühne Pohle Jassiensky (gleich dem Schweizer-Helden Winkelried), von seinem Schilde bedeckt, allein in den Feind sprengte, und dessen Lanzen in Verwirrung brachte. Fritz von Runeck, des Ordens tapferer Hauptmann, fiel. Die Seinigen flohen; der ersten Flüchtlinge Einer, Nostitz der Zungenheld. Die Reiterey gerieth in Sumpfe, hatte durch den Baumverhack sich selbst die Flucht gehindert. So erlitt der Orden eine schwere Niederlage. 2000 Deutsche wurden erschlagen, 600 gefangen, Geschütz und Kriegsbedürfnisse fielen in der Sieger Hände, die wenige Todte, doch viele Verwundete, unter diesen selbst ihren Feldherrn zählten. Am tapfersten hatten die litthauischen Tatarn gefochten, die nähmlichen, die auch den kühnen Schomberg in diesem Jahre zurück schlugen, als er das Wagestück unternahm, die Königinn selbst zu Nieschow aufzuheben. Mit Beute beladen zogen die Königlichen triumphirend in Danzig ein.

Man hat die Schlacht bey Zarnowitz mit der vor Conitz verglichen, und ihre Folgen waren allerdings

nicht minder wichtig. Zwar, daß die Pohlen jetzt ungestört Pomerellen verwüsten konnten, entschied nichts; allein des Ordens Verlust war jetzt schwer, ja fast unmöglich zu ersetzen, und sein Freund, der Herzog von Stolpe, der so eben mit 600 Lanzen ihm zu Hülfe eilte, kehrte, nach erhaltener Trauerbothschaft, schnell wieder um.

Sehr ungleich war sich auch das Betragen der Sieger bey Conitz und bey Zarnowitz. Denn wenn dort die Kreutzherren ihrer Feinde Leichname in die Nogat stürzten, so führten hier die Danziger den tapfern Fritz von Runeck in eine Klosterkirche und begruben ihn stattlich.

Auf einem Tage zu Glogau suchte der Papst durch Georg Podiebrad von Böhmen Frieden zu vermitteln, allein vergebens; denn Ludwig, unter dem abgenutzten Vorwande, er habe seine Räthe nicht bey sich, schickte keinen Gesandten, sondern begehrte Aufschub. Den verweigerte Casimir und schloß mit Böhmen ein Bündniß gegen die Türken, in welchem des Ordens mit keiner Sylbe erwähnt wurde.

Schwer zu enträthseln ist die lauliche Friedensneigung des bedrängten Hochmeisters, zu einer gährenden Zeit, wo die Wiener Bürger selbst ihrem Kaiser die Thore sperrten. Ein pohlnischer Geschichtschreiber sucht den Grund in der Einnahme von Straßburg, die dessen Hoffnung neu belebte. Vielleicht wollte der Papst auch dieses Mahl die Kreutzherren nur als seine Lehensträger, das Land als Eigenthum der Apostel Peter und Paul in Schutz nehmen, ein Recht, das ihm der Orden nimmer zugestehen mochte. Aber besser wäre doch gewesen, mit Umgehung strittiger Puncte, sich aus naher Gefahr zu retten. Der Orden hatte ja schon oft genug bewiesen, daß er, je nachdem der Zeitlauf es heischte, bald dem Kaiser, bald

dem Papste, mit dem unfruchtbaren Titel der Oberherrschaft schmeicheln konnte.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Der päpstliche Legat.

1463. So ging auch mit der ersten Sonne des zehnten Kriegesjahres noch immer keine Friedenshoffnung auf. Nur zwischen Dänemark und Preußen war der Waffenstillstand abermahls verlängert worden. Doch des Dänen-Königs Groll achtete kein Pergament. Nie konnte er den Danzigern verzeihen, daß sie seinen Mitbuhler um die schwedische Krone hägten. Bald warf er das erlogene Gerücht ihnen vor, Carl habe auf öffentlichen Plätzen Schmähschriften gegen ihn verlesen; bald erregte es seinen Zorn, daß sie ihr Eigenthum gegen seine Freybeuter vertheidigten, oder mit gewaffneter Hand den klaren Inhalt des Beyfriedens aufrecht erhielten. Endlich wurden der Preußen bittere Klagen von den schwedischen Räthen beherzigt; die Dänen selbst versagten dem Könige Beystand; die Schweden neigten sich wieder zu dem vertriebenen Carl; Furcht und Ohnmacht hielten Christians Schwert in der Scheide.

Jetzt erschien, als Ruhestifter in Preußen, Hieronymus, Erzbischof von Creta, der päpstliche Legat; ein Mann, dem die Natur jede, dem Friedensmittler unentbehrliche Gabe versagt hatte. Nachdem er einst zu Breslau vergebens auf Geleitsbriefe geharrt, zog er in Deutschland umher, fruchtlose Versuche beginnend,

den Kaiser mit Mathias von Ungarn und andern deutschen Fürsten zu versöhnen. Jetzt aber nahm der Orden ihn mit freudiger Hoffnung auf. Das Volk, im höchsten Elende, umringte den vermeinten Friedensengel, wo er ging und stand, beschwor ihn mit heißen Thränen um Mitleid und Hülfe. Beydes gelobte er den Flehenden, zur Treue gegen ihren rechten Herrn sie vermahnend.

Eine persönliche Zusammenkunft zwischen Casimir und dem Hochmeister blieb des Legaten unerfüllter Wunsch. Den König nannte er seinen geliebten Sohn, aber um dessen Neigung zu gewinnen, hob er mit dem Begehren an, einen geächteten Bischof von Krakau wieder einzusetzen; und als der König erklärte: lieber wolle er seine Krone verlieren, als einen Bischof sich aufdringen lassen; da entfuhren dem frommen Manne die Worte: es sey besser, drey solche Kronen gingen zu Grunde, als daß nur ein Mahl des römischen Stuhles Ansehen geschmälert werde.

Casimir entließ ihn unwillig, und er zog zum Hochmeister, dort verweilend, bis er, vom Orden gänzlich gewonnen, auf einem angesetzten Tage zu Brzesk, sich wieder einfand, mehr um Gesetze vorzuschreiben, als gütliche Unterhandlung mit kluger Mäßigung einzuleiten. Pius der Zweyte selbst hatte wohl voraus gesehen, daß seiner Vorfahren unaufgehobene Bannflüche die Annäherung hindern möchten, und darum ausdrücklich ihre Wirkung gehemmt; allein dem Bischofe lag die Kirche mehr am Herzen als der Friede. Seine Gesinnung offenbarte er alsobald durch das Verlangen, die Sendebothen des Bundes gar nicht zuzulassen, weil sie mit dem Kirchenbanne noch belastet wären. Als sie aber, Trotz seines heftigen Widerspruches, dennoch erschienen, befahl er, alle Kirchen zu verschließen. Die Pohlen spotteten seiner frommen Wuth. Unter dem

Vorwande, einen Sieg zu feyern, läuteten sie muthwillig mit allen Glocken und strömten in die Kirchen.

Hierauf verweigerte er, als seiner Würde unanständig, in der Versammlung auf dem Rathhause zu erscheinen. Zu ihm ins Kloster sollten die Parteyen sich verfügen, und zwar einzeln, denn er wollte die Pohlen und Preußen nicht zusammen hören. Da wurde ihm freymüthig angekündigt: man verspüre wohl, daß er, statt den Frieden zu beherzigen, selbst die Kriegsposaune blase. Zugleich beschämte man ihn durch aufgefangene Briefe, die den Ordensfreund entlarvten.

Erbittert wollte er zum Könige nach Krakau ziehen, allein es wurde ihm nicht verwilligt, denn man befürchtete mit Recht, er werde dort nur Oehl in Flammen gießen. So mußte er endlich nach Breslau wandern, wo er, um seinen frommen Rachedurst zu löschen, Pohlen und Preußen, die zum Jubelfeste dahin zogen, durch Drohungen für den Orden zu gewinnen versuchte, ja sogar sich nicht entblödete, den Weibern die Erfüllung ehelicher Pflichten zu untersagen, bis ihre Männer, von unbefriedigten Begierden gepeinigt, den Nacken unter das Joch beugen würden. Der König stellte ihm vor, das sey nicht der Weg, die Gemüther zu besänftigen; er solle lieber den ungerechten Bannfluch widerrufen. Allein nur für die Zeit der Friedensunterhandlung wollte er sich dazu verstehen. Da verwarfen die Preußen seine Vermittelung gänzlich. Ihre Bischöfe selbst beruhigten die etwa Zaghaften durch Verpfändung ihrer eigenen Seelen. Der König wurde ersucht, statt jenes donnernden Friedensbothen, das freundliche Erbiethen der Lübecker anzunehmen. Es geschah, und Casimir sagte aufs neue den Verbündeten mächtige Hülfe zu, wobey er tröstend und vertraulich ihnen mittheilte, daß nunmehr, zwi-

schen ihm und den pohlnischen Herren, alle Bitterkeit und Unwille gänzlich vertragen sey. Ein Beweis, wie selten die oft gerügte Saumseligkeit ihm zum Vorwurfe gereichen mochte.

Vergebens bath jetzt der Bischof von Ermeland um Waffenruhe, denn gegen ihn waren die Gemüther, seines Abfalls wegen, am heftigsten erbittert.

Danzig entrann abermahls in diesem Jahre der Gefahr eines blutigen Aufruhrs. Als Bootsknechte und Lastträger verkleidet, hatten des Ordens Knechte sich in die Stadt geschlichen, um, vereint mit einem gewonnenen Pöbelhaufen, dem Hochmeister die Thore zu öffnen. Ein Rechtsgelehrter, kürzlich von der hohen Schule aus Wälschland zurück gekehrt, vermeinte hier, nach Studenten Weise, mit jugendlicher Keckheit eine glänzende Rolle zu spielen. Aus dem Rathe und der Bürgerschaft war eine große Zahl zu blutigen Opfern bestimmt. Allein Gewissensbisse eines Verschwornen entdeckten den Anschlag am Abende vor der Ausführung. Drey und zwanzig Bürger mußten die Verrätherey mit ihrem Leben büßen. Die ertappten Ordensknechte wurden im Flusse ertränkt oder verschmachteten im Kerker.

Unter den Kriegsbegebenheiten dieses Jahres zeichnet sich die Niederlage aus, welche der Orden an Volk und Schiffen auf dem Haff erlitt, als er das belagerte Mewe entsetzen wollte. Seine ganze Flotte, Tausende von Kriegern und zahlreiches Geschütz büßte der Hochmeister ein. Die Liefländer eilten herbey den Verlust zu ersetzen, mehrten ihn aber nur, von den Elbingern geschlagen.

Die wankelmüthigen Bürger von Holland benutzten einen Augenblick der Abwesenheit ihrer Besatzung, um Heinrich Reuß von Plauen die Thore zu öffnen. Er, zum Danke, zündete die Stadt an allen vier Ecken an, weil er nicht hoffen durfte, ihrer mächtig zu bleiben.

Fast wäre Ludwig selbst, auf einer frommen Wallfahrt zur Kirche des heiligen Adalbert begriffen, in des Feindes Hände gerathen, und hätte nicht der Burgemeister von Königsberg ihm eilig auf ein Roß geholfen, so würde er mehr als sein Gepäck verloren haben.

Ihm blieb ohnehin, außer seiner Freyheit, wenig zu verlieren übrig; denn auch das herbe Schicksal mußte er noch erleben, daß Berndt von Schomberg, sein treuster Freund, dem er Culm, Straßburg und Althaus verpfändet hatte, jetzt ihm abfiel. Der einfache Söldnerhauptmann schloß förmlich Frieden mit drey unumschränkten Fürsten, Masovien, Stolpe und dem Könige, der ihm den ruhigen Besitz jener Pfänder auch dann noch zusicherte, wenn Pohlen Herr im Lande bleiben würde. Dagegen gelobte Schomberg, nicht allein dem Orden keine Hülfe zu leisten, sondern auch die Schlösser ihm selbst dann nicht auszuliefern, wenn er seine Schuld bezahlen könne und wolle. So weit waren die berüchtigten Verkäufer von Marienburg nicht gegangen; die wollten doch am liebsten Geld vom Orden nehmen, und nur nach mancher Täuschung machte Noth sie endlich hart. Dennoch zeigte Ludwig den seltsamen Folgemangel, diesem Schomberg nach wie vor, seine Freundschaft, sein Vertrauen zu erhalten.

Fast scheint es, minder drückend sey der Kreutzherren Regiment für die Bauern gewesen, oder sie haben treuherziger glänzenden Versprechungen vertraut, denn noch immer verließen sie den Pflug, um mit ungeübter Faust für den Orden zu kämpfen, und so verwandelten sich die vormahls blühenden Gefilde immer mehr und mehr in eine Wüste von hungerigen Räuberschaaren durchzogen.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Friedensunterhandlungen.

Auch das eilfte Kriegesjahr brachte dem Orden weder Lorberkronen noch Palmenzweige. Mewe mußte sich ergeben. Schrecklich mordeten und plünderten die Pohlen in der Stadt, Trotz heiliger Zusage. Der König, nur zu gelinde, entsetzte ihren Befehlshaber. — Aus Friedland zogen des Ordens unbezahlte Söldner, nachdem sie zuvor die Stadt geplündert und in Brand gesteckt. — Der Bischof von Ermeland unterwarf sich dem Könige. — Alle Anschläge des thätigen Reuß von Plauen mißlangen. 1462.

In dieser mißlichen Lage fuhren dennoch die Ordensbeamten fort, die wenigen noch getreuen Unterthanen zu drücken. Der Haus-Comthur zu Ragnit schrieb an den Hochmeister: „die Schalauer wollen nicht scharwerken (frohnen), sondern halten mir Ew. Gnaden Verschreibung vor Augen.“ Da er jedoch ihrer Frohndienste nicht entbehren könne, so bitte er, die Verschreibung ihnen wieder abzunehmen. Es findet sich zwar nicht, daß Ludwig in dieses unkluge, boßhafte Begehren gewilligt, aber schon die bloße Zumuthung zeigt genugsam, daß eilf kummervolle Jahre den Geist dieser Regierung noch nicht gedämpft hatten.

Damahls brach am Rhein eine fürchterliche Pest aus, verbreitete sich schnell, wüthete in Lübeck, überzog Dänemark, Schweden, Liefland, Litthauen, Preußen, Pommern. Das geld- und menschenreiche Danzig konnte dieser schweren Plage zwanzig tausend Einwoh-

ner opfern, und dennoch unentvölkert zu Wasser und zu Lande dem Feinde merklichen Abbruch thun; ja es heißt sogar, Carl Canutson sey mit Kriegsvolk der Danziger und Pohlen in sein Reich zurück gekehrt.

Nicht allein durch ihre mähende Sichel wurde die Pest für Preußen verderblich; auch der Schrecken in ihrem Gefolge hinderte manche friedliche Zusammenkunft. Auf einer Ebene bey Marienburg wollte man den Frieden unter Zelte laden, aber niemand getraute sich den erwünschten Gast zu empfangen.

Der Orden litt so großen Mangel, daß er seine eigenen hungrigen Flüchtlinge zurück weisen mußte. In Danzig hingegen herrschte Ueberfluß an pohlnischem Getreide, man überließ es fremden Seefahrern gegen Salz.

Der im vorigen Jahre getroffenen Uebereinkunft gemäß, wurde zu Thorn wirklich von den Lübeckern, in Gemeinschaft mit Dänemark und mehreren Hansestädten, eine Friedensunterhandlung eröffnet, von beyden Theilen durch stattliche Gesandten beschickt. Nicht mehr als sechzig Pferde durften des Ordens Machtbothen in ihrem Gefolge führen, und wurden streng verwarnt, Aeckern und Gärten keinen Schaden zuzufügen. War ein solches Mißtrauen gerecht, so brachte es dem Orden wenig Ehre.

In des Königs Nahmen empfing man die Vermittler herrlich und mit großem Danke für die weite beschwerliche Reise. „Wir haben sie gern unternommen," sprach der Bischof von Lübeck, „weil der Orden eine Stiftung unserer Vorfahren, und der Jammer dieses Landes so gar kläglich ist; denn wir sind daher gezogen manche Meile, und haben kein Dorf, Menschen noch Thier gesehen." —

Die Volkserbitterung äußerte sich durch Verhöhnung der Ordensgesandten, indem ein Narr sich erdreistete, im weißen Mantel mit schwarzem Kreutze, vor

sechs

sechs Buben mit Fliegenwedeln begleitet, das Rathhaus zu umkreisen. Aber laut wurde dieser Pöbelwitz von den Pohlen mißbilligt.

Casimir nahm, in seiner ausgestellten Vollmacht, bereits den Titel eines Erbelings von Preußen an. Das machte die Feinde stutzig; man schob jedoch vor der Hand diese Beschwerde still aus dem Wege.

Um gegenseitige Rechte zu begründen, hoben die Pohlen ihre Rede mit Lechus, die Kreutzherren sogar von Adam an. Unsere Vorfahren, sprachen jene, haben Culm und Michelau bevölkert; das beweisen die pohlnischen Nahmen der Städte und Dörfer, die noch heute üblich sind; darum stehen sie unter dem Kirchsprengel pohlnischer Bischöfe; darum entrichten sie Zehnten und Peters-Pfennig gleich andern Pohlen.

Bloße Nahmen, erwiederten die Kreutzherren, Kirchsprengel und Zehnten beweisen keine Herrschaft. Wie manche Länder entrichten den Peters-Pfennig, die nimmer zu Pohlen gehörten.

Viel Altes, wenig Neues wurde vorgetragen, aber nichts dem Ziele näher Bringendes, denn beyde Theile spannten ihre Forderungen noch zu hoch. Die Pohlen ließen sich verlauten: „ihr König sey ein gütiger Herr, der dem Orden wohl eine Strecke Landes, an der Heidenschaft gelegen, räumen würde; da möchte er hinziehen und fechten, als ihm gebühre.“

Heinrich Reuß von Plauen erwiederte: „wir wollen lieber Alle sterben, ehe denn wir ein solches gedenken anzugehen.“

Der stolze Mann, erbittert durch solche Zumuthungen, mehr noch vielleicht durch die von den Thornern erlittene Schmach, zog von dannen und weigerte sich umzukehren. Seine Gefährten wurden noch durch Bitten zurück gehalten, ihnen das hintere Land als Friedenspreis gebothen; aber sie bestanden auf Marien-

burg, Dirschau, Mewe, aus welchen sie künftig die Städte Danzig, Elbing, Thorn, leicht bedrohen konnten. Darum mußten die Vermittler abermahls vom Schauplatz treten, um den Schwertern Raum zu machen.

1465. Doch beyde Kämpfer waren schon ermüdet, am meisten der Orden; und als Marienburg fiel, Stargard belagert wurde, der bleiche Hunger durch das wüste Land schritt, Verzweiflung den samländischen Adel sammt den Königsbergern zur Empörung trieb, und Bürgerblut vergossen werden mußte: da bathen die Kreutzherren selber, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Sie suchten nur Zeit zu gewinnen, behaupten des Ordens Feinde; doch daß es ihnen Ernst war, beweisen ihre Vorschläge.

In drey Zusammenkünften äußerte Stibor von Baysen der Statthalter: es möge der Orden in Preußen, wie in andern Ländern, Güter besitzen, doch dem Könige huldigen und nur Eingeborne in den Orden kleiden, damit nicht alles Geld wie vormahls aus dem Lande geführt würde.

Das schien der Ritter Ehre unzulässig. Ihre Antwort war: ohne Zustimmung der beyden Landmeister stehe nicht in ihrer Macht solches zu bewilligen.

Man both ihnen Samland, das noch unverwüstet sey.

Ist nicht Samland ohnehin in unserer Gewalt? erwiederten sie.

Manchen bittern Vorwurf sollte die Entschuldigung entkräften: der Hochmeister habe gehandelt als ein beklommener Fürst und vertriebener Herr.

Aus Hochmuth seyd ihr von Thorn weggezogen, meinten jene.

Mit nichten, behaupteten diese, sondern um des Schimpfes willen, uns vom Pöbel zugefügt, und hat

der Burgemeister nicht sogar erklärt: wenn auch nur eine Kuh ihm wegkäme, so wolle er uns alle verhaften?

Stibor von Baysen versicherte, dem ungestümen Manne sey die trotzige Rede streng verwiesen worden. „Laßt uns," sprach er einlenkend, „laßt uns alle Einem Herrn huldigen, so wird der König dem Orden etliche Dörfer und Höfe, oder ein Stück Land in der Heidenschaft verleihen, ihn auch in seinen Rath nehmen, wie das in Spanien üblich, wo ein Meister in des Königs Rathe sitzt. Dann werden nicht, wie sonst geschehen, die Gebiethiger ihn überwältigen können."

„Welches Land wollt ihr uns geben?" fragten die Kreutzherren, „wie weit? wie breit? wie lang? wie viel?" und fast beweglich fügten sie hinzu: Liebe Herren, wir sind allzumahl Landsleute und Einzöglinge, so bitten wir Euch, daß Ihr unsern Ehren nicht zu nahe greift. Gern wollen wir Frieden schließen, so fern es etwas der Vernunft ähnlich ist Was Ihr begehrt, das können wir mit Ehren nimmer eingehen, wollen lieber gutlos und leiblos werden. Biethet Ihr doch Samland mit Ausschluß der Städte, Schlösser, Mannschaft, gleich als ein Brot zur Hälfte durchgeschnitten. Ihr wollt den Orden ganz vertreiben, aber gedenkt, das Glück ist wandelbar. Ihr meint euch gut berathen zu haben, so steht zu wissen, ob es Euch und Eure Kinder nicht gereuen werde. Schon hat sich Königsberg dem Orden unterworfen, weil die Pohlen Undeutsche zu Regenten setzten. Wir wollen uns nicht mischen mit Windischen Nationen, denn es in dem Lande nimmer wohl steht, wo der Undeutsche das Regiment führt. Doch damit ihr unsern Ernst gewahrt, so biethen wir Euch Culm, Michelau und Pomerellen, obwohl wir noch vierzehn Städte und Schlösser darin besitzen."

„Die sind in der Söldner Gewalt," erwiederte Bayfen, „die werden es machen wie Berndt von Schomberg."

„Wir wollen ferner," so fuhr des Ordens Sprecher fort, „den König für unsern Beschirmer aufnehmen; doch daß wir künftig keine neue Glieder dem Orden einverleiben sollen, das zu geloben steht nicht in unserer Macht, sintemal der Orden bestätigt ist von der heiligen Kirche."

Aus Unwissenheit oder Jähzorn wurde diese letztere Behauptung von den Verbündeten geläugnet. — „Ich sage Euch fürwahr," rief Otto Machwitz, „daß der deutsche Orden nie ist bestätiget, Ihr mögt vorgeben, was ihr wollt."

„Papst und Kaiser," fügte ein Anderer hinzu, „nehmen immer Geld und lassen uns zanken."

Jetzt erboth der hart bedrängte Orden sich zu einem Opfer, dessen Größe niemand läugnen wird, den die Geschichte mit dem Geiste des Ordens vertraut gemacht. „Gebt uns das Entzogene wieder, so sollt ihr mächtig seyn, Einzöglinge dieses Landes, die es begehren und tüchtig dazu sind, in den Orden zu kleiden, die dann vollkommene Macht haben sollen, gleich deutschen Herren, alle diese Lande zu regieren. Ein Mahl um das andere soll künftig der Hochmeister aus Einzöglingen gewählt, der König als Schutzherr anerkannt werden."

Dieser Vorschlag, dem Stolze peinlich, der Macht gefährlich, hätte sicher, zwölf Jahre früher, den Frieden herbey geführt. Jetzt war es zu spät.

Als man zum dritten Mahle in einer Kirche sich versammelte, geschah es mit frommer Feyerlichkeit,

um den feindlichen Gemüthern Versöhnlichkeit einzuflößen. Vor dem Altare in der Mitte saß der Bischof von Ermeland, ihm zu beyden Seiten die Gesandten. Da wurde mit großem Ernste noch ein Mahl versucht, den Frieden in die geheiligten Ringmauern zu rufen. Die Verbündeten fügten älteren Anerbiethungen noch ein Stück vom Elbingschen, Christburgischen und Osterrodischen bey, erklärten aber auch zugleich, daß sie lieber Leib und Leben als Marienburg lassen wollten.

So zerschlug sich Alles. Ein Waffenstillstand auf mehrere Jahre, vom Orden begehrt, wurde klüglich abgelehnt; denn blieb ihm keine Zeit sich zu erhohlen, so mußte bald der blutige Kampf sich zum Ende neigen.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Friede.

1466. Die Verbündeten irrten nicht. Nach zwölf bangen Jahren errang endlich im dreyzehnten ihre Beharrlichkeit den Oehlzweig; doch nur erst dann, als neue Unglücksfälle des erschöpften Ordens letzte Hoffnungen vernichtet hatten.

Der Bischof von Ermeland, ein zweydeutiger Freund, der wenigstens lange durch Unthätigkeit nützte, verband sich jetzt mit Pohlen zu offenem Angriff. — Ein Söldnerhauptmann schloß eigenmächtig Waffenstillstand mit dem Feinde. — Vierzig Schiffe der Liefländer stranderten. Sieben hundert ihrer Reiter eilten landwärts herbey; die Samayten sperrten ihnen den Weg durch Verhacke in den Wäldern. Flugs zogen sie hinab an's Meeresufer. Da geriethen sie in tiefe Gruben, mit Zweigen und Erde bedeckt. Die meisten wurden erschlagen. Was in die Wälder floh, tödteten Hunger und Kälte. Andere suchten Rettung auf einem schwach gefrornen See, der sie verschlang. Nur zwey entrannen, ihres Unglücks Bothen.

Stargard ging verloren; Königsberg wurde bedroht; Conitz belagert und erobert, Trotz vergifteter Pfeile, mit welchen ehrlose Verzweiflung aus der Feste schoß.

Jenseits der Weichsel blieb dem Orden nichts mehr übrig. Von Deutschland war er abgeschnitten, keiner Hülfe mehr gewärtig. Da demüthigte sich endlich der stolze Hochmeister, bath schriftlich den König um Frieden, die Litthauer um Verwendung, und forderte sogar seinen Feind, den gehaßten Bischof von Ermeland, dazu auf.

Casimirs letzte, mit Erfolg gekrönte Anstrengungen wurden durch eine männliche Vorstellung der Verbündeten bewirkt. „Wir sind so verarmt," sprachen sie, „daß wir nur noch die rothen Mauern um uns haben. Wollt Ihr uns eine gute Antwort geben, so haltet auch, was Ihr verheißt; denn wir werden daheim von den Unsrigen verspottet, weil selten erfolgt, was wir in Eurem Nahmen zugesagt. Marienburg habt Ihr einem Fremdlinge übergeben, gleich als dürftet Ihr uns, Euren geschwornen Mannen, nicht vertrauen. Schon gleicht das Schloß einem Stalle, kein Ziegel auf den Dächern, die Brücken ungebessert. Das Volk murrt: „Thut unser Herr König also im Kriege, da er unser noch bedarf, was wird geschehen im Frieden?" — Unsere Rechte habt Ihr zu mehren gelobt, nicht zu mindern. Nun aber müssen wir von Knechtes Knechten mancherley Uebermuth dulden. Pohlen und Preußen sollen Brüder seyn. Um der Sclaverey zu entrinnen, haben wir den schweren Krieg begonnen, und sind nun Sclaven mehr als je zuvor. Der Gast verzehrt, was dem Wirthe gebührt. Jener ist Herr, dieser Knecht. Der Burggraf achtet nicht einmahl des Statthalters Geleite. Der Unsern Armuth ist so groß, daß sie keine Klage an Euch bringen können, weil es ihnen gebricht an Reisezehrung. — Wir fordern Gerechtigkeit, denn wo die mangelt, da werden Könige und Fürsten aus ihren Ländern vertrieben. — Nicht ohne Bewilligung der

preußischen Räthe Güter zu verleihen, hat Eure Gnade uns zugesagt, doch seyd Ihr so leichtfertig, fremden Gästen Städte und Schlösser einzuräumen, davon zu besorgen, daß ewige Raubschlösser im Lande bleiben werden. — Die armen Leute im Werder gehen zu Grunde, durch ungebührliche Frohndienste gedrückt, und weil die Dämme, gegen Eure Verheißung, ungebessert liegen. Wollt Ihr alles das nicht wandeln, so müssen wir selber helfen."

Auf diese harten, von Verzweiflung ausgepreßten Vorwürfe, antwortete Casimir persönlich mit großer Milde; versprach seine Gegenwart in Preußen, Endigung des Krieges, Abhülfe aller Beschwerden. Die bitterste derselben — das Regiment der Fremdlinge in Schlössern mit preußischem Blute und Gelde erkauft — hatte er schon früher zu beseitigen versucht, indem er zu Elbing schriftlich erklärte: nur Kriegesnoth habe ihn dazu vermocht, und es solle für die Zukunft ohne Folgen bleiben.

Dem Papste mochte seines Cretenser Bischofs unkluger Eifer zu Ohren gekommen seyn, denn Hieronymus wurde abgelöst von einem andern Legaten, der seinen Beruf zu diesem Geschäfte durch parteylose Unterhandlung zwischen Ungarn und dem Kaiser schon beurkundet hatte, jetzt aber seine Ankunft zu Breslau dem Könige meldete.

„Wollt Ihr als Mittler ihn zulassen?" befragte Casimir die Verbündeten.

„Will er, versetzten sie, gleich seinem Vorgänger in der Sache handeln, so däucht uns nicht gerathen, daß man ihn zulasse. Wollte jener doch sogar von dem Euch geschwornen Eide uns entbinden.

Will aber dieser billigen Frieden stiften, so sey er willkommen.

Rudolph, Bischof von Lavante, kam und zeigte alsobald, daß ihn ein anderer Geist beseelte, oder eine andere Vorschrift leitete. Pius II., Casimirs Feind, war nicht mehr. Paul II. wollte Georg Podiebrad, als einen hussitischen Ketzer, des Thrones berauben. Er both die böhmische Krone fast allen Nachbarn an, und stellte seine Hoffnung besonders auf Pohlen, wenn nur Preußen erst beruhigt wäre. Darum vielleicht versprach der Legat sogleich, uneingedenk des Bannes, in Gegenwart der Preußen Gottesdienst zu halten, und hob zu Thorn damit an, daß er den König bath: „er wolle dem Orden Frieden schenken, sich gnädiglich und handelig finden lassen, nicht ansehen Macht oder Glück; und zwar allein um Ehre willen des päpstlichen Stuhles und fleißiger Bitte seiner einfältigen Person.“ Er, der Legat, ein wahrer Friedensbothe, wollte mit lauterem Herzen, keinem Theile zu Liebe oder Gunst, das fromme Werk betreiben.“

Das gute Wort fand Eingang. Casimir bezeigte sich freundlich und willig, wartete, Trotz der herrschenden Pest, auf den zögernden Hochmeister, und als Ludwig vorschlug, die Friedensunterhandlung von Thorn nach einem andern Orte zu verlegen, gab er augenblicklich nach. Berndt von Schomberg, der abgefallene Söldner, war Ludwigs Machtbothe bey diesem Zwischenhandel.

Zu Nessau versammelten sich nunmehr die Bevollmächtigten. „Es ist unsere Meinung nicht,“ sprach der König, „den Orden gänzlich aus dem Lande zu vertreiben. Er möge Samland behalten, so fern er sich in unsere Gnade fügen will.“

„Habt Ihr doch," entgegnete der Legat, „vormahls schon ein Mehreres gebothen; so vertraue ich, daß Ihr, um des heiligen Vaters willen, dessen Person ich vorstelle, den Kreutzherren lassen werdet, was sie nun besitzen, auch dem Hochmeister vergönnen, daß er sich persönlich vor Euch demüthige."

Da fügte der König, aus Achtung für den Papst, noch die drey Städte Königsberg sund mehrere Gebiethe hinzu, doch bedingend, daß der Orden ihm huldigen solle. Im Verfolg der Unterhandlung mehrte er abermahls die Zahl der Ländereyen, nur die Uebergabe von Marienburg schlug er beharrlich ab.

Der fromme Orden bestand wenigstens auf die Zurückgabe der köstlichen Reliquien von St. Barbara und des heiligen Kreutzes, — allein was jetzt dem Sieger römische und griechische Kunstwerke, das waren ihm damahls heilige Ueberreste modernder Gebeine. Des Königs erschöpfte Geduld drohte den Handel abzubrechen. Nur vergönnte er dem Legaten noch, selbst zum Hochmeister zu ziehen, damit nichts unversucht bliebe.

Der Orden wandte ein: er sey unmittelbar dem Papste unterworfen, folglich nicht befugt, dem Könige zu huldigen. Diese Bedenklichkeit hob der Mittler durch Beyspiele anderer, die auf ähnliche Weise dem Papste so wohl als einem weltlichen Oberherrn pflichtig waren. Seufzend gaben die Ritter nach.

Der Legat kehrte zurück. Von der heiligen Barbara war nicht mehr die Rede: nur hatte sich Ludwig noch einige zeitliche Vortheile ausbedungen. Gleichsam kniend bath der Bischof jetzt, dem Blutvergießen ein Ende zu machen; nicht länger noch, um eines Schlosses oder Gebiethes willen den Frieden

zu verzögern; dafür zum Lohne den ewigen Frieden zu erwerben. Casimir gab nach.

Der Hochmeister kam nun selbst nach Thorn. Die Preußen mußten den Verarmten zu diesem Zuge nothdürftig ausrüsten, denn nach dem Zeugnisse eines gleichzeitigen Schriftstellers, konnte er nur mit Lumpen sich noch bedecken, und die Chronik fügt die drollige Bemerkung hinzu: er habe nicht einmahl einen Narren mehr besolden können, da doch zuvor jeder Comthur seinen eigenen Narren gehalten. — Vornehme Pohlen ritten ihm entgegen, wollten ihm den sauern Gang durch einen stattlichen Empfang versüßen.

So wurde endlich, nach dreyzehn blutigen Jahren, der erseufzte Friede geschlossen am 19. October 1466. Die Preußen murrten dagegen, denn sie hätten gern den Orden ganz vertrieben. Auch der Bischof von Ermeland und einige von des Königs Räthen murrten, denn nach ihrer Meinung würde Casimir, nach der Einnahme von Conitz, mit leichter Mühe ganz Preußen erobert haben; allein die Pohlen erklärten ihre Zufriedenheit; denn ihr alter, gefährlicher Feind war vernichtet; sie erhielten das culmische Land, Michelau und Pomerellen, sammt den vornehmsten Städten, Thorn, Danzig, Elbing, Marienburg, die Bisthümer Culm und Ermeland. Der Orden mußte huldigen. Dagegen verblieb ihm der übrige Theil von Preußen. Der Hochmeister wurde pohlnischer Fürst und Reichsrath, mit Bestimmung eines Ehrenplatzes dem Könige zur Linken. Auch die Gebiethiger, von ihm empfohlen, sollten aufgenommen werden in den Rath. Unterhandlungen mit fremden Fürsten, ohne Zustimmung des Lehnsherrn, blieben dem Orden untersagt. Die Hälfte der Kreutzherren und

Ordensbeamten sollte künftig aus Pohlen bestehen. Das Recht, den Hochmeister abzusetzen, ging verloren. Der Neuerwählte sollte den Huldigungseid nach sechs Wochen leisten; in jedem Kriege des Ordens Fahne unter dem pohlnischen Heere wehen. Allen Ungehorsamen ward verziehen; alle Flüchtlinge und Verbannte durften zurück kehren in ihr Eigenthum.

„Was die Kreutzherren besitzen," hieß es unter andern, „oder künftig erobern mögen, alles soll mit unserm Reiche Einen Körper bilden, Ein Geschlecht, Ein Volk, durch enge Bande verknüpft, keinen andern Herrn über sich erkennend, als nur den Papst in geistlichen Dingen. Wir wollen keine Bündnisse schließen, ohne des Hochmeisters Rath und Willen; er aber soll, uns unbewußt, keinen Krieg gegen Rechtgläubige beginnen. Neuer Zölle oder Auflagen soll er sich enthalten, so wie wir ein Gleiches geloben. Diesen Frieden zu vernichten, soll keine Macht auf Erden vermögen, weder Papst, Kaiser noch Concilium."

So lauteten die wichtigsten Puncte eines harten Friedens, der, ohne des Legaten sanfte Vermittelung, schwerlich dem Orden ein kraftloses Daseyn würde gefristet haben. Auch Wilhelm von Eppingen, jener wackere Mann, den Conrad von Erlichshausen sterbend zu seinem Nachfolger empfahl, befand sich unter den Ordensgesandten, und unterzeichnete eine schimpfliche Urkunde, die er, das Ruder führend, wohl nie veranlaßt haben würde.

Auf dem Wege nach Thorn mußte der gebeugte Hochmeister noch den Schimpf ertragen, daß die Braunsberger, auf ihres Bischofs Befehl, ihm die Thore verschlossen. Kaum seine Wagen ließ man durch die Stadt, er selbst mußte durch den Fluß reiten.

Bey seiner Ankunft zu Thorn reichten ihm der König und alle Hofleute die Hand; dasselbe that auch jener Bischof, doch Ludwig zog die seinige unwillig zurück, bis der König beyder Hände selbst vereinigte. „Aber," setzt die Chronik hinzu, „wie ihre Herzen gesinnt waren, das weiß Gott!"

Nach unterzeichnetem Frieden nahte sich der Hochmeister dem Könige das Knie beugend. Casimir hob ihn schnell auf und weinte.

Der Friede wurde in deutscher und pohlnischer Sprache verlesen. Der König wie der Hochmeister wiederhohlten mit lauten Worten ihre Zustimmung. Dann knieten beyde vor dem Legaten, und schworen auf das Kreutz, ihn unverbrüchlich zu halten. Dasselbe thaten die gegenwärtigen Bischöfe, Räthe, Woywoden und Comthure. Dann umarmte der gerührte König den Hochmeister zu mehreren Mahlen, und ging mit ihm in die Kirche unserer lieben Frauen. Der Legat hielt das Hochamt. Der ambrosianische Lobgesang ward angestimmt. Ein Gastmahl auf dem Rathhause beschloß die Feyerlichkeit.

Bewegt durch Ludwigs Armuth, schenkte ihm der König Rosse, Marderpelze, Silbergeräthe, auch 15,000 Gulden, war aber selbst so dürftig, daß er von dieser Summe nicht mehr als 150 bar entrichten konnte.

Wohl mochten Thränen die Urkunde benetzen, denn sie war theuer erkauft. Bey des Krieges Anfang zählte Preußen 21,000 Dörfer, jetzt nur noch 3000, und auch diese menschenleer. Viele Städte lagen in der Asche, die Felder wüste, 119 Kirchen in Trümmern, die übrigen verödet. Die erschlagenen Pohlen wurden nicht aufgezeichnet, aber 85,000 Söldner blu-

teten für den König. Das Ordensheer, in seiner größten Stärke, betrug 71,000 Mann, jetzt nur noch 1700. Die Tausende der geopferten Bauern wurden nicht einmahl gezählt. Von 15,000 durch die Danziger besoldeten Kriegern waren noch 161 übrig. Fast 2000 Bürger oder Bauern aus dem Stadtgebiethe wurden von ihren Familien beweint. Der Elbinger Söldner, 5800 an der Zahl, waren geschmolzen bis auf 700. Die übrigen Städte und Dörfer zählten 90,000 Erschlagene. Doch blieb der Pest, wie dem Hunger, noch viel zu morden übrig, und ungezählt flohen Tausende über die rauchende Gränze. Alle Hausthiere waren verschwunden; Bären, Wölfe, hatten sich furchtbar vermehrt.

Fast eine Million Ducaten wandte der König auf; der Orden mehr als 700,000. Die Danziger erlegten über 700,000 Mark; ihre minder mächtigen Bundesgenossen zusammen gegen anderthalb Millionen.

„Ach Gott!" rief Casimir, als man dieß Alles ihm vorlegte, „ist auch das Land so viel Christenblutes und Geldes werth zu achten?" — Durch reiche Zufuhr von pohlnischem Getreide verschaffte er seinen neuen Staaten wohlfeile Zeit, aber Menschen konnte er nicht erwecken. Feldarbeiter, Handwerker, waren selbst um hohe Preise nicht zu finden.

Gesandte von beyden Theilen erhoben sich nach Rom, die päpstliche Bestätigung und einen Cardinals-Hut für den Friedensmittler auszuwirken. Auch sollte der Orden erklären: freywillig sey Alles geschehen, und was etwa den Ordensgesetzen zuwider möchte befunden werden, das sollte ein päpstliches Machtwort ausgleichen. Paul II. gewährte das Erbethene.

Der klaren Friedensbedingung zum Trotz, weigerten sich die übermüthigen Danziger, ihren Verbannten die Thore der Vaterstadt wiederum zu öffnen. — Nicht der Krieg, gaben sie vor, sondern Verbrechen gegen die Gesetze und den hanseatischen Bund zogen ihnen die gerechte Strafe der Verbannung zu. Zwey und zwanzig Unglückliche mußten der Hoffnung entsagen, ihr Vaterland wieder zu sehen. Weit edler betrug sich der König. Manche Pohlen flüsterten ihm zu, er solle schreckliche Rache an Conitz nehmen, um der Treue willen, die es dem Orden bewiesen; aber Casimir verwarf die niedrige Eingebung, denn Treue wußte er auch am Feinde zu schätzen.

Wie sehr der schimpfliche Friede den Rittern am Herzen nagte, bewies eine Unbesonnenheit des klugen Heinrich Reuß, der kurz darauf, durch Elbing ziehend, daselbst ein Nachtlager hielt. Das Volk lief zusammen, um seinen alten Comthur zu sehen, denn es ging ein Gerücht, er habe im Kriege ein Auge eingebüßt. Da trat er unter die Thür der Herberge, mit lauter Stimme rufend: „Seht mich nur an, ihr Ungetreuen unserer lieben Frauen! Hier stehe ich, manchem guten Herzen zur Freude, manchem Bösewicht zum Stachel, daß sie uns nicht vertreiben können. — Wahrlich! wenn einst Christus wird zu Gericht kommen, da werden Hans und Gabriel von Bayfen das Feldpanier der Verräther tragen.“

Diese eben so unkluge als ohnmächtige Rache veranlaßte einen Volksauflauf, der vom Bischofe und dem Rathe nur mit Mühe gestillt wurde.

Der bekümmerte Hochmeister überlebte den Frieden nur kurze Zeit. Zum Regenten war er nicht geboren, wie sein wackerer Vetter wohl voraus sah. Trunk

und Wollust hatten ihn entnervt, und als ein blindes Werkzeug in seines Oheims Hand gegeben. Was man in jenen Zeiten sorgfältige Erziehung nannte, hatte er genossen, denn er verstand ein wenig Latein, und seine Höflichkeit wird gerühmt. In ruhigen Zeiten, in besseren Händen, würde er vielleicht in die Reihe der ungepriesenen, doch ungetadelten Regenten getreten seyn, denen weder Fluch noch Segen folgt, weil ihr günstiges Schicksal sie ungeprüft vorüber führte. Dann würde die Geschichte von ihm nichts weiter melden, als daß er, löblich fromm, ein Fest vom heiligen Speer und Nagel eingeführt.

Preußen hatte nun seine Selbstständigkeit verloren, wurde pohlnische, dann brandenburgische Provinz, und — um jenes großen Verlustes gleichsam zu spotten — ward ihm von des Glückes Eigensinn die Ehre zutheilt, allen Besitzungen des Hauses Brandenburg seinen Nahmen zu leihen, ja sogar die Königswürde an ihn zu knüpfen.

Vor diesem vernichtenden Frieden behauptete Preußen einen hohen Rang unter den europäischen Staaten, errungen durch langes Zusammenwirken physischer und moralischer Kräfte. Papst und Kaiser bezeigten Achtung für den Orden, dessen Kreutz die edelsten Geschlechter schmückte; dessen Tapferkeit, wie sein romantischer Ursprung, die Gemüther mit Ehrfurcht, die Fantasie mit wunderbaren Bildern füllte; dessen Besitzungen von der Narova bis zum atlantischen Meere in allen Ländern Europens zerstreut lagen; der die Frommen durch seiner Stiftung Zweck, die Tapferen durch seinen Ruhm bestach. — Preußen war das Land, wo, Jahrhunderte hindurch, jeder Krieger Ehre, jeder Abenteurer Glück suchte; wo das Erworbene durch kein Faustrecht verkümmert wurde,

wäh=

während Deutschland unter der Herrschaft adeliger Raubschlösser seufzte. Auch unter den Handelsstaaten behauptete Preußen einen Ehrenplatz. Reichthümer gewährte ihm der nordische Handel, Schutz die mächtige Hanse. Daher der Strom von Einzöglingen, der nach Preußen immerwährend sich ergoß, als in ein gelobtes Land.

Und was wurde nun aus diesem schönen Lande? — eine Wüste, mit zerstörten oder entvölkerten Wohnungen besäet; eine Wüste, wo noch Jahrhunderte später, in dicken Wäldern, auf unfruchtbaren Haiden, das Auge Spuren der gesegneten Fluren fand, deren Früchte einst des Landmanns Scheuern füllten.

Wahr ist freylich, des Ordens Uebermuth und Zügellosigkeit hatten dem Bunde gerechten Vorwand geliehen; doch im Gefühle seiner Stärke, überschritt er bald mit gleichem Uebermuthe die zarten Gränzen der Selbstvertheidigung; kannte kein Maß mehr für seine Forderungen; trachtete die Herrschaft zu theilen; würde auch dann noch, unbefriedigt, nach Alleinherrschaft gestrebt haben; und wäre ihm das gelungen, so läßt der Geist, der ihn beseelte, wohl mit Recht vermuthen, daß die Regenten nur zu bald an verhaßter Willkühr selbst die Kreutzherren würden übertroffen haben.

Große Lehre für die Nachwelt! Was der Unglückliche tugendhaft anhebt, das endigt der Glückliche mit Frevel; denn jede Stunde wandelt des Menschen Gemüth. Darum soll ein rechtliches Volk zögern, so lange es vermag, ehe es zu Gewalt schreitet. Die Frucht schimmert, der Geschmack ist bitter, die Wirkung Gift.

Was errangen die Preußen?

Dreyzehnjährigen Jammer — kurzen Siegestaumel — das Joch einer fremden Nation — Zerrüttung ihres Vaterlandes — den Fluch ihrer Nachkommen! denn die Geißel, dem Orden entrissen, wurde in der Hand der Pohlen zu Scorpionen!

Ende des vierten Bandes.

Inhalt

des vierten Bandes.

Seite

Erstes Kapitel.

Zwist im Innern des Ordens = = = = 5

Zweytes Kapitel.

Entstehung des preußischen Bundes = = = 13

Drittes Kapitel.

Des Bundes nächste Folgen = = = = 30

Viertes Kapitel.

Conrad von Erlichshausen = = = = 39

Fünftes Kapitel.

Verhältnisse mit Brandenburg = = = = 48

Sechstes Kapitel.

Verhältnisse mit Rußland, Litthauen, Pohlen = = 54

Siebentes Kapitel.

Verhältnisse mit Dänemark = = = = 61

Achtes Kapitel.

Verhältnisse mit Holland und England = = = 65

Neuntes Kapitel.

Verhältnisse mit kleineren Fürsten und Herren = = 68

Inhalt.

Seite

Zehntes Kapitel.

Verhältnisse mit dem Kaiser und dem Könige von Ungarn 70

Eilftes Kapitel.

Benehmen der Geistlichkeit in Preußen 74

Zwölftes Kapitel.

Versuch, den Bund aufzulösen 79

Dreyzehntes Kapitel.

Das Erzbisthum zu Riga 82

Vierzehntes Kapitel.

Vom Ablaßgelde und Peters-Pfennige 84

Funfzehntes Kapitel.

Die Vehmgerichte 88

Sechzehntes Kapitel.

Sitten und Gesetze unter Conrads Regierung . . 96

Siebzehntes Kapitel.

Ordenszucht unter Conrads Regierung 101

Achtzehntes Kapitel.

Conrads Verhältnisse mit dem Deutschmeister . . 107

Neunzehntes Kapitel.

Conrads Tod 110

Zwanzigstes Kapitel.

Ludwig von Erlichshausen 113

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Neue Bundesanfechtungen 118

Inhalt.

Seite

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Der Bund beruft sich auf den Kaiser = = = 124

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Rechtsstreit vor dem Kaiser = = = = 132

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Land und Städte reissen sich vom Orden los = = 147

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Preußen unterwerfen sich dem Könige Casimir von Pohlen = = = = = = 154

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Die Schlacht bey Conitz = = = = = 162

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Das zweyte Kriegesjahr = = = = = 169

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Das dritte Kriegesjahr = = = = = 178

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Aufruhr zu Thorn und Danzig = = = = = 185

Dreyßigstes Kapitel.

Uebergabe von Marienburg = = = = 190

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Laulicher Krieg und fruchtlose Friedensunterhandlungen = 198

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Das siebente Kriegesjahr = = = = = 207

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Das achte Kriegesjahr. = = = = = 210

Inhalt.

Seite

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Die Schlacht bey Zarnowitz = = = = 215

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Der päpstliche Legat = = = = = 218

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Friedensunterhandlungen = = = = 223

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Friede = = = = = = = 230